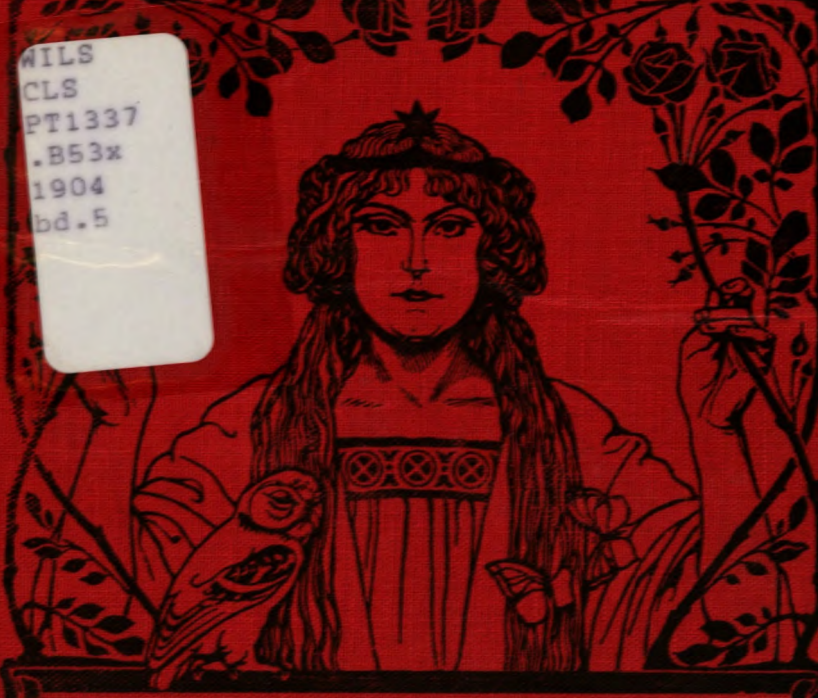
WILS
CLS
PT1337
.B53x
1904
bd.5



BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG ÚND DES WISSENS

Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch in neuer, billiger Lieferungs-Ausgabe.

In dem unterzeichneten Verlag beginnt soeben in **neuer, billiger Lieferungs-Ausgabe** zu erscheinen:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen

von **Dr. C. E. Bock,** weiland Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

Siebzehnte, umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und sechs Farbtafeln.

Neu bearbeitet von Medizinalrat Dr. W. Camerer.

Vollständig in 20 Lieferungen zu 30 Pfennig.

Alle vierzehn Tage eine Lieferung im Umfang von 3 bis 4 Druckbogen.

Die gewaltigen Fortschritte der gerade gegenwärtig in so rascher Entwicklung begriffenen Natur- und medizinischen Wissenschaften haben es notwendig gemacht, Bocks Buch einer vollständigen Umarbeitung zu unterziehen, welche in mustergültiger Weise von dem Herausgeber, Medizinalrat Dr. Camerer, ausgeführt worden ist. Außerdem wurde die neue Auflage mit zahlreichen neuen, teils farbigen Tafeln und Figuren versehen, so daß das Werk in seinem ganzen Inhalt durchaus auf der Höhe der Zeit steht. Um das altbewährte Buch in immer weitere Volkskreise dringen zu lassen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, eine neue, billige **Lieferungs-Ausgabe** zu veranstalten. Die siebzehnte Auflage erscheint in

20 Lieferungen zu 30 Pfennig.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf Bocks Buch entgegen und senden die soeben erschienene erste Lieferung zur Ansicht. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an

Die Verlagshandlung:

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Photographie im Verlag der Photogr. Union in München.

Mit Mann und Roß und Wagen — hat sie der Herr geschlagen.
Nach einem Gemälde von Arthur Kampf.

K. F. Beckers Weltgeschichte. Vierte Auflage. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. **K. H. Grotz** und Prof. Dr. **J. Miller.** Mit 1590 Abbildungen und vielen Karten und Plänen. In 6 elegant gebundenen Doppelbänden zu je 6 Mark.

Diese neueste, bis auf die Gegenwart reichende, weitaus neu illustrierte Ausgabe des berühmten Geschichtswerkes eignet sich vortrefflich für Geschenkzwecke. Die Vorzüge des „Becker" sind längst bekannt: zweckmäßige Auswahl des Stoffes, lebendige, anschauliche Darstellung, übersichtliche Anordnung und Einteilung, warme Vaterlandsliebe, breite Berücksichtigung der neuen und neuesten Geschichte. Diesen Vorzügen verdankt das altberühmte, auch für pädagogische Zwecke sehr geeignete Werk seine bisherige Verbreitung in allen Kreisen des deutschen Volkes. Die neue, vierte Auflage verbindet mit dem Reize der Darstellung die Zuverlässigkeit nach dem gegenwärtigen Stande des geschichtlichen Wissens. Hervorragende Anerkennung fand die neue (4.) Auflage in folgend genannten Blättern und Zeitschriften: Berliner Tageblatt, Hamburger Correspondent, Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte, Die Post (Berlin), Schwäbischer Schulanzeiger und vielen anderen.

Bestes Geschichtswerk für die deutsche Hausbibliothek.

K. F. Beckers Weltgeschichte. Neueste Zeit.

Von der französischen Revolution bis zur Gegenwart (1789 bis 1902) Neu bearbeitet von Prof. Dr **K. H. Grotz.** Mit 434 Abbildungen und 2 Karten. Zwei Bände. Gebunden Preis 14 Mark.

Vielfachen Wünschen entsprechend, ließen wir den Abschnitt „Neueste Zeit" von Beckers Weltgeschichte in obiger Sonderausgabe in etwas größerem Format und mit splendiderer sonstiger Ausstattung erscheinen. Die beiden Bände umfassen den Zeitraum von der französischen Revolution bis zur Gegenwart in durchgreifender Neubearbeitung und unter Verwendung eines überaus reichen, vorzüglich reproduzierten Bildermaterials. Beckers Weltgeschichte Neueste Zeit will allen denen dienen, welche sich besonders über die jüngste Hauptepoche des weltgeschichtlichen Werdeganges informieren wollen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vortreffliche Geschenkliteratur für die Jugend.

Der Jugendgarten.

Ein Mädchen-Jahrbuch. Neue Ausgabe. 28. Bd. 289 Seiten Text. 149 Abbildungen u. Beilagen. Elegant gebunden Preis 4 Mark 50 Pf.

Mit dem neuesten Bande des „Jugendgartens" bieten wir ein billiges Jahrbuch von innerem Werte für Mädchen im Alter von 9 bis 14 Jahren, das in sorgfältig getroffener Auswahl Unterhaltendes und Nützliches vereinigt: Fesselnde Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts, neue Märchen, Gedichte und Rätsel, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte in anziehender, dem jugendlichen Verständnis angepaßter Form; es ist ein guter Berater für Sport, Spiel und allerhand Beschäftigungen für die jüngere Mädchenwelt.

Der bildlichen Ausstattung ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet. „Der Jugendgarten" kann nur wärmstens empfohlen werden.

Das Neue Universum.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Band 24. 474 Seiten Text, 490 Abbildungen und Beilagen. Elegant gebunden Preis 6 Mark 75 Pf.

Der neueste Band dieses gangbarsten aller Jahrbücher ist bedeutend stattlicher als seine Vorgänger. In schmuckem Einbande und farbenreichem Schutzumschlag präsentiert er sich als vornehmes Geschenkbuch für heranreifende Söhne und fürs Haus; seine bekannte Stärke liegt in der geschickten Vereinigung von Belehrendem, Unterhaltendem und Nützlichem und macht ihn überall dort begehrt, wo man eine gediegene Lektüre, welche die Weiterbildung fördern kann, bloßen Unterhaltungsbüchern vorzieht. Das beliebte Buch kommt dem Interesse an technischen Dingen, Erfindungen und Entdeckungen mit tausenderlei fesselnden Berichten und Darstellungen entgegen. Es enthält außerdem Erzählungen mit wissenschaftlichem Hintergrunde, Reisen, Abenteuer, Spiel und Sport u. s. w. Wer ein Buch von bleibendem Werte schenken will, wähle das „Neue Universum".

Der Gute Kamerad.

Illustriertes Knaben-Jahrbuch. Band 17. Ein starker, reich illustrierter Quartband. Mit vielen Kunstbeilagen. Elegant gebunden Preis 10 Mark.

Das Kränzchen.

Illustriert. Mädchen-Jahrbuch. Band 15. Ein starker, reich illustrierter Quartband. Mit vielen Kunstbeilagen. Elegant gebunden Preis 10 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.
Illustriertes Verzeichnis gediegener Geschenkbücher gratis von der Verlagshandlung.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vortreffliche Geschenkliteratur für die Jugend.

Helden zur See. Seefahrten und Abenteuer von der ersten Umsegelung Afrikas bis auf die neueste Zeit. Von **Julius Reuper.** Mit einem farbigen Titelbild und sechs Tondruckbildern. In farbenprächtigem Einband. Preis 4 Mark 50 Pf.

Die Fahrten, Entdeckungen, Abenteuer und Kämpfe der Seehelden aller Zeiten werden bei unseren Knaben immer das lebhafteste Interesse erwecken. Das Buch gibt keine Phantasieschilderungen, sondern steht auf dem Boden der geschichtlichen Ereignisse, die es in fesselnder Form erzählt.

Deutsches Heldenbuch. Dem deutschen Volke erzählt von **Richard Weitbrecht.** Mit ein- und mehrfarbigen Illustrationen von Johs. Gehrts und R. E. Kepler. Zweite, durchgesehene Auflage. In farbenprächtigem Einband nach einem Entwurf von Johs. Gehrts. Preis 5 Mark.

Weitbrechts Heldenbuch sollte allen deutschen Knaben in die Hand gegeben werden, damit sie sich begeistern an den Idealgestalten, welche Sage und Geschichte uns überlieferten. Das schön ausgestattete Buch will gleichwie das oben angekündigte „Helden zur See" nicht allein der Unterhaltung dienen, sondern auch zur Befestigung und Vertiefung geschichtlicher Kenntnisse beitragen. Beide Bücher sind daher auch pädagogisch besonders wertvoll.

Jugendschriften, jeder Band 2 Mark.

Diese preiswerte, bei aller Billigkeit durchaus gediegene und trefflich ausgestattete Sammlung enthält beliebte Jugenderzählungen und Märchen hervorragender Verfasser und erfreut sich großer Beliebtheit. Es erschienen nachstehende Bände:

Die beiden Sträflinge. Eine Erzählung aus dem australischen Busch von **Friedrich Gerstäcker.** Für die reifere Jugend bearbeitet von Julius Reuper.

Sigismund Rüstig oder **Der Schiffbruch des Pazifik.** Eine Erzählung von Kapitän Marryat für die deutsche Jugend bearbeitet.

Das Geheimnis des dicken Daniel und anderes. Vier Erzählungen für die Jugend. Von **Victor Blüthgen.**

Der Weg zum Glück. Fünf Erzählungen für Knaben. Von **Victor Blüthgen.**

Lebensfrühling. Vier Erzählungen für Mädchen. Von **Victor Blüthgen.**

Was die Märchentante erzählt. Von **Henriette Dévidé.** Dreiundzwanzig ganz reizende, neue Original-Märchen.

Weihnachtsgrüße. Acht Erzählungen und Märchen für die Jugend. Von **Amélie Godin.**

Junges Blut. Sechs Erzählungen für die Jugend. Von **Julius Lohmeyer.**

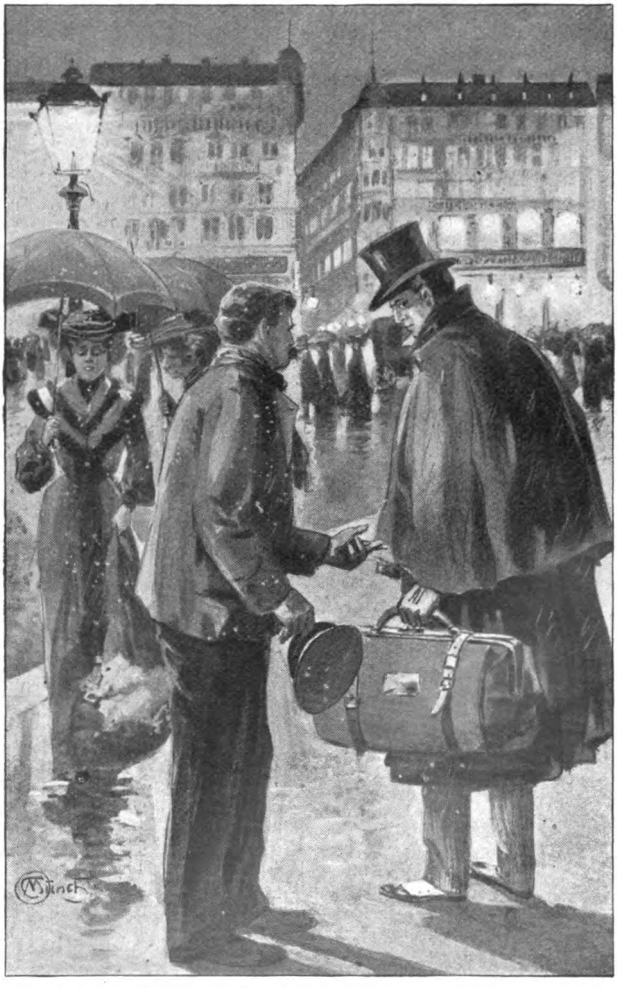
Jugendwege und Irrfahrten. Sieben Novellen für die Jugend. Von **Julius Lohmeyer.**

Aus goldner Zeit. Acht Erzählungen für die Jugend. Von **Julie Ludwig.**

Jeder Band mit 4 Farbendruckbildern elegant gebunden. Preis 2 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.
Illustrierter Katalog gediegener Geschenkwerke gratis von der Verlagshandlung.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Der Reisekoffer“ von Friedrich Thieme. (S. 64)
Originalzeichnung von Carl Münch.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1904 · Fünfter Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, cls
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Schiffbruch. Roman von Henriette v. Meerheimb (Fortsetzung) 7

Der Reisekoffer. Erzählung nach Tatsachen. Von Friedrich Thieme 62
Mit Illustrationen von Carl Münch.

Die Halloren. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Heinz Krieger 86
Mit 13 Illustrationen.

Der Schlangenring. Novelle von Reinhold Ortmann . . 109

Eine echte Weihnachtsspeise. Küchenplauderei von M. Elsner 173
Mit 7 Illustrationen.

Die letzten Menschen. Ein Phantasiestück aus fernster Zukunft. Von Th. Seuberlich 184

Aus dem Wetterwinkel Europas. Ein Ausflug nach Mazedonien. Von H. Wolffram 198
Mit 5 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Der rechte Respekt 211

Die reichsten Leute der Welt 213

Neue Erfindungen:

I. Transportable Fliesenbadewanne 215
Mit Illustration.

II. Vorrichtung zum Schlachten von Geflügel . . 216
Mit Illustration.

Seite

Wer ist ehrlich? 217
Der zoologische Garten im Winter 220
Der bewegliche Fels in Candil 222
Mit Illustration.
Die vertriebene Schauspielerin 224
Das nächtliche Aufschrecken der Kinder 225
Humoristische Reklame 228
Ein Wettrennen mit Schildkröten 229
Mit Illustration.
Friedrich der Grosse über seinen Vater 231
Diamantentransport 232
Putzsüchtige Hunde 235
Die Zigeuner bei Hofe 237
Der erste Entdecker des elektrischen Glühlichts . . . 237
Guter Rat 238
Ein stolzer Doge 239
Die Beamten des Schahs von Persien 240
Ein Zollscherz 240

Schiffbruch.

Roman von Henriette v. Meerheimb.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Drittes Kapitel.

Die kriegsgerichtliche Unterſuchung wurde ſofort eingeleitet. Wie vorauszuſehen, ließ ſich keine eigentliche Verſchuldung, ſondern nur ein Zuſammentreffen unheilbringender Zufälligkeiten feſtſtellen. Jeder hatte ſeine Pflicht getan, ſich vor allem heldenmütig am Rettungswerk beteiligt. Das einzig Poſitive, das ſich nachweiſen ließ, war Hollens zu ſpät verſtandener, dann zu haſtig ausgeführter Befehl. Das blieb der angreifbare Punkt. Die Erkrankung Hollens warf auch über dieſe folgenſchwere Tatſache ein verſöhnendes Licht. Sein erbetener Abſchied wurde zwar bewilligt, war aber von einem ſehr gnädigen Handſchreiben begleitet, das ſeiner Verdienſte bei der Rettung der Ertrinkenden anerkennend gedachte. Die gleichzeitig angebotene Stelle im Marineamt wies Hollen kurz zurück, trotz Ellens Bitten und Vorwürfen.

Seine früheren Kameraden, die treu zu ihm hielten, ſchrieben ihm oft oder ſuchten ihn perſönlich auf. Hollen

beantwortete keinen Brief und ließ auch niemand vor, selbst Normann nicht. Er fürchtete, auch in dessen Zügen mitleidige Teilnahme zu lesen oder diese aus dem Klang seiner Stimme herauszuhören. Seiner empfindlichen, stolzen Natur war Mitleid schwerer zu ertragen als Härte und Ungerechtigkeit.

Seine Nerven hatten furchtbar gelitten. Nachts warf er sich schlaflos in seinem Bett herum — immer wieder von Zweifeln an sich selbst gepeinigt. Die Bilder der vergebens mit den Wellen Ringenden verfolgten ihn beständig. Versuchten Ellen oder Asta, ihm die Gedanken an seine Schuld auszureden, so besserte das seine Gemütsverfassung keineswegs. Sah er einmal die Vorgänge mit dem nüchternen Blick der Wirklichkeit und erkannte, seine Schuld sei nur eine eingebildete, so überwältigte ihn gleich wieder die Erbitterung über seine dann grundlose Verabschiedung. Wie in einem unzerreißbaren Netz verstrickt drehten seine Gedanken sich beständig um diesen wunden, schmerzenden Punkt herum.

Jede Zeitung, die er zur Hand nahm, brachte spaltenlange Berichte über das unglückselige Ereignis, widersprechende Angaben, endlose und zwecklose Meinungsäußerungen von Laien und Sachverständigen.

Wie ein krankes Tier verkroch er sich in seiner Stube. Jeder Laut, der vom Hafen hereindrang, tat ihm weh. Er ging nur noch in der Dämmerung aus, um keinem Bekannten zu begegnen. Stundenlang grübelte er vor sich hin, die Augen starr auf einen Punkt gerichtet.

Ellens tatkräftiger Natur widerstand diese Art, ein Unglück erst unnötig herauszufordern, dann stumm geduldig sich davon erdrücken zu lassen. Sie ergab sich nicht gleich, sondern schrieb, ehe der Abschied heraus war, hinter Hollens Rücken an seine Vorgesetzten, ohne

indessen etwas anderes zu erreichen als einige landläufige Redensarten, Ratschläge oder Versprechungen einer späteren Anstellung beim Marineministerium, da Hollens Nerven doch wohl den Anstrengungen des praktischen Schiffsdienstes nicht gewachsen seien.

Hollen warf die Briefe zornig beiseite. Er überhäufte Ellen mit Vorwürfen, weil sie sich ohne seine Erlaubnis in seine Angelegenheiten mischte. Sie antwortete trotzig. Mit zäher Energie klammerte sie sich an jeden Strohhalm, um Herr über das widrige Geschick zu werden. Es fielen böse Worte auf beiden Seiten, Worte, die sich in ihre Herzen eingruben und mit wachsender Bitterkeit das Andenken an die verflossenen, glücklich-friedlichen Jahre ihrer Ehe trübten.

Seltsam ernüchtert und enttäuscht glaubte jeder plötzlich einer fremden Persönlichkeit feindlich gegenüberzustehen, deren Ansichten und Handlungsmotive man weder begreifen noch vergeben konnte.

Der Arzt riet für Hollens Gemütszustand dringend eine Luft- und Ortsveränderung an. In Kiel zu bleiben war aus pekuniären Gründen so wie so ausgeschlossen. Auch machte das trotz allen Ausweichens häufige Zusammentreffen mit Bekannten und alten Kameraden den Aufenthalt hier immer unleidlicher. Ellen schlug daher vor, in eine Vorstadt Berlins zu ziehen, Knaben in Pension zu nehmen und auf diese Weise ihre Einnahmen zu erhöhen. Hollen sträubte sich dagegen. Für einen verabschiedeten Offizier erschien ihm diese Art von Gelderwerb herabwürdigend. Ellen zuckte verzweifelt die Achseln und überließ es ihm endlich selbst, den Wohnort zu bestimmen.

Es schien nicht leicht zu sein, einen Ort zu finden, der billig genug für die schmalen Geldmittel war und doch ein Gymnasium, wenigstens in erreichbarer Nähe,

aufweisen konnte. Ein Bekannter bot ihnen endlich ein Landhäuschen in der Nähe von Helmstadt zu einem lächerlich billigen Preis an. Otto konnte mit dem Rad die Schule in Helmstadt besuchen. Das Leben sollte sehr billig sein, vor allem aber waren sie in der dortigen Gegend völlig unbekannt. Niemand würde nach ihnen fragen, sich um sie kümmern.

Hollen und Ellen reisten hin, um das Haus zu besehen.

Ellen sagte kein Wort, als sie durch die niedrige Tür trat. Hollen mußte den Kopf beugen, um nicht anzustoßen. Kleine viereckige Zimmer mit geschmacklosen, buntgeblümten Tapeten. Aus den Fenstern die Aussicht über schwarze, eben umgeackerte Felder. Auf den Ackerschollen pickten hungrige Krähen nach Rübenresten. Die Gegend flach wie ein Teller.

„Für unser Leben gut genug," sagte Ellen bitter. Sie unterdrückte mühsam die aufsteigenden Tränen, wenn sie das fast ärmliche, kleine Haus mit der Villa in der Düsternbrokallee verglich.

„Otto wird am Garten Freude haben," meinte Hollen. Er betrachtete das Stück Ackerland mit Interesse. Es umzugraben, zu bepflanzen würde ihm selbst Zerstreuung schaffen. Körperliche Arbeit! Er lechzte danach. Müde werden — die quälenden Gedanken zum Schweigen bringen!

„Otto ist kein Kind mehr, dem Gartenspielen genügt. Aber sparen will ich für ihn," antwortete Ellen leidenschaftlich, „jeden Groschen zehnmal bedenken, um ihm aus dem Schiffbruch unseres Lebens eine bessere Zukunft zu retten. Ich werde nur eine Aufwärterin für die gröbsten Arbeiten halten. Asta muß ihr ewiges Singen lassen und mir helfen."

„In Helmstadt ist kein Konservatorium. Sie wird

keinen Unterricht mehr nehmen können." Hollen warf einen traurig bittenden Blick auf Ellens Züge.

Ein harter Ausdruck entstellte das hübsche Gesicht seiner Frau.

Wieder beschlich ihn das Gefühl der Fremdheit, der Verlassenheit ihr gegenüber. Jedes Wort, das sie sprachen, erweiterte die Kluft zwischen ihnen.

„Das kann ich nicht ändern." Ellen besah ärgerlich ihren Umhang. Der neue Olanstrich der Türen ließ häßliche Flecken auf dem schwarzen Tuch zurück. Die einflügeligen Türen waren so schmal, daß man ohne anzustreifen nicht hindurch konnte. „Du hast ihr die Möglichkeit, sich auszubilden, genommen — nicht ich."

„Könnten wir ihr nichts von unserem Kapital leihen?"

„Ich nehme meinem Kind nicht die letzte Möglichkeit einer standesgemäßen Zukunft."

Hollen seufzte. „Wie du willst. Es ist ja dein Geld."

„Verlangst du etwa, daß ich Otto beraube, um deiner Schwester zu helfen?"

„Ich verlange gar nichts, Ellen."

„Gar nichts — oder sehr viel ... wie man es nehmen will," murmelte sie im Hinausgehen.

„Du bist also einverstanden, daß wir hier wohnen und leben?"

„Einverstanden? Ich! Was hilft es mir denn, wenn ich nein sage? Du machst ja doch alles, wie du willst."

Als sie nach abgeschlossenem Kauf durch winklige Gäßchen dem Bahnhof zuschritten, legte Hollen plötzlich seinen Arm um Ellens Schultern. „Ellen, dies neue, einförmige Leben, das wir hier führen müssen, könnte wenigstens friedlich sein — wenn du wolltest."

Sie schüttelte seinen Arm von sich ab. „Friedlich!

Mit dem ewigen Stachel im Herzen, wie anders alles sein könnte, wenn du anders gehandelt hättest."

Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. „Beziehen sich diese Vorwürfe auf mein jetziges Verhalten oder auf meine gescheiterte Karriere?" fragte er scharf.

„Ach, laß mich. Das kannst du dir selbst beantworten."

Ohne weiter ein Wort zu wechseln, legten sie die Heimreise zurück.

Asta hörte beklommen Ellens Beschreibung der elenden kleinen Stadt, des winzigen Häuschens mit an. Wie sollte sie in den engen Räumen stundenlang musizieren? Das mußte den Bruder, dessen Nerven immer reizbarer wurden, stören. Vor allem aber: wie sollte sie ohne Unterricht weiterkommen? Eine wahre Verzweiflung packte sie Ellens wortkarger Verschlossenheit gegenüber. Auf all ihr Bitten und Klagen zuckte die Schwägerin höchstens die Achseln.

Asta vermied es, Hollen selbst mit ihrem Kummer noch zu erregen. Sie half Ellen bei den Vorbereitungen des Umzugs. Die Wohnung sah schon ungemütlich aus. Die kostbarsten Gegenstände waren zum Verkauf in einem Zimmer zusammengeschoben, die Stores abgenommen, Bilder und Nippsachen beiseite geräumt. In wenigen Tagen sollte der Packer kommen.

„Wie wir deinen Flügel in den Mäuselöchern aufstellen sollen, Asta, ist mir ein Rätsel," sagte Ellen; sie kniete vor einem japanischen Schränkchen, dessen Fächer sie entleerte. „Du tätest klug, ihn zu verkaufen und ein billiges Klavier dafür anzuschaffen."

„Meinen Flügel verkaufen?" Asta schnellte aus ihrer zusammengesunkenen Haltung auf. „Niemals! Das ist ja das einzige, das mir bleibt."

„Dann schlage nur dein Bett auf dem Flügel auf,"

lachte Ellen bitter, „denn beides zusammen kann unmöglich in deiner Kammer stehen.“

Asta antwortete nicht. Es würgte sie etwas in der Kehle. Die harte, kalte Stimme Ellens tat ihr so weh. Sie trat zum Fenster. Durch die unverhüllten Scheiben flutete die warme Frühlingssonne ins Zimmer. An den Linden, die den Kai umstanden, schwollen die Knospen. Das Wasser kräuselte sich unter dem leichten Wind, der darüber hinstrich und die rotbraunen Segel der Kähne blähte.

Eine unbezwingliche Sehnsucht nach freier Luft erfaßte Asta. Dies jetzt so unwohnliche Zimmer, in dem die schwülen, schweren Stimmungen der Bewohner wie etwas greifbar Drückendes lasteten, wurde ihr unerträglich. „Ich gehe aus,“ sagte sie hastig.

„Nimm Otto mit,“ bat Ellen. „Der arme Junge hat es auch so schwer.“

„Ich kann nicht. Ich muß allein sein.“

Asta wartete Ellens weitere Einwände nicht ab. Sie verließ rasch das Zimmer und gleich darauf das Haus. Lange Zeit stand sie am Hafen und sah wie geistesabwesend auf das Getriebe der Schiffe hinunter. Erst als ein paar vorübergehende Matrosen ihr ins Gesicht starrten, ging sie weiter, tiefer in die Anlagen hinein. Sie setzte sich auf eine leere Bank. Die Frühlingsluft machte müde und schlaff. Mechanisch zeichnete die Spitze ihres Sonnenschirmes Striche und Figuren in den grobkörnigen Kies des Weges. Ohne daß sie es wußte, lief eine Träne nach der anderen über ihr Gesicht. Die Gedanken an die trostlose Zukunft, der sie entgegenging, erpreßten sie ihr.

Ein Leben in der Kleinstadt ohne Kunst, ohne Musik, ohne die Aussicht, jemals ihren Traum verwirklichen zu können — wie sollte sie das ertragen?

Mit der jetzt stets unzufriedenen, verstimmten Ellen grobe Hausarbeit tun, Strümpfe stopfen, in der Küche stehen — das würde ihr Tageslauf sein.

Ein Schatten, der über ihre in den sonnigen Weg gezeichneten Figuren fiel, zwang sie, aufzusehen. Die Sonnenstrahlen und die in ihren Augen glänzenden Tränen blendeten sie. Erst als der Vorübergehende grüßend vor ihr stehen blieb, erkannte sie William v. Normann.

„Ich komme wieder von einem fruchtlosen Versuch, Ihren Herrn Bruder zu sehen," sagte er und legte die Hand grüßend an die Mütze. „Es ist unrecht von Hollen, uns alle zurückzuweisen, trotzdem ich mir denken kann, daß unser Anblick ihm wehe tut."

Asta stand auf und gab Normann die Hand. Sie fühlte sich immer etwas befangen ihm gegenüber seit seiner von ihr halb scherzend zurückgewiesenen Werbung.

Er drückte leicht ihre kleine Hand, gab sie dann aber sofort wieder frei. „Darf ich mich Ihnen anschließen? Oder wollen wir noch etwas hier ausruhen?"

Asta nickte. Sie mochte Normann ganz gern, wenn sie ihn auch nicht heiraten wollte. Sie fühlte das Bedürfnis, sich auszuklagen.

Er sah mitleidig in ihr Gesicht. Die Tränenspuren waren noch deutlich sichtbar. Seine heiße, mühsam zurückgedrängte Leidenschaft wallte stürmisch auf. Er hätte sie in seine Arme nehmen und das süße, traurige Gesicht mit Küssen bedecken mögen. Da er das nicht konnte, fragte er erzwungen ruhig nach ihren Zukunftsplänen.

„Sie wissen natürlich, daß der Abschied meines Bruders schon heraus ist?" fragte Asta.

„Ja. Der Entschluß, seinen Abschied zu erbitten,

entsprang einem allzu empfindlichen Ehrgefühl," antwortete Normann ernst. „Man kann ihn tadeln und muß ihn doch darum bewundern und lieben."

„Von uns hört er nichts wie Tadel" — Astas Mund zuckte — „wenigstens von Ellen. Ich sage nichts, aber ich glaube, mein Schmerz ist ihm ebenso peinlich wie Ellens Empörung."

„Sie wollen nicht in Kiel bleiben?"

„Wir können es nicht, Herr v. Normann, wir haben ja so wenig Geld. Wir ziehen in eine kleine Stadt, wo es keine Musik, keinen Lehrer, keine künstlerische Interessen gibt."

„Werden Sie das aushalten?"

Asta preßte die Hände zusammen. „Ich glaube nicht. Ich denke manchmal, ich könnte versuchen, an einer kleinen Bühne zu singen, bis ich die Mittel erworben habe, mich zur Konzertsängerin auszubilden."

Normann erschrak. „Um Gottes willen! Sie wissen nicht, welch Leben Sie damit wählen, welchen Gefahren Sie sich aussetzen." Vor der fragenden Unschuld ihrer verwundert zu ihm aufsehenden Augen entsank ihm der Mut, dies Thema näher zu erörtern. „Sie würden Ihre Stimme überanstrengen, statt sie auszubilden," sagte er hastig. „Das ist ein ganz unausführbarer Gedanke."

„Ich will aber — ich muß etwas in meiner Kunst erreichen," unterbrach Asta ihn heftig. Ihre Augen glänzten. Die Farbe kam und ging auf dem zarten Gesicht. Der kleine Matrosenhut saß weit von der Stirn zurückgeschoben auf dem blonden, flimmernden Haar. Aus dem tiefen Knoten im Nacken stahlen sich ein paar kleine Locken heraus, weich wie gesponnene Seide lagen sie auf dem hochgeschlagenen Samtkragen ihrer eng anliegenden grauen Tuchjacke.

Normann stieg das Blut heiß in die Schläfen. Die Nähe des schönen, stürmisch begehrten Mädchens raubte ihm seine kühle, anerzwungene Selbstbeherrschung. Er legte den Arm um ihre Taille und zog sie zu sich heran. In der gründämmernden Stille des Laubenganges sah man keinen Menschen. „Asta, werden Sie meine Frau!“ Halblaut, mit raschem Atem flüsterte er die Worte in ihr Ohr. „Versuchen Sie es, mich zu lieben. Sie sollen Ihre Kunst treiben, so viel Sie wollen, sich ausbilden — ich ebne Ihnen die Wege.“

Sie machte sich erschrocken von ihm frei.

„Ich sagte Ihnen damals gleich, daß ich Ihr Nein nicht als endgültige Antwort annehme,“ fuhr William fort.

Asta bog den Kopf an die harte Lehne der Bank zurück. Wenn Normanns Antrag ein Ausweg wäre! Vor dem künftigen Leben mit den Geschwistern in der kleinen Stadt graute ihr. „Herr v. Normann, ich habe aber gar keine Lust zu heiraten,“ stieß sie hervor.

Er lächelte. „Ich desto mehr. Ich bin aber zufrieden, wenn Sie sich vorläufig heimlich mit mir verloben. Es braucht's niemand außer Ihren Geschwistern zu wissen. In wenigen Wochen fängt meine lange Reise an. Zwei Jahre werde ich unterwegs sein. Sie können so lange ungehindert Ihrer Kunst leben. Wenn ich zurückkomme, sollen Sie zwischen mir und Ihrer Kunst wählen! Das heißt, Ihr schöner Gesang wird auch stets meine größte Freude sein, nur den Gedanken, öffentlich aufzutreten, müßten Sie aufgeben.“

„Sie sagen, ich soll während Ihrer Abwesenheit meiner Kunst leben. Wie soll ich denn das anfangen? Bei meinen Geschwistern ist mir jede Möglichkeit dazu abgeschnitten. Ich habe Ellen vergebens gebeten, mir Geld zu geben, mich nach Berlin gehen zu lassen. Ach,

ich wollte so wenig brauchen, so fleißig sein! ... Aber sie ist grausam, denn trotzdem ich ihr gewiß später alles ersetzen könnte, weigert sie sich."

Normann schwieg ein paar Minuten. Er sah nachdenklich vor sich hin.

Asta beobachtete ihn mit gespannter Aufmerksamkeit.

Als er in ihre forschend auf ihn gerichteten Augen sah, klärte sich sein Gesicht auf. „Ich spiele va banque mit meinem Lebensglück — aber sei es drum. Asta, Sie sollen Ihren Willen haben. Ich werde Ihre Schwägerin bewegen, Ihren Wunsch zu erfüllen. Sie sollen in Berlin Musik studieren, während ich fort bin. Ich kann aber natürlich nur als Ihr Verlobter in Ihrem Interesse handeln, sonst würde meine Intervention wie eine unbescheidene Einmischung zurückgewiesen werden."

„Geht es wirklich nicht anders?"

„Die Frage ist nicht sehr schmeichelhaft für mich. Nein, ich glaube in der Tat, anders erreiche ich nichts von Frau Ellen."

Sie hielt ihm zögernd die Hand hin. „Herr v. Normann, sollte es mir glücken, in meiner Kunst etwas zu erreichen, werden Sie mir dann nicht zürnen, wenn ich —"

Sie stockte.

„Wenn Sie Ihr Wort zurücknehmen, wollen Sie sagen?"

Asta nickte.

„Wenn Sie wirklich in der festen Überzeugung verharren sollten, nur als öffentlich auftretende Sängerin Ihr Glück zu finden, so trete ich zurück und gebe Sie frei," sagte er ernst. „Aber, Asta, ich hoffe und glaube, daß Sie durch Ihr Studium zu der Einsicht gelangen, daß nur das Virtuosentum in der Kunst nach öffent-

licher Anerkennung und Bewunderung strebt. Sie können auch in der Stille, als meine Frau, der Kunst dienen mit dem besten Teil ihres Selbst, nicht in Eitelkeit."

„Glauben Sie, daß nur Eitelkeit mich dazu treibt, mich ausbilden zu wollen?" fragte sie heftig.

„Nein — sonst würde ich Ihnen nicht behilflich sein, Ihren Zweck zu erreichen. Ich glaube, daß wahre Liebe zur Musik Sie drängt. Wenn Sie aber erst tiefer in das Künstlerleben hineinsehen, werden Sie bald merken, wie viel Ehrgeiz, Eitelkeit, Geldgier sich dort breit macht. Diese Erfahrung ist schmerzlich. Ich ersparte sie Ihnen gern. Aber ohne diese Erkenntnis kommen Sie nie zum Frieden."

Asta sah ihn lächelnd an. Sein schön geschnittenes, braun gebranntes Gesicht mit den ernsten dunklen Augen gefiel ihr heute ganz gut. Es war schön, durch das Tor der Liebe in das Reich der Kunst einzugehen. Ihr Lehrer sagte ihr sehr oft: ehe sie nicht eine große Leidenschaft empfunden habe, werde sie nie eine Künstlerin sein, denn zur vollendeten Wiedergabe der Gefühle gehöre vor allem eigene, tiefe Empfindung. Vielleicht genügte es aber, wenn sie sich lieben ließ!

„Wollen Sie mich wirklich auf dies unsichere Versprechen hin haben?"

Ihr etwas koketter Augenaufschlag, ihr reizendes Lächeln brachte ihn um den Rest seiner Besinnung.

Er küßte sie leidenschaftlich. „Ein halbes Versprechen ist besser wie gar keines. — Wir wollen jetzt aber aufbrechen, Asta. Ich begleite dich nach Hause." Die vertrauliche Anrede schien ihm nach dem geduldeten Kuß selbstverständlich. „Ich muß mit deinem Bruder sprechen und auch gleich bei Frau Ellen unseren Plan befürworten. Laß mich allein mit ihr reden."

„Gern. Kurt wird sich wohl wieder verleugnen lassen."

„Diesmal bleibe ich sitzen. Einmal muß er doch nach Hause kommen."

„Es ist aber schon sehr häßlich bei uns — alles weggeräumt."

„Ich komme deinet-, nicht der Einrichtung wegen."

Asta ging beflügelten Schrittes neben Normann durch die Straßen. Ihre sanguinische Natur glaubte gern das Beste.

Sie fiel Ellen, die ihnen selbst die Tür aufmachte, stürmisch um den Hals, lief dann aber ohne jedes erklärende Wort in ihr Zimmer.

Ellen ging dem jungen Offizier voran in ihren Salon. „Es ist wirklich rührend von Ihnen, Herr v. Normann, daß Sie sich trotz meines Mannes Unfreundlichkeit nicht abschrecken lassen. Sie sehen, wir sind schon in dem unbehaglichen Zustand der Auflösung begriffen."

Ellen wunderte sich im stillen über Williams strahlendes Gesicht. Auch Astas ungewöhnlich zärtliche Begrüßung war sehr auffallend. Was mochte das bedeuten? Vor wenigen Tagen erklärte der Trotzkopf zwar noch, nie einen Marineoffizier heiraten zu wollen, aber Mädchenlaunen sind unberechenbar. Vielleicht —

Normann ließ seine Blicke erstaunt im Zimmer umhergehen. Sonst bot der Salon stets den Anblick wohnlicher Behaglichkeit, heute machte er einen trübseligen Eindruck, als ob der plötzliche Schicksalsschlag auch alle Schönheit, allen Komfort aus den Wohnräumen der Betroffenen mit weggefegt hätte. Konnten wirklich abgenommene Gardinen, beiseite geräumte Nippsachen und Bücher, welkende Blumen solche einschneidende Veränderung hervorbringen?

Auch Ellen erschien anders wie sonst in dem unkleidsamen Hausanzug, mit nachlässig aufgesteckten Haaren. In der grellen Beleuchtung, die kein sanft verschleiernder Tüllvorhang milderte, sah man jedes Fältchen in dem blassen, strengen Gesicht.

Gewaltsam sammelte er seine abschweifenden Gedanken. „Ich bin sehr froh, gnädige Frau, Sie erst allein zu treffen. Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen und eine Bitte auszusprechen."

„Eine Bitte an mich? Was können wir Ihnen noch gewähren, Herr v. Normann? Wir gleiten aus Ihrem — aus dem Leben all unserer früheren Kameraden und Freunde heraus."

„Das hoffe ich nicht. Wenn die erste Bitterkeit überwunden ist, wird Hollen sich zu uns zurückfinden."

„Nie! Er verrennt sich immer mehr in seine überspannten Ideen. Jetzt bleibt uns ja auch nichts anderes übrig, als uns von allen zurückzuziehen."

„Mich werden Sie jedenfalls nicht abschütteln können, gnädige Frau. Auch Hollen muß mit mir eine Ausnahme machen. Ich habe mich nämlich mit Asta verlobt und komme, um seine Einwilligung zu erbitten."

„Mit Asta verlobt!"

Ellens Erstaunen zwang Normann ein leises Auflachen ab. „Sie verzweifelten auch schon daran. Ich nicht. Ich habe trotz Astas anfänglicher Weigerung gewußt, daß ich sie noch erringen würde. Freilich, ihre Zustimmung hat noch einen Vorbehalt."

„Welchen denn?" fragte Ellen gespannt.

Ihr blasses Gesicht rötete sich etwas. Endlich einmal eine frohe Botschaft! Durch diese Heirat wurde Asta gut versorgt, später konnte sie Otto behilflich sein. Normann mußte ihm die Wege zum Eintritt in die Marine ebnen.

„Ich sagte bereits, daß ich Ihre Hilfe beanspruche, gnädige Frau."

„Hollen gegenüber? — Herr v. Normann, so wahnsinnig wird er nicht sein, seiner Schwester Glück im Wege zu stehen."

„Ich denke nicht. Jede Kleinlichkeit liegt ihm fern."

„Meinen Sie? Otto soll nicht bei der Marine eintreten, weil mein Mann in seiner Karriere Schiffbruch litt."

„Bis dahin ist noch lange Zeit und inzwischen manches verwunden, was jetzt noch wehe tut. Sie müssen Hollen wie einen Kranken behandeln, gnädige Frau."

„Gerade das reizt ihn am meisten."

„Wenn man es ihm zeigt — selbstverständlich. Einem Kranken sagen Sie es auch nicht, wie schwer leidend er ist. Hollen ist nicht körperlich, nicht geistig, aber seelisch krank. Das erfordert eine sehr vorsichtige Behandlung."

„Ich kann keine Seelenstudien machen, wenn ich mit der Not des Lebens ringen muß."

„Gnädige Frau, Hollen leidet sehr tief —"

„Aber ganz selbstverschuldet."

„Das sind die schlimmsten Leiden. In die Hölle des Lebens kommt nur der hohe Adel der Menschheit, sagt Hebbel, die anderen stehen davor und wärmen sich."

„Dann gehöre ich zum Proletariat. Ich wärme mich lieber, statt in der Hölle selbstgeschaffener Qualen zu brennen wie mein Mann."

„Ich kann Hollens Handlungsweise vom praktischen Standpunkt aus vielleicht verurteilen, vom ethischen muß ich sie billigen."

Ellen schüttelte den Kopf. „Nein — man hat nicht

nur Rücksichten gegen sich selbst, auch an andere muß man denken. — Aber wir schweifen ab, nicht über unsere trostlose Zukunft wollten wir sprechen, sondern über Ihre und Astas. Sie werden wohl bald heiraten wollen?"

„Ich? Je eher je lieber! Aber Asta . . ."

„Asta muß sich fügen. In unser Leben paßt sie jetzt nicht mehr hinein."

„Sie will auch nicht bei Ihnen bleiben. Sie möchte während meiner Abwesenheit in Berlin Musik studieren."

„Billigen Sie das?"

„Besser eine hinausgeschobene Verbindung als später ewig unbefriedigte Wünsche zur Ruhe sprechen zu müssen."

„Und wenn dieses Studium Asta Ihnen ganz entfremdet?"

„Das glaube ich nicht. Astas Phantasie malt sich alles viel idealer aus, als es in Wirklichkeit ist. Sie wird bald erkennen, wie viel Widerwärtigkeiten mit dem Leben einer Berufskünstlerin zusammenhängen, und froh sein, ihre Kunst für sich treiben zu können."

„Sie mögen recht haben oder sich irren, ein gefährliches Experiment bleibt es auf alle Fälle. Asta ist jung — und sehr hübsch."

„Ich will ihr aber voll vertrauen können. Ein Marineoffizier, der jahrelang seine junge Frau verlassen muß, kann nur ein Mädchen wählen, von dem er die felsenfeste Überzeugung hegt, daß sie sein Vertrauen nie mißbrauchen wird."

„Und diese Überzeugung glauben Sie Asta gegenüber haben zu können?" Ellens Ton klang nicht sehr zuversichtlich.

„Das will ich eben ausprobieren."

„Ein gefährlicher Versuch."

„Der Ausgang entscheidet immer. Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Das Sprichwort ist abgedroschen, aber unbestreitbar. Sie müssen meine Verbündete sein, gnädige Frau."

„Inwiefern?"

„Asta braucht Geld. Ich kann es ihr nicht anbieten. Tun Sie es für mich."

Ellen sah erstaunt auf.

„Ich habe Vermögen," fuhr Normann hastig, wenn auch etwas befangen fort, „bin niemand in der Welt Rechenschaft schuldig als mir selbst. Wenn Asta meine Frau wird, ist die Sache erledigt. Und sollten meine Hoffnungen sich wirklich zerschlagen — auch dann, gnädige Frau, dürfen Sie nie verraten, daß ich dazu beitrug, ihren Wunsch zu erfüllen. Es geht alles durch Ihre Hand. Auch Hollen darf nichts wissen. Später sage ich ihm dann selber alles."

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Normann. Sie selbst bieten die Hand, damit Asta ein Leben wählt, das sie nur von Ihnen trennen kann?"

„Das glaube ich eben nicht. Ohne die Aussicht, jetzt sich ganz ihrer Musik widmen zu dürfen, würde Asta nicht eingewilligt haben, meine Frau zu werden. Sie war in Verzweiflung über das ihr bevorstehende Leben in der kleinen Stadt. Sie würde uns später stets vorwerfen, ihr keine Gelegenheit gegeben zu haben, ihr Talent auszubilden. Das will ich vermeiden."

Ellen sah nachdenklich vor sich hin. Vielleicht wählte William wirklich das einzige Mittel, um Asta gefügig zu machen. „Ich will Ihren Wunsch erfüllen, Herr v. Normann, aber ich muß die Freiheit behalten, Asta die Wahrheit zu sagen, wenn ich es einmal für unbedingt nötig halten sollte."

„Gut, gnädige Frau — aber auch nur dann! Sonst tiefstes Schweigen.“

„Mein Wort darauf.“

Normann beugte sich über Ellens Hand, als Asta, die ihre Ungeduld nicht länger bemeistern konnte, hereinstürmte.

„Tut sie's?“ war ihre erste atemlose Frage.

Normann nickte.

Asta umschlang Ellen mit einem Jubelruf. „Du beste, liebste Seele! Du stellst dich ja nur hart und kalt! Wie soll ich dir danken?“

„Nur dadurch, daß du dein Wort hältst und William glücklich machst.“

„Frau Ellen, verehrte Schwägerin — das ist gegen die Verabredung! Keine Zwangsmaßregeln!“

Normann zog Asta zu sich heran. Sie spielte mit einem Knopf seiner Uniform.

„Ach du —“ sagte sie plötzlich, „ich bin dir ja schon sehr gut, weil du Ellen herumgebracht hast.“ Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und drückte einen Kuß auf seinen Mund — ganz sanft und leise, aber ohne zu erröten.

Ellen sah mit ironischem Lächeln, wie beglückt Normann über diesen freiwilligen Kuß war. „Er glaubt an erwachende Liebe,“ dachte sie, „und es ist doch nur aufwallende Dankbarkeit, die sie zärtlich macht.“

„Ellen, komm, hilf mir,“ bat Asta. „So kann es hier nicht bleiben. Wir rücken den Tisch in die Mitte. Hol ein Tischtuch, deine schönsten Gläser — ich besorge Blumen. Wein, etwas Gutes zu essen. Heute wollen wir fröhlich sein. Ich singe euch vor, wir trinken auf die Kunst, das Leben — auf alles, was ihr wollt. Ich ziehe mir schnell ein weißes Kleid an. Ellen muß auch andere Toilette machen. Nicht wahr, William?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, war sie schon zur Tür hinaus.

Ellen kramte einige schön geschliffene Gläser heraus. „Bei Asta geht es stets „himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt", lieber Normann. Zwischen diesen Extremen schwankt sie beständig hin und her."

„Tun Sie ihr den Willen," bat er. „Es ist doch natürlich, daß sie unsere Verlobung wie ein Freudenfest feiern will."

„O, du blinder Narr!" dachte Ellen. Sie verbiß mühsam die Antwort, die ihr auf der Zunge lag: „Nicht dich feiert sie, nur den Triumph, ihren Willen durchgesetzt zu haben." Wie ein Hohn auf ihr verdunkeltes Leben kam es ihr vor, den Tisch mit Blumen, Früchten, schnell herbeigeschafften Delikatessen herrichten zu sollen.

Hollen und Otto machten erstaunte Augen, als sie von ihrem trübseligen Spaziergang aus den dämmerigen Straßen hereinkamen und den Salon festlich zurechtgemacht fanden.

Brennende Lichter, Blumen, helle Kleider verbreiten schnell einen heiteren Eindruck.

Normann begrüßte Hollen so herzlich, daß dieser unwillkürlich etwas aus seiner frostigen Zurückhaltung heraus kam. Ohne ein Wort zu erwidern, ließ er sich alles auseinander setzen. Astas Verlobung, ihr Entschluß, während Normanns Abwesenheit in Berlin Musik zu studieren, Ellens Bereitwilligkeit, das dazu erforderliche Geld vorzustrecken.

Über diesen letzten Punkt ging Normann etwas schnell und flüchtig fort. Lügen fiel seiner Zunge schwer.

Hollen wünschte Asta Glück. Er widersetzte sich ihrem Vorhaben mit keiner Silbe, dankte aber auch seiner Frau nicht. War es ihm ein bitteres Gefühl,

daß Normanns Einfluß sie so schnell zu dem vermochte, um das er sie so oft vergeblich gebeten hatte? Oder durchschaute er die geheime Abmachung?

Noch vor kurzer Zeit wäre es seiner Frau unmöglich gewesen, ihn zu täuschen, jetzt bedurfte es keiner großen Anstrengung dazu.

Trotz des funkelnden Weins in den mattgrünen Gläsern, dem Duft der Rosen, die über den Tisch verstreut lagen, wollte keine rechte Stimmung aufkommen. Nur Astas helles Lachen ertönte oft. Sie sah so reizend aus in ihrem weißen Kleid, mit den glänzenden Augen und rosigen Wangen, daß Normann seine Blicke nicht von ihr losreißen konnte.

Nach Tisch sang sie einige Lieder. Normann fand ihren Gesang vollendet schön. Am liebsten hätte er sie gebeten: Gib deinen Plan auf, für mich singst du schön genug, singe nur für uns und unser Glück, heirate mich noch vor meiner Abreise ... aber er wußte zu gut, wie ihre Antwort lauten würde.

Also Geduld — Geduld!

Otto ließ das Brautpaar nicht viel ungestört. Flüsternd fragte er Normann beständig nach der unseligen Schiffskatastrophe aus, klagte ihm vor, daß der Vater ihn nicht zur Marine gehen lassen wolle, und schließlich hieß es: „Onkel William, du mußt mir helfen, den Vater umzustimmen."

„Ich will sehen, was sich machen läßt," beschwichtigte Normann. „Warte nur bessere Zeit ab."

Hollens scharfe Ohren fingen einige Worte des leisen Gesprächs auf. „Lieber Normann, rede dem Jungen die Idee aus!" rief er herüber. „Ist es nicht genug, wenn einer in der Familie scheitert?"

„Otto kann seine Gedanken sehr gut konzentrieren. Er ist vollkommen gesund und nervenstark. Alle Vor-

bedingungen zu einer erfolgreichen Laufbahn bei der Marine kann er erfüllen," unterbrach Ellen ihren Mann. „Ich sehe nicht ein, warum er seinem Herzenswunsch nicht folgen soll."

Hollens Gesicht rötete sich. Er verstand oder glaubte die Anspielung zu verstehen. Er biß sich auf die Lippen und schwieg. Eine schwüle Pause entstand. Otto sah verlegen und unglücklich vom Vater zur Mutter herüber. Er konnte sich in der jetzt stets wie elektrisch geladenen Atmosphäre seines einst so heitersonnigen Elternhauses nicht mehr zurechtfinden.

„Geh zu Bett, Otto," befahl Hollen.

Ellen stand sofort auf. „Ich gehe mit dir, mein Junge."

„Dann ist es wohl für mich auch Zeit," meinte Normann.

„Bleib noch, William," bat Hollen.

Asta räumte ihre Notenblätter zusammen und drehte den Herren den Rücken. Ellen und Otto gingen mit einem kurzen Gruß hinaus.

Hollen sah ihnen nach. In seinem Blick lag eine bittere Resignation. „Man möchte keinen dritten zum Zeugen in seiner Ehe haben," sagte er halblaut wie zu sich selbst sprechend. „Und doch ist dieser dritte immer da: das Kind! Und ist oft mehr wie ein Zeuge, nämlich Sündenbock."

Normann faßte seine Hand. „Das zieht sich alles wieder zusammen. Es ist jetzt nur noch zu frisch und unverwunden bei Frau Ellen. Mit der Zeit wird sie Ergebung lernen."

„Ergebung! Das ist weiter nichts wie die bequemste Lage eines Kranken, der sich lange unter Martern herumwirft und dadurch müde wird und endlich Ruhe findet. Vorläufig werfen wir uns noch herum

und stoßen darum beständig aneinander," antwortete Hollen gedrückt.

„Darf ich euch in eurem neuen Wohnort bald aufsuchen und dort von Asta Abschied nehmen?" lenkte William ab.

„Gewiß. Bleib ein paar Tage. Das muß ein langer Abschied werden, weil euch ja so lange Trennung bevorsteht."

„Wären die zwei Jahre nur erst vorüber!" seufzte Normann. „Früher konnten mir die Reisen nie lang genug sein, jetzt kommt es mir wie eine Ewigkeit vor. Bin ich zurück, heiraten wir gleich. Nicht wahr, Asta?"

Sie sagte weder ja noch nein. Die langen Wimpern blieben über die lachenden Augen gesenkt. Sie biß die Zähne fest in die rote Unterlippe, um die Antwort festzuhalten, die in ihrem Herzen jubelte: Bis dahin bin ich längst eine gefeierte Sängerin!

„Gute Nacht, lieber William, träum recht schön!" sagte sie laut.

Wie Taubenlachen klang die holde Stimme — süß und spöttisch.

Der Ton lag ihm noch im Ohr während seines einsamen Weges durch die jetzt stillen, menschenleeren Straßen.

„Träum recht schön!"

Wenn seine Hoffnungen wirklich nur schöne Träume bleiben sollten?

Zwei Jahre sind eine lange Zeit, und er ging unerreichbar weit fort.

Ein lähmendes Gefühl der Mutlosigkeit wollte ihn beschleichen, aber er schüttelte es gewaltsam ab und ging straff aufgerichtet seinen Weg weiter. Er mußte fest vertrauen! Konnte er das nicht, dann würde sein ganzes späteres Leben, jede neue Reise eine neue Qual

und beständig nagende Sorge sein. Das ging nicht an. Man kann den schweren Beruf eines Seemanns auf fernen Meeren nur frisch und freudig erfüllen, wenn der Gedanke an die Heimat, die Zurückgebliebenen wie ein fester Schatz, nicht wie ein schwerer Sorgenstein im Herzen ruht.

Bläuliches Mondlicht zitterte über der dunklen Hafenflut. Milde, regenfeuchte Luft strich kühl um seine Schläfen.

Die massigen Schiffsleiber hoben und senkten sich in den leicht wogenden Wellen.

Durch die zerrissenen Wolkenfetzen, die über den Mond hinjagten, schoben sich matt glitzernde Sterne. Wie tröstliche Hoffnungsstrahlen aus unendlichen Fernen grüßten sie herab.

Viertes Kapitel.

Asta sah aus ihrem durch Staub und Regentropfen halbblinden Fenster auf die Potsdamerstraße herunter. Ihr Zimmer lag im dritten Stock. Sie konnte von ihrer Höhe aus nur die Hutdeckel der Menschen, die eilig die heißen, staubigen Straßen entlang eilten, erkennen. Dazwischen jagten Droschken, klingelten elektrische Bahnen, schrillten die Glocken der Radler. Die Lindenbäume, die die Straße einfaßten, sahen welk und matt aus. Gelbe Blätter sanken lautlos von den Zweigen auf den heißen Asphalt herunter. Ein glühender Sommer dörrte die Vegetation aus. Obgleich es bereits Mitte September war, glühte die Sonne noch immer erbarmungslos auf die Steinmassen herab. Die ganze schwüle Sommerhitze steckte noch in den Häusern.

Asta dachte oft mit Sehnsucht an ihr Zimmer in Kiel zurück. Die Seeluft vom Hafen brachte immer

erquickliche Kühle. Auch das Häuschen bei Helmstadt mit dem durch Kurts fleißige Arbeit jetzt üppig blühenden Gärtchen mußte erträglicher sein wie ihr Aufenthalt in der Berliner Pension, die sie seit einigen Monaten bewohnte.

Die stundenlangen Singübungen griffen auch an. Natürlich befolgte der Berliner Gesanglehrer eine ganz andere Methode wie der in Kiel und ließ sie fast wieder von vorne anfangen. In dem Konservatorium, wo sie theoretischen Unterricht nahm und Generalbaß studierte, langweilte sie auch die etwas pedantische Art des Unterrichts. Ihren Studiengenossinnen schloß sie sich nicht an. Die alle betrieben die Sache so schematisch, nur zum Zweck des baldigen Geldverdienens, wie Asta glaubte. Es fehlte ihnen allen der rechte Schwung, die Begeisterung.

Vielleicht lag es auch mit an der drückenden Luft, die allen Enthusiasmus lähmte, aber vorläufig kam ihr der ersehnte Berliner Aufenthalt wie eine große Enttäuschung vor. Das übertrieben viele Singen der letzten Zeit schien ihrer Stimme zu schaden. Erzwingen ließ sich ein schnelleres Vorwärtsschreiten sicher nicht. Bildete sie es sich nur ein oder klang wirklich ihr Gesang oft wie verschleiert in der Mittellage, mühsam hinaufgeschraubt in der noch vor kurzem so silberhellen Höhe? Trotz der schwülen Hitze fühlte sie ihre Hände eiskalt werden bei diesem Gedanken. Sie glaubte das wohl nur, weil ihr die ewigen Übungen zum Überdruß wurden. Sie wollte einmal ein Lied versuchen und sich dabei bemühen, ganz objektiv den Klang des eigenen Organs zu prüfen.

Unmöglich. Ihre Stimme zitterte vor Aufregung. Sie sang falsch — schließlich erstickten Tränen den Gesang. Man kann nicht Künstler und Kunstkritiker zu-

gleich sein. Die Finger klebten an den Tasten. An diesem bleiern-schwülen Tage wurde jede Tätigkeit zur Qual.

Sie hätte eigentlich an William schreiben müssen. Sein letzter Brief war immer noch nicht beantwortet, und er hatte sich doch so dringend häufige Nachrichten bei ihrem Abschied erbeten. Sie glaubte wieder das leise Schwanken seiner Stimme zu hören, den Druck seiner Lippen auf ihrem Munde zu fühlen.

Asta fuhr mit dem Taschentuch durch die Luft. Liebesbriefe kann man nicht schreiben, wenn das Herz kühl, das Zimmer glühendheiß ist.

Ein Klopfen an ihrer Stubentür ließ sie auffahren. Wahrscheinlich verbat sich die nervöse Schriftstellerin von nebenan wieder das Singen.

„Herein — ich bin ja schon still!" rief sie in einem Atem ungeduldig der Eintretenden zu.

Es war aber nicht das überarbeitete Fräulein Ries mit dem Kneifer über den wie gierig nach Romanstoffen herumspähenden Augen und den taktlosen Fragen, mit denen sie alles erforschen wollte, um ihrem ausgeschriebenen Talent durch Fremdanleihen notdürftig aufzuhelfen, sondern Marka Paulsen, die berühmte Konzertspielerin, der Stern der Pension, die erst seit vierzehn Tagen hier wohnte.

Asta hatte gleich lebhaftes Interesse für die Künstlerin empfunden. Das blasse, unregelmäßige Gesicht mit dem bauschigen, dunkelblonden Haar, den etwas schweren Lidern über den graubraunen Augen, deren gerade, feingezeichnete Brauen bis an die Schläfen reichten, zog sie an. Sie wagte aber nicht als so viel jüngere Anfängerin der rühmlich bekannten Klaviervirtuosin näher zu treten, sondern wartete deren Annäherung ab.

Freudig überraſcht ſprang ſie auf und ging ihrem Beſuch entgegen.

„Hat mein Geſang Sie geſtört, Fräulein Paulſen?“

„Ja — ich konnte das müde, gequälte Stimmchen nicht mehr hören,“ ſagte Marka freundlich. „An ſolchem Tage kann man nur im dünnen Morgenrock, im verdunkelten Zimmer ſitzen und abgekühlten Tee trinken. Ich wollte Ihnen vorſchlagen, das bei mir zu tun. Bei Ihnen hier ſind mindeſtens dreißig Grad. Ein Berliner Sommer in einer Berliner Penſion — das iſt eine ſchauderhafte Zuſammenſtellung.“

Aſta folgte der Aufforderung nur zu gern. Jede Ablenkung von ihren traurigen Gedanken war ihr willkommen. Auch konnte eine Annäherung an die routinierte Künſtlerin ihr ja nur in jeder Weiſe nützlich ſein.

Markas Zimmer lag im erſten Stock. Herabgelaſſene Jalouſien verbreiteten ein grün dämmerndes Licht. Unzählige herumſtehende Photographien, viel Blumen, große rote und gelbe Dahlien in dunkelblauen Tonvaſen von antiker Form gaben ſelbſt der banalen Hoteleinrichtung ein eigenartiges Gepräge.

„Ich ſchleppe viel mit mir herum auf meinen Reiſen, aber liebe Bilder, Bücher, Blumen muß ich um mich haben, dann bin ich gleich in dem nüchternſten Zimmer zu Hauſe.“

Marka trat zu dem kupfernen Samowar, der in der Ecke dampfte. „Goldgelber, echt ruſſiſcher Tee über eine Zitronenſcheibe gegoſſen — Sie ſollen ſehen, das kühlt ab. Nur keine kalten Getränke an heißen Tagen trinken! Das erhitzt immer mehr.“

Sie reichte Aſta die Taſſe hin. Der Tee ſchmeckte wirklich beſonders gut.

„Anders wie der Penſionstee, von irgend einer

Hecke abgeschnitten und mit Milch und Zucker zusammengepanscht!" lachte Marka. „Was — immer noch solch trauriges Gesichtchen? Wo fehlt's denn?"

„Ich fürchte, meine Stimme reicht nicht aus. Ich übe und übe, aber —"

„Vielleicht zu viel! Setzen Sie mal den Unterricht ein wenig aus."

„Ich muß rasch etwas erreichen."

Marka zündete sich eine Zigarette an. Asta wies dankend das silberne Etui zurück.

„Zur Höhe der Kunst führt nur ein langer, mühseliger Weg," sagte Marka ernst, ein paar tadellose Rauchringe aus dem kreisrund geöffneten Mund stoßend. Die bläulichen Wölkchen zergingen langsam in der stillen, warmen Luft. „Warum eilt es denn so sehr?"

Asta erzählte in kurzen Worten ihre Verlobung, die zweijährige Frist, in der sie berühmt, wenigstens bekannt werden mußte.

„Um der Heirat zu entgehen? Eine merkwürdige Abmachung! Nun, wenn ich Ihnen mit meinen Erfahrungen helfen kann, bin ich gern bereit."

„Bitte, raten Sie mir."

„Ja, liebes Kind, aber Sie müssen nicht entsetzt sein! Vor allem gehört Geld und nochmals Geld zum Vorwärtskommen."

„Geld?" Asta seufzte. Ellen hielt sie sehr knapp. Sie fürchtete, daß das junge Mädchen unnütz Geld vertäte, und sandte kaum die Hälfte von Williams ausgesetzten Summen. Sie glaubte sicher an die Heirat des jungen Paares, weshalb also sollten Astas verdrehte Ideen so teuer bezahlt werden?

„Sie müssen vor allen Dingen zu Herrn Rosengart gehen. Der leitet die Konzerte in der Philharmonie.

Tausend Mark wird er jedenfalls nehmen, um Ihr Auftreten zu arrangieren."

„Tausend Mark! Nur für die Erlaubnis, singen zu dürfen?"

„Mindestens. Natürlich darf das niemand wissen. Er läßt Sie ein paar Töne singen. Die tausend Mark gelten dann als Honorar für den Unterricht, für den letzten Schliff, den er Anfängerinnen erteilt. Auch den Kritikern müssen Sie Besuche machen und sehr liebenswürdig sein. Hübsch genug sind Sie ja, um zu gefallen."

„Pfui!" Asta warf den Kopf in den Nacken.

„Gar nicht pfui! Das ist ein großes Glück für Sie. Es erleichtert den Anfang. Wenn Sie bekannt sind, können Ihnen die Herren Kritiker egal sein — aber erst Publikumerfolg und gute Kritiken, meine Liebe. Dann wollen wir weitersehen. — Ich gehe also mit Ihnen zu Herrn Rosengart. Ich werde sehen, daß er Ihnen für den Anfang der Saison ein Konzert zusammenstellt. Glauben Sie aber nicht an Einnahmen! Beleuchtung, Saalmiete, Freibillette verschlingen alles. Wenn Ihnen zehn Mark bleiben, ist es viel. Die ersten Jahre dürfen Sie überhaupt auf keine nennenswerten Einnahmen rechnen. Das Geldverdienen kommt viel später — wenn es überhaupt kommt."

Die letzten Worte hörte Asta kaum. „Ist es nicht himmlisch, vom Beifall umjubelt zu werden, zu fühlen, daß man verstanden wird?" fragte sie.

Marka zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht. Vor einem totenstillen, teilnahmlosen Publikum möchte ich wohl auch nicht spielen, aber verstanden werden? Ob es überhaupt da einen in der Menge gibt, der einen ganz versteht? Und nun gar das Konzertpublikum Berlin W! Diese Illusionen lassen Sie lieber fahren.

Ich bin vor der großen Masse Virtuosin, nur in meinen stillen Stunden Künstlerin. Freilich ging ich den umgekehrten Weg wie die meisten. Ich reifte aus der Virtuosin durch mein Leben, meine Leiden zur Künstlerin heran. Die meisten Kunstgenossen machen es umgekehrt. Ihre Künstlerseele erstickt durch Ehrgeiz, Gelderwerb, Nachgiebigkeit gegen ein geschmackloses Publikum im Virtuosentum. Künstlerin werden wollen, heißt leiden wollen. Die Freude verallgemeinert, der Schmerz individualisiert. Und jeder echte Künstler muß eine große Persönlichkeit sein. Leiden, seelische Erfahrungen in schöner Form, in schönen Harmonien ausdrücken — das ist Kunst."

Marka schlug den Deckel des Flügels zurück. Sie spielte eine Komposition von Chopin. Wie ein fallender Tropfen klang das bald laut, bald leiser tönende „As" durch die süße, sanfte Grundmelodie, vibrierte in der steigenden Verzweiflung des Mittelsatzes. Das war kein eintönig fallender Regentropfen mehr, das konnten nur große, still geweinte Tränen bedeuten, die aus einer tiefen Herzenswunde quollen. Mit der leisen, träumenden Wiederholung des Anfangs schloß die Musik. Der hartnäckig bis ans Ende durchjammernde Ton riß an den Nerven.

„Wie schön war das — aber auch wie tief traurig!" sagte Asta leise.

Marka strich liebkosend über die Tasten. „Chopin nachempfinden können — ja, das ist schon etwas. Wir armen reproduzierenden Künstler sind aufs Nachfühlen angewiesen. Nun, schließlich jeder dichtet doch sein eigenes Ich hinzu. Ich spiele dies Stück nie vor profanen Ohren. In das Heiligtum eines zerrissenen Herzens dürfen keine neugierigen Augen sehen. — Sie wissen, wie Chopin dies Stück komponierte?"

„Nein.“

„Er lebte damals noch mit George Sand zusammen, fühlte aber schon, wie die lebensprühende, auf dem Zenith des Erfolges stehende Frau sich innerlich von ihm löste. Er sitzt eines Abends am Fenster und erwartet sie. Stunde um Stunde verrinnt — sie kommt nicht. Eintönig tropft der Regen aufs Dach. Er ist krank, einsam, verlassen. Schwere Tränen treten in seine Augen. Er setzt sich an seinen Flügel. Die Regentropfen, die Tränen vibrieren durch sein Spiel. Langsam, eintönig, hoffnungslos fallen sie herunter ... einer nach dem anderen. Dazwischen singt die Erinnerung an die goldene Liebeszeit. — Sehen Sie es ein, kleines Fräulein v. Hollen, daß Leiden und Schaffen zusammengehören?“

Asta wußte nichts darauf zu sagen. Markas Unterhaltung war ganz anders wie die anderer Menschen, sie interessierte und bedrückte sie zugleich. Sie kam sich ihr gegenüber so hoffnungslos jung und unreif vor.

„Wer ist denn das?“ fragte sie ablenkend. Sie nahm ein Bild vom Tisch. Die Photographie in großem Format zeigte einen ausdrucksvollen Männerkopf. Die Stirn eines Philosophen mit großen, träumerischen Dichteraugen darunter. „Ist das auch ein Musiker?“

„Nein — das ist Professor Reen.“

„Sind Sie mit ihm verwandt?“

„Seelisch — ja, sehr nah!“ Ein nachdenklich wehmütiger Ausdruck trat in Markas Augen.

„Er war Professor der deutschen Literatur an der Moskauer Universität,“ sagte sie nach einer Pause. „Seine Frau und sein kleines Kind blieben in Deutschland zurück. Er wollte für sie erwerben. Wir lernten uns kennen und traten uns näher. Damals fing mein Talent gerade an Aufsehen zu erregen. Ich spielte in

Konzerten. Nach jedem Konzert saß er stundenlang bei mir in dem kleinen, dunklen Hinterzimmer, das auf einen engen Hof hinausging. Dann spielte ich für ihn. Das badete mein Talent wieder rein. Dem Publikum imponierte meine glänzende Technik, ihm gab ich mein Bestes, mein Tiefstes zu hören. Er verstand es, Musik in sich aufzunehmen wie wenige Menschen. Wenn er mir zum Abschied die Hände küßte, das war mir mehr wie der jubelndste Applaus des Publikums."

„Und warum trennten Sie sich?" fragte Asta. Ihre Augen hingen gespannt an den Lippen der Sprecherin.

„Er verlor seine Anstellung und ging nach Deutschland zurück. Am Vorabend seiner Abreise spielte ich ihm dies Chopinsche Notturno. Draußen fielen keine Regentropfen, Schneeflocken sanken lautlos auf die verschneiten Dächer. Auch unser Schmerz blieb still. Es gibt Verluste, welche der Seele eine Erhabenheit verleihen, daß sie sich wie unter Zypressen schweigend ergeht — und sich des Jammerns enthält."

„Haben Sie ihn nicht wiedergesehen?"

„Nein. Die Menschen verurteilten ihn, und sie sagten, er habe einen schlimmen Einfluß auf mich ausgeübt. Ich weiß, daß ich ihm nur zu danken habe. Durch ihn reifte ich aus der Virtuosin zu einer Künstlerin heran." Marka stellte das Bild wieder auf seinen Platz. „Unsere Liebe ging in goldenen Sandalen," sagte sie stolz, „mit seiner kleinen, unbedeutenden Frau schleicht sie in Filzpantoffeln umher. Ich hielt seine Seele in meinen Händen."

„Lebt er noch?" Asta sprach unwillkürlich ganz leise, wie wenn ein Kranker in der Nähe wäre.

„Ja — in Marburg. Er hält keine Vorlesungen mehr, er schreibt. In seinen Büchern habe ich ihn

wiedergefunden, seine ganze stolze, einsame, weltfremde Dichterseele."

„Ich habe noch nie etwas von einem Professor Reen gelesen."

„Das glaube ich. Er findet nur ein kleines Publikum, denn er schreibt nicht für die Menge. Am liebsten ließe er wohl überhaupt nichts drucken. Aber wie sollte ich sonst noch etwas von ihm erfahren? Jedes Wort von ihm ist mir ein geistiger Händedruck — ein Gruß aus weiter Ferne."

„Wie traurig muß es sein, seine Liebe zu begraben!"

„Traurig, ja — aber wo Gräber sind, gibt es auch ein Auferstehen. Um das zu verstehen, dazu sind Sie wohl noch zu jung, kleine Asta."

Sie wurde unterbrochen. Eines der Hausmädchen trat leise, nach fast unhörbarem Klopfen, herein.

„Fräulein Ries läßt fragen," meldete sie, „ob sie Fräulein Paulsen besuchen dürfe."

Asta machte ein abwehrendes Zeichen, aber Marka nickte. „Ich lasse bitten. Es ist solch armes Wurm, dem ein gutes Wort, eine gespielte Melodie oder gesungenes Lied vielleicht über eine traurige Stunde weghilft."

„Sie hat so indiskrete Augen," meinte Asta.

Marka lachte. „Fein bemerkt! Ja, sie sucht nach Romanstoffen. Wenn bei uns die Finger steif werden, die Stimme versagt, können wir immer noch Musikstunden geben. Aber eine ausgeschriebene Schriftstellerin — was fängt die an?"

Fräulein Ries folgte dem anmeldenden Hausmädchen auf dem Fuß. „Liebes Fräulein Paulsen!" Die Schriftstellerin kam mit ausgestreckten Händen auf Marka zu. Asta wurde mit einem flüchtigen Gruß abgefertigt.

„Ich mußte Sie sehen — eine Stunde bei Ihnen gibt so viel Anregung.“

Marka nötigte Fräulein Ries auf den bequemsten Stuhl und goß nochmals Tee auf. Der Samowar kochte immer behaglich vor sich hin. „Sie kommen etwas zu spät, liebe Seele — eben habe ich Fräulein v. Hollen ein interessantes Kapitel aus meinem Leben erzählt.“

„Bitte — bitte, wiederholen Sie es noch einmal,“ flehte Gertrud Ries. Sie setzte die Tasse mit vor Aufregung zitternder Hand auf den Tisch.

Asta wunderte sich über Markas wie Selbstverspottung klingende Bemerkung: „Ein andermal, liebes Rieschen, wenn Sie nicht ganz so stoffhungrig sind. — Was macht der neueste Roman? Haben Sie schon Nachricht? Wann kommt er heraus?“

„Ich finde keinen Verleger!“ Der Schriftstellerin Verzweiflung war größer wie ihr bisher stets zur Schau getragenes Selbstbewußtsein.

„Keinen Verleger? Sie, die bekannte Schriftstellerin?“ wunderte sich Asta, welche die Romane von Gertrud Ries in ihren Backfischjahren eifrig gelesen hatte.

„Veraltet!“ sagte Fräulein Ries bitter. „Früher rissen sich die Zeitschriften um meine Sachen — jetzt bringe ich kaum noch ab und zu in kleinen, schlecht zahlenden Blättern etwas unter. Mein Stil ist unmodern, die ewigen blaßblauen Liebesgeschichten widerten das Publikum an, meinen die modernen Verleger, die gern ihren Lesern etwas Pikantes vorsetzen. Historische Romane wollen sie auch nicht. Seelische Konflikte, fein ausgearbeitet, müssen mit spannender Handlung verbunden sein. Knappe Sätze, viel Dialoge — — und was sonst noch alles.... Das kann ich nicht mehr zurechtbringen. Ich müßte alles umlernen. Und was

um Gottes willen interessiert denn heutzutage eigentlich die Leser? Jeder Stoff ist ja schon tausendmal behandelt worden."

„Aber wie? Auf das Wie kommt es an! Ich dächte, an neuen Stoffen, neuen Aufgaben könnte es nie fehlen. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's faßt, da ist es interessant!"" zitierte Marka. „Eigenes Erleben, Rieschen! Wie sagt George Sand? „Die Feder in Herzblut getaucht." So müssen Sie's machen!"

„Ach, Blödsinn!" wies Fräulein Ries unwirsch zurück. „Mein eigenes Leben liefert wahrhaftig keinen Stoff. Einmal hab' ich mich beinah auf einem Ball mit einem Referendar verlobt; am anderen Tage entschuldigte er sich mit Betrunkenheit."

Asta lachte laut auf. „Das ist freilich eine kümmerliche Liebeserfahrung. Sie müssen doch aber sonst noch manches erlebt haben?"

„Was denn? Ein Leben in der Kleinstadt, aus dessen Enge ich mich durch meine Phantasie rettete. Das nannte man früher Talent. Man erdichtete Personen, Begebenheiten, Zustände. Heute soll alles immer ganz genau dem Leben abgelauscht sein."

„Sie haben doch aber früher viel eingenommen. Konnten Sie nichts sparen?" fragte Marka.

„Ich mußte doch leben. Als die Eltern tot waren, mußte ich meinen jüngeren Bruder studieren lassen. Jetzt sind die in Amt und Brot, ich sitze mit meinem ausgeschriebenen Talent da — und kann verhungern."

Das welke, altjüngferliche Gesicht verzog sich gramvoll. Sie mußte den Kneifer abnehmen, denn die Gläser liefen an. „Früher bekam ich so viele Briefe von Leserinnen, die für meine Bücher schwärmten. Die Kritiken lobten mein Talent, jetzt kommt überhaupt nie

mehr eine Besprechung. Wird mein Name noch einmal erwähnt, so heißt es höchstens geringschätzig bei der Erwähnung eines anderen Buches: „Das ist so recht im Genre der Riesschen Romane: Veilchenduft — Sonnenschein — goldene Löckchen — Schlagsahne — viele Küsse und Tränen.“ So macht man sich lustig!“

„Rieschen, auf diese Zusammenstellung muß ich einen Kognak trinken — trotz der Hitze.“ Marka goß sich ein kleines, fingerhutgroßes Likörgläschen voll. „Ich will Ihnen aber zwei herrliche Romanstoffe geben. Erstens: Sie schildern Ihr eigenes Leiden, die Erfahrungen einer veralteten Schriftstellerin, oder —“

Fräulein Ries schüttelte übellaunig den Kopf. „Das ist zum Erleben schon schlimm genug! Soll ich das alles noch einmal aufwühlen? Dann werd' ich ganz krank.“

„Wer sich seiner Kunst nicht aufopfert, erreicht nichts.“

„Dazu bin ich zu alt. Jetzt nützt kein Opfer mehr.“

„Dann nicht. Ich weiß noch was anderes.“

Fräulein Ries horchte auf. „Hier, Fräulein Asta v. Hollens romantische Geschichte. Sie ist verlobt mit einem jungen, reichen Marineoffizier, will aber trotzdem der Kunst leben, Künstlerin werden, Konzerte geben. Wie wird's nun werden? Wird es ihr glücken, oder kehrt sie dereinst reuig zu ihrem Seemann zurück? Den Schluß können Sie nach Gutdünken gestalten.“

„Solchen Unsinn schreibe ich nicht!“ wehrte Gertrud Ries energisch ab. „Das glaubt mir ja kein Mensch, daß ein Mädchen, das einen netten, wohlhabenden Mann heiraten könnte, so verrückt ist, durchaus Künstlerin werden und sich abschinden zu wollen!“

„Rieschen, ich kann mir denken, daß Ihre Romanheldinnen immer schon im ersten Kapitel nach dem

Paſtor ſchreien. Das iſt eben veraltet. Wir modernen Frauen haben andere Ziele."

„Ich bin eben noch von der alten Schule," meinte Fräulein Ries bedächtig. „Ich hätte auch lieber geheiratet, wie Romane geſchrieben. Nur wollte mich keiner haben. Bei Ihnen, Fräulein Paulſen, mag das anders ſein. Aber für die meiſten Frauen iſt die Kunſt nur Notbehelf — Surrogat für Mann und Kind."

„Sie mögen wohl recht haben." Markas Augen nahmen einen gedankenvoll nach innen gekehrten Ausdruck an. Sie dachte an ein ſtilles Gelehrtenſtübchen in Marburg. Dunkelgrüner Efeu kletterte um die ſchmalen Scheiben. An dem breiten, offenen Schreibtiſch beugte ſich eine klare Denkerſtirn über die Arbeit. Im Garten jagte ein blondhaariges Bübchen auf ſeinem Steckenpferd um die Roſenbeete. Der Duft der Blumen wehte zu dem einſamen Dichter herein.

Ihr Herz krampfte ſich zuſammen. Den beiden Liebe erweiſen, ſie pflegen, hüten, alles Störende fernhalten — war das nicht ein ſchönerer, edlerer Beruf, wie in überhitzten Konzertſälen vor einem gemiſchten Publikum ſein tiefſtes, keuſcheſtes Empfinden bloßlegen zu müſſen? Lebenskünſtlerin ſein — das heißt das Leben ſo ſchön, ſo reich geſtalten wie möglich, das war der wahre, echte Beruf der Frau. Gertrud Ries hatte recht, tauſendmal recht. Surrogat iſt alles andere, Betäubung, ein unzureichender Erſatz für das volle, reich befriedigte Leben der Gattin und Mutter.

„Rieschen — wir werden ſentimental." Marka ſtrich ſich über die feuchten Wimpern. „Das kann ich nicht brauchen — und Aſta auch nicht. Da unten tönt ſchon das Gong zum Abendbrot. Ich danke aber für den kalten Aufſchnitt, dünnes Bier und flegelhafte junge Amerikaner — das ſind die Genüſſe eines Pen-

sionstisches.... Kommen Sie lieber beide mit mir. Jeden Freitag ist offenes Haus bei Professor Bengal. Ich führe Sie ein. Fräulein Asta kann dort einflußreiche Bekanntschaften und Sie Romanstudien machen, Rieschen!"

Astas Augen strahlten. „Kann ich denn unangemeldet mitkommen?"

„Aber natürlich, Kindchen. Wen ich mitbringe, der ist stets willkommen. Machen Sie sich recht hübsch. In einer halben Stunde fahren wir. — Vorwärts, Fräulein Ries!"

„Sie denken also wirklich daran, mich alte, graue Fledermaus auch mitschleppen zu wollen?"

„Gewiß — Sie sollen Stoff sammeln. Erstes Kapitel: Ein Jour fixe im Künstlerheim."

Aber Fräulein Ries schüttelte melancholisch den Kopf: „Da passe ich nicht hin. Ich würde so verwirrt sein, daß ich mir doch nichts merken könnte. Ich werde lieber mit dem alten, halbblinden Baron Öttinger Schach spielen. Besten Dank für die Aufforderung. Wenn Sie wüßten, wie wohl ein bißchen Teilnahme tut. Amüsieren Sie sich gut."

Marka sah ihr mitleidig nach. „Armes altes Ding! Ich glaube auch, da kommt Rat und Hilfe zu spät."

„Sie entweiht die Kunst, wenn sie nur für Geld schreibt. Mag sie lieber Strümpfe stricken," meinte Asta großartig.

„Das wird noch schlechter bezahlt," lachte Marka. „Solch verkümmertes Dasein ist kläglich. Aber lassen wir uns nicht verstimmen. Bei Bengals werden Sie die heitere Seite des Lebens, der Kunst kennen lernen. Ich glaube, der Violinspieler Mengersky wird da sein. Mengersky spielen hören, ist ein Ereignis. Im Leben

ist er ein sehr menschlicher Mensch, in seiner Kunst aber ein Gott. Ziehen Sie sich stilvoll an, Kleine."

„Wie soll ich das machen?"

„Ein leichtes, weißes Kleid, ein paar Veilchen im Gürtel, das Haar locker ums Köpfchen wie ein Heiligenschein — das ist Stil. ... Sie haben nun doch einmal ein Gesichtchen, das Heine unsterblich gemacht hat: „Mir ist, als ob ich die Hände aufs Haupt dir legen sollt" und so weiter. Wenn Sie dabei auch ein verdrehter, kleiner Querkopf zu sein scheinen, der dem Schicksal, das einen hübsch ebenen Weg aussuchte, durchaus in allerlei Irrgängen zu entlaufen sucht. Schadet nichts. Niemand kann, außer den Schlangen, seine Haut abschütteln, man muß halt doch drin stecken bleiben, so lästig es oft ist. Jetzt aber presto — prestissimo ... oder wir kommen zu spät!"

Marka schob Asta schnell zur Tür hinaus.

Fünftes Kapitel.

Die von einem großen Garten umgebene Villa des Professors Bengal in der Tiergartenstraße strahlte im Schein unzähliger elektrischer Flammen. Trotzdem blendete nichts das Auge. Vom dunkelsten Rot bis zum lichtesten Rosa tönten sich die Birnen an den Kron-, Wand- und Armleuchtern ab. Warme, rosige Lichtströme rieselten an den weißen Gliedern der Statuen, die den Vorplatz schmückten, herab. Das pompejanische Rot der Wände bildete den passenden Hintergrund für die Gemälde, Statuetten und Bronzefiguren der Salons, deren lauschige Winkel große, saftig grüne Palmen und Farren belebten. Aus den Öffnungen der Marmorkamine glühten rote Rosen statt des Feuers heraus.

Der süße Duft durchzog die sämtlichen, künstlerisch sinnig geordneten Räume, deren Pracht nicht auffällig in die Augen sprang, sondern in der vollendeten Harmonie aller Farben und Formen unbeschreiblich wohltuend den Sinnen schmeichelte.

Die Bäume des Tiergartens zogen sich wie eine schwarze unbewegliche Wand um die Villa herum. Das Brausen der Weltstadt drang nur gedämpft, wie ferne Meeresbrandung, herein.

„Wie schön es hier ist!“ sagte Asta leise. Ihre Tritte versanken lautlos in dem dicken persischen Teppich. Die kleine Fontäne benetzte die Gras- und Schlinggewächse mit glitzernden Tropfen. „Ich ahnte gar nicht, daß es in dem gräßlichen Berlin so schön, kühl und ruhig sein könnte.“

Marka zupfte vor dem hohen Stehspiegel ihre etwas zerdrückten Marschall-Nielrosen, die ihre schwarze Spitzentoilette belebten, zurecht. Sie warf Astas Spiegelbild einen lobenden Blick zu. Die glatte, weiße Seide floß in weichen Falten an dem jungen, geschmeidigen Körper herab. Die schlanken Arme schimmerten aus den weiten, bauschigen Spitzenärmeln hervor. Die zartgeschwungene Linie des Nackens unterbrach keine Kette, kein Band. Der blondlockige Kopf saß so graziös auf dem Halse wie eine Blüte auf ihrem Stengel. In dem schmalen, golddurchwirkten Band, das die feine Taille bezeichnete, duftete ein großer Strauß Veilchen.

„Kommen Sie, Kindchen. Sie sind schön wie ein Gedicht heute abend. Wenn Sie auch selbst keine Künstlerin werden sollten, Sie können uns Künstler doch durch Ihren Anblick begeistern. Das ist auch ein Verdienst.“

Marka nahm Astas Arm. Sie gingen, von einem Diener in unauffälliger schwarzer Livree gefolgt, durch mehrere große Säle bis zum Wintergarten.

Frau Professor Bengal, eine noch junge, hübsche Frau in lichtgelber Seide, kam Marka mit ausgestreckten Händen entgegen. Marka stellte Asta vor. Die Wirtin begrüßte sie herzlich. Diese zwanglose Art des Verkehrs, der Einführung wunderte Asta, aber sie gefiel ihr. Mit wie viel leeren Formen und Zeremonien quälte man sich in den Kreisen, in denen sie bisher lebte, herum!

Professor Bengal, ein schon älterer Mann mit spitz geschnittenem, grauem Vollbart, die gedrungene Figur in lockerem, schwarzem Samtjakett, stellte Asta die übrigen Anwesenden vor. Meist Schriftsteller, Musiker, Bildhauer, mehr oder weniger berühmt, mit oder ohne Gattinnen, machten den etwa zwanzig Personen zählenden Kreis aus.

„Viele fehlen noch an unserer Tafelrunde. Die meisten fliehen den Berliner Sommer. Das ist aber gerade meine beste Arbeitszeit," meinte Bengal.

„Ja, Sie haben's auch gut in Ihrer Tiergartenvilla, Professorchen, das glaube ich," lachte der etwas leberkrank aussehende Herr van Tielen, bekannter Journalist und Kritiker, „aber ich in meiner glühendheißen Wohnung in der Kurfürstenstraße werde halb toll von dem Wagenlärm, der brütenden Hitze, dem Leierkastengewimmer und Kindergeschrei auf den Höfen."

„Das macht wohl Ihre Kritiken so bissig? Kleine Ursachen, große Wirkungen!"

Frau Bengal klopfte dem Sprecher auf die Schulter. „Arbeiten Sie bei uns. Einen stillen Winkel treibe ich schon für Sie auf. Ich handle für das allgemeine Beste. Die Ruhe wirkt besänftigend. Das gibt nachher milde Kritiken im Winter. Ich verdiene also großen Dank."

„Zu gütig!" Van Tielen verbeugte sich. „Aber

es ist jetzt überstanden. Ende September gehe ich an den Genfer See und schüttle Berliner Theaterpremieren, langweilige Bücher, beleidigte Autoren, grollende Musiker von meinen Rockschößen. Bin dann endlich einmal Mensch, nicht Journalist."

„Hier ist wieder eine angehende Künstlerin, die um nachsichtige Kritiken für ihr erstes Konzert bittet." Marka deutete auf Asta, die tief errötete.

Van Tielen warf ihr einen flüchtigen Blick zu. „Noch ein Opfer des Musikwahns! — Bestes Fräulein, wir haben Sängerinnen genug."

Asta warf den Kopf zurück. „Ich bitte gar nicht um nachsichtige Kritiken, nur um gerechte."

Alle lachten. Van Tielen sah sie amüsiert an. „Das ist doch selbstverständlich — höchstens ist man bei einer jungen, schönen Dame geneigt, zu milde zu urteilen."

„Schmieden Sie das Eisen, solange es heiß ist," raunte Marka Asta zu. „Reden Sie ihn auf sein neues Buch an."

„Ich kenne es ja aber gar nicht."

„Schadet nichts. „Aphorismen der Lebensweisheit" oder so ähnlich heißt es ... grimmig bissig. Sie brauchen nur anzutippen. Jeder redet am liebsten von sich und seinen eigenen Werken."

Diesen Ausspruch fand Asta bestätigt.

Es bildeten sich verschiedene Gruppen. Eine lebhafte Unterhaltung war bald im Gange. Obgleich Asta interessiert zuhörte, fühlte sie sich doch etwas enttäuscht. Man sprach nicht von der Kunst an sich, von großem Ringen, ernstem Streben, sondern wirklich jeder einzelne von seinen eigenen Schöpfungen. Sie wagte nicht viel zu sagen, weil ihr die meisten Werke, auf die die Rede kam, fremd waren. Van Tielen schien auch keine eigenen Ansichten von seinen Zuhörern zu er-

warten. Er sprach, dozierte, kritisierte, von keinem Einwande beirrt, weiter. Asta saß tief in ein niedriges, goldenes Korbstühlchen zurückgelehnt, die Hände leicht im Schoß verschlungen. Über dem blonden, etwas gesenkten Kopf nickte ein grüner Palmenwedel. Vom Nebenzimmer her drang plötzlich ein süßer, singender Geigenton, weich lockend wie der Schlag einer Nachtigall. Alle verstummten und horchten auf. Einige nickten sich verständnisvoll zu.

„Das ist Mengersky!" flüsterte Marka. „So spielt nur er."

Asta hob den Kopf. Die süße Geigenstimme sang weiter. Leise und zart trug die ernste Klavierbegleitung die wie aus Mondstrahlen und Blütendüften zusammengewobene Melodie.

Keiner der Zuhörer wagte zu reden. Atemlos, bezwungen lauschten alle. Die Gespräche der Eitelkeit, der Selbstverherrlichung verstummten, die Kunst — die wahre, große, göttergleiche zwang alle in ihren Zauberbann.

Die Musik schwieg. Asta beugte sich vor. Sie sah eine schlanke, mittelgroße Männergestalt in der Ecke des Nebensaals stehen. In den langen, geschmeidigen Künstlerhänden hielt er den Bogen. Die goldbraune Violine lehnte an seiner Wange. In die breit vorspringende Stirn fiel eine dunkle Haarlocke, die er manchmal beim Spiel ungeduldig zurückschüttelte. Eine scharf gebogene Nase mit beweglichen, nervösen Flügeln, ein feingeschnittener Mund, um den ein sarkastischer Zug lag, als ob die stolz geschwungenen Lippen sich über das lustig machen wollten, was die geniale Künstlerstirn ersann, die dunklen, schwermütigen Augen träumten — das war Joseph Mengersky, der berühmteste Violinspieler der Gegenwart.

Seltsame Rätsel konnte ein scharfer Beobachter aus seinen Zügen herauslesen.

„Meister — unser Meister!“ Frau Professor Bengals schluchzende Stimme zerriß die heilige Stille, die nach dem Geigengesang über dem schweigenden Raum schwebte.

Sie lief Mengersky entgegen, der seinem Begleiter, einem bescheidenen, blonden Jüngling, der stets bei allen Konzertreisen um ihn war, die Violine hinhielt.

„Ich habe mich in meiner Sprache eingeführt, verehrte Frau.“ Mengersky küßte die kleine, juwelenblitzende Hand, die Frau Bengal ihm hinhielt.

Alle übrigen umdrängten ihn. Er mußte viel Händeschütteln, Schulterklopfen, Umarmungen aushalten.

Zwischen all dem lachenden Hin und Her ruhten seine Augen oft auf Asta.

Marka übernahm die Vorstellung. Mengersky verbeugte sich nur stumm. Seine Blicke machten Asta befangen, sie fühlte ihr Herz laut klopfen.

Die Diener schoben sich mit Tabletten zwischen die Gäste. Kleine Tische wurden aufgestellt, um die man sich zwanglos gruppierte. Eisgekühlter Champagner, Austern und Kaviarbrötchen, kleine Kuchen bildeten die Hauptbestandteile des Soupers.

Asta wollte aufstehen und sich zu Marka setzen, aber Mengersky erhob abwehrend die Hand. „Bleiben Sie sitzen in Ihrem goldenen Stuhl, Fräulein v. Hollen. So, in dieser Stellung, den Palmenzweig über dem blonden Haar, die Hände gefaltet, müßte Bengal Sie malen als Muse der Musik. Nur der Ausdruck kann noch etwas anders sein, nicht erschrocken fragend, sondern wie vorhin, als ich spielte. Ich habe Sie beobachtet. Ganz traumverloren sahen Sie aus — weit fort von der Erde.“

„Mengersky hat recht, Theodor," wandte sich Frau Bengal lebhaft an ihren Mann. „Du malst ein Porträt von Fräulein v. Hollen, idealisierst es ein bißchen und —"

„Das ist gar nicht nötig," fiel Mengersky ein.

Frau Bengal drohte mit dem Finger.

„Darüber ließe sich reden," meinte Bengal nachdenklich. „Wenn die Dame mir sitzen will, ich bin bereit."

„Bei den letzten Sitzungen spiele ich," versprach Mengersky, „damit der richtige Ausdruck hineinkommt. Einem Maler darf man schon helfen ohne Brotneid. Aber jetzt vorwärts, meine Herren von der Feder! Ich habe das Meinige getan, tun Sie das Ihre. Unserer Verabredung nach muß jeder der Anwesenden zu all den kulinarischen Genüssen auch geistige hinzufügen."

„Bravo — gut gesprochen!" schallte es ringsum.

Van Tielen zog ein dünnes Heft aus der Tasche. Einige geistreiche Aussprüche, beißende Sarkasmen, alle menschlichen Schwächen geißelnd, las er aus seinem druckfertigen Manuskript vor.

Mengersky war hinter Astas Stuhl getreten. Seine Hand lag auf der Lehne des goldenen Sessels. Sie fühlte es wie einen elektrischen Strom von diesen nervösen kühlen Künstlerfingern ausgehen. Er sah die Blutwellen, die ihren weißen Hals mit rosa Glut bedeckten, als er unversehens bei einer schnellen Bewegung ihre zarte Haut berührte.

Der Duft ihres Haares, der Geruch der Veilchen an ihrem Gürtel umschmeichelte ihn wie eine Liebkosung.

Er lachte mit den anderen über Tielens scharfe Witze, aber ohne sie verstanden zu haben. Erst als Marka auf dem Flügel eine Lisztsche Rhapsodie herunterbrauste, wurde er aufmerksam.

„Spielt temperamentvoll wie eine Polin," lobte er

mit dem oft bei ihm hervorbrechenden Stolz auf seine Nationalität.

Asta stand auf. Sie konnte den brennenden Wunsch, vor diesem Publikum zu zeigen, daß auch sie etwas leisten könne, nicht mehr unterdrücken.

„Bitte, bitte, liebste Marka, begleiten Sie mich."

Marka ließ die Hände noch in einigen raschen Läufen über die Tasten gehen. „Singen wollen Sie, Kleine? Hier — jetzt? Das nenne ich Mut."

„Ich will, nein, ich muß!" beharrte Asta. Vergessen war die niedergedrückte Stimmung des Nachmittags, der Zweifel am eigenen Können. Nichts wie der heiße Wunsch, diesen kunstverständigen Menschen ein Lob abzuringen, beseelte sie.

„Was wollen Sie singen?"

„Die Arie aus Dalilah und Samson."

Marka lachte laut auf. „Um Gottes willen! Sie mit Ihrem süßen Vogelstimmchen! Nur keine Tragödie, warum nicht gar Brünhildes Fluch und Rachcschwur? — Singen Sie lieber: Ein Veilchen auf der Wiese stand —"

„Ach, das ist so simpel und abgeleiert."

„Das Schöne ist oft einfach und abgesungen." Marka intonierte bereits die reizende, wie über Wiesenblumen hinhüpfende Melodie.

Asta sang. Ihre zarte, frühlingsfrische Stimme, ihre poetische Erscheinung paßte zu dem süßen Lied wie geschaffen. Eines ergänzte das andere.

„Ein Veilchen auf der Wiese stand
In sich gebückt und unbekannt —
Es war ein herzigs Veilchen ..."

Die langen Wimpern fielen in unbewußter Koketterie über die Augen, die Blumen im Gürtel dufteten.

Die Zuhörer glaubten wirklich, von Wiesengrün und Veilchenduft entzückt zu werden.

Erst sekundenlange Stille nach beendetem Gesang — dann lautes Beifallrufen.

Nur Mengersky sagte nichts. Er nahm seine Violine und trat zum Flügel. In entzückenden Variationen sang jetzt die Geigenstimme noch einmal das holde Lied. Dann legte er das Instrument vorsichtig auf einen Stuhl, ergriff Astas Hand und zog sie an die Lippen. „Es war ein herzigs Veilchen!“ Seine ausdrucksvollen Augen strahlten. Seine Stimme klang gedämpft und doch vernehmlich durch das stille Zimmer. „Wir wollen dafür sorgen, daß dies Veilchen nicht lange unbekannt bleibt.“

Frau Bengal war entzückt, in Asta einen neuen Magnet für ihren Salon gewonnen zu haben. Wen Mengersky auszeichnete, dessen Glück war gemacht.

Beim Abschied beredete Professor Bengal ernstlich die erste Sitzung. Er habe jetzt gerade Zeit.

Mengersky verhieß Marka seinen Besuch. Seine Blicke ruhten dabei auf Asta.

Diese fühlte mit Stolz und Entzücken, daß sein Versprechen hauptsächlich ihr galt. Ganz berauscht von all den neuen Eindrücken fuhr sie mit Marka nach Hause.

„Wie soll ich Ihnen danken? Es war zu schön!“ versicherte sie immer wieder.

„Ja, Sie sind ein Sonntagskind,“ meinte Marka freundlich. „Von Bengal gemalt, von Mengersky protegiert, von Marka Paulsen begleitet — dann kann's nicht fehlen. Dazu im Hintergrund einen vertrauensseligen Bräutigam, in dessen Arme man sich aus allen Gefahren retten kann.“

„Ach, den hatte ich heute abend ganz vergessen,“ seufzte Asta.

Marka bezahlte gerade den Droschkenkutscher und ließ deshalb den Stoßseufzer der glücklichen Braut unbeantwortet. „Träumen Sie schön. Morgen um elf Uhr wandern wir zu Herrn Rosengart. Der treibt Ihnen die Eitelkeit wieder aus. Er ist oft recht grob gegen Anfängerinnen."

— — — — — — — — — — — —

Mit hoch erhobenem Kopf und seit dem gestrigen Abend bedeutend gestiegenem Selbstgefühl betrat Asta am anderen Morgen mit Marka Herrn Rosengarts Wohnung, die in einer der neuesten Straßen von Berlin W lag und den allererdenklichsten Luxus in Stuck, Ornamenten und Wanddekorationen in Treppenhaus und Zimmern zur Schau trug.

„Herr Rosengart scheint recht hübsche Einnahmen zu haben," meinte Asta, an den mit Seide bespannten Wänden hinaufsehend. Nur der große Schreibtisch am Fenster deutete auf Arbeit; sonst zeigte der ganze Raum einen fast weichlichen Luxus. Große Photographien von Künstlern und Künstlerinnen standen auf den vielen Plüschtischen und Etageren umher. Asta stieß einen halbunterdrückten Ruf des Staunens aus, als sie auch Mengerskys und Markas Bilder erkannte.

„Wir haben doch auch einmal angefangen, Kind, und uns mit Herrn Rosengart gut stellen müssen," beantwortete Marka die unausgesprochene Frage.

Rosengarts Eintritt unterbrach die Unterhaltung. Ein kleiner, wohlbeleibter Herr, der Asta nur mit der Andeutung einer Verbeugung beehrte, Marka aber außerordentlich höflich begrüßte. „Sie wollen mir doch keinen Querstrich machen, verehrtes Fräulein?" Herrn Rosengarts Züge drückten lebhafte Besorgnis aus. „Es bleibt doch bei unserer Abmachung: Anfang Oktober

das erste Konzert — Solospiel, der zweite Abend am 1. November mit Mengersky zusammen?"

„Jawohl, das kann alles so bleiben. Ich komme diesmal nicht in meiner, sondern in Angelegenheit dieser jungen Dame. Fräulein v. Hollen wünscht aufzutreten."

„Klavier oder Violine?" fragte Rosengart kurz.

„Gesang — Mezzosopran," antwortete Marka ebenso lakonisch.

„Sind Sie schon einmal aufgetreten, Fräulein, und wo? Können Sie mir Kritiken zeigen?"

Asta schüttelte den Kopf. „Ich habe noch niemals öffentlich gesungen." Ihr Ton klang durchaus nicht verbindlich. Rosengarts Gesicht und Manieren waren ihr zu unausstehlich. Marka runzelte vergebens die Brauen.

„Wo sind Sie ausgebildet, Fräulein?" Rosengart legte sich bequem in seinen Stuhl zurück. Die Beine übereinander geschlagen, knipste er unaufhörlich an seinen langen, spitz geschnittenen Nägeln. Ein Manöver, das Astas reizbare Nerven folterte.

„In Kiel nahm ich Unterricht bei Herrn Becker, hier Privatstunden bei dem Direktor des Konservatoriums für Gesang."

„Hm — wie alt sind Sie?"

„Neunzehn Jahre."

„Und studieren vermutlich seit knapp zwei Jahren? Nee, Verehrteste, da tritt man noch nicht in der Singakademie oder Philharmonie auf! Erst mal ein paar Jährchen lernen, vielleicht in der Provinz Konzerte geben, dann fragen Sie wieder an."

Asta warf Marka einen hilfesuchenden Blick zu.

„Fräulein v. Hollens Stimme ist, wenn auch noch nicht ganz ausgebildet, doch sehr ansprechend," sagte

Marka ruhig. „Sie müssen sie selbst prüfen, verehrter Herr Rosengart. Natürlich nur, wenn Sie die Dame ein- bis zweimal vor dem Konzert sich vorsingen lassen, ihr einige Ratschläge geben, kann das Auftreten gewagt werden."

Rosengarts Züge wurden freundlicher. „Wollen's versuchen, weil Sie zureden, Fräulein Paulsen."

„O, ich interessiere mich nicht allein für die junge Dame." Marka spielte ihre höchste Karte aus. „Fräulein v. Hollen sang gestern bei Bengals. Alle waren entzückt, Mengersky besonders. Professor Bengal wird Fräulein v. Hollen malen. Das Bild kann vor dem Konzert bei Schulte ausgestellt werden. Ich sage Ihnen — das zieht!"

Rosengart strich sein glattrasiertes Kinn. „So — so, von Bengal gemalt, und Mengersky interessiert sich für den Gesang der Dame!" Ein cynisches Lächeln verzog seinen Mund. „Wenn wir eine Gesangnummer in das Mengerskysche Konzert einschöben? Das ginge vielleicht. Natürlich nur, wenn Mengersky das gestattet."

„Dafür garantiere ich."

Rosengart schlug den Deckel des bescheiden in der Ecke stehenden Pianos zurück. „Bitte, Fräulein . . ."

Asta sang ein Lied. Rosengart unterhielt sich währenddessen laut mit Marka.

„Recht nett . . . die Stimme ist ansprechend," meinte er dann nachlässig. „Wenn das Fräulein vor dem Konzert einmal zu mir kommen will, um mir die Lieder, die sie wählt, vorzusingen — und Mengersky wirklich die Güte hat, in seinem Konzert den Gesang zu dulden — so habe ich nichts dagegen. Freilich für den Erfolg kann ich nicht garantieren — da wasche ich meine Hände in Unschuld. Wählen Sie recht ansprechende

Lieder mit leicht ins Ohr fallender Melodie, Fräulein. Das ist ein hübscher Gegensatz zu Fräulein Paulsens und Mengerskys grandiosem, genialem Spiel."

Asta wurde rot vor Ärger. „Schnaderhüpferl singe ich nicht!"

„Schnaderhüpferl habe ich auch nicht gemeint, obgleich es reizende Sachen in dem Genre gibt. Das Publikum will sich auch einmal von dem angestrengten Zuhören erholen."

„Ich werde Fräulein v. Hollen bei der Wahl der Lieder behilflich sein," lenkte Marka rasch ab, denn Astas trotziger, empörter Gesichtsausdruck weissagte eine Antwort, die Herrn Rosengart nicht gefallen haben würde.

„Dann bin ich der richtigen Wahl sicher."

Es folgten noch einige geschäftliche Auseinandersetzungen, die Asta wenig interessierten. Sie wunderte sich immer mehr über Markas freundlich zuredende Art, mit Rosengart umzugehen.

Auf der Treppe machte sie ihrer Entrüstung Luft.

Marka ließ sie ruhig austoben. „Kind, das Kreuz ist zum Bücken da," sagte sie schließlich ruhig. „Mit steifem Rückgrat kommt man nicht durch die Welt. Etwas klappern gehört zum Handwerk, und mit der Kunst ist auch das Handwerk untrennbar verbunden. Seien Sie froh, daß Rosengart Sie auftreten lassen will. Das ist ein Erfolg, so groß, daß Sie ihn noch gar nicht verdienen. Reklame gehört zum öffentlichen Auftreten — wollen Sie das nicht mitmachen, so singen Sie doch zu Hause für sich. Wäre sogar in Ihrem Fall viel richtiger. Aber wählt man einmal die steinige Laufbahn einer Künstlerin, so soll man die Steine im Wege vorsichtig beiseite räumen, statt darüber zu stolpern oder zu jammern. Hab' ich nicht recht?"

„Wahrscheinlich. Aber diesen Rosengart brauche ich doch wohl nicht für einen Musikverständigen zu halten?"

„Nein — nur ihn dafür zu bezahlen. Wofür Sie ihn halten, ist ganz Ihre Sache — und ihm sehr gleichgültig. Ihnen kommt es aufs Auftreten, ihm nur aufs Geld an. Der Handel ist sehr glatt. Schreiben Sie nur schnell um Geld heim."

Sechstes Kapitel.

Noch am Abend desselben Tages schrieb Asta an Ellen. Der Brief wurde ihr schwer. Sie glaubte ja, daß die Schwägerin ihr eigenes Geld für sie opfere. Es war nicht leicht, Ellen die Gründe, weshalb sie die große Summe haben müsse, auseinanderzusetzen. Was verstanden Ellen und Kurt von Konzertarrangements! Sie würden glauben, Asta ließe sich schmählich betrügen, wenn sie ihnen erklären wollte, daß sie tausend Mark nur für die Erlaubnis, auftreten zu dürfen, haben müsse. Sie schrieb darum nur von erhöhten Pensionspreisen, teurem Musikunterricht, dringenden Toilettenausgaben und dem kostspieligen Berliner Leben im allgemeinen.

Toiletten brauchte sie auch wirklich viele. Jeden Freitag ging sie zum Jour fix bei Professor Bengal. Da konnte sie unmöglich immer in demselben Seidenfähnchen erscheinen.

Frau Bengal nahm sie unter ihre mütterliche Obhut. Sie fuhr mit ihr zu Gerson und bestellte Toiletten für ihren Schützling mit der großartigsten Gleichgültigkeit dem Kostenpunkt gegenüber.

Astas schüchterne Einwände verlachte sie nur. Gerson gab unbeschränkten Kredit; später als berühmte Konzertsängerin konnte sie ja die „kleinen Rechnungen" leicht bezahlen. Die Anwesenheit der als sehr reich

bekannten Frau Bengal schien dem Geschäft in der Tat genügende Garantie zu bieten. Man lieferte Asta die reizendsten Toiletten, ohne ein Wort von Bezahlung oder auch nur Abzahlung zu erwähnen.

Zu Astas freudiger Überraschung schickte Ellen die verlangten Summen, die freilich den stetig anwachsenden Rechnungen gegenüber sehr ungenügend waren. Immerhin konnte Herr Rosengart bezahlt und alle kleinen Ausgaben bestritten werden.

Der das Geld begleitende Brief lautete freilich recht trübe. Der Aufenthalt in dem Vorstädtchen sei trostlos, Otto finde keinen Umgang, Kurt arbeite im Garten oder säße allein in seiner Stube, vermutlich mit irgend einer Schreiberei beschäftigt. Sie selbst habe abgearbeitete Hände wie eine Magd, denn außer Kochen, Nähen, Plätten gäbe es andere Beschäftigungen für sie nicht mehr.

Jede Zeile atmete verbitterten Gram. Die Warnung, nicht so viel Geld zu vertun, überschlug Asta. Von Ellens Standpunkt aus erschien sie gerechtfertigt, von ihrem undurchführbar. Die Schlußworte machten sie stutzen: „Asta, denke immer daran, daß Du mit William verlobt bist und Dein Wort nicht brechen darfst. Du bist ihm ungeheuer viel Dank schuldig. Glaub es mir!“

Asta ballte das Papier ungeduldig zusammen. „Wofür bin ich ihm denn so viel Dank schuldig? Ach, richtig — er bewog ja Ellen, das Geld zu leihen! Aber das war doch kein so großes Opfer für ihn!“

Der Gedanke an Normann verstimmte sie immer. Wenn man jemand ein Unrecht antut oder antun will, an den denkt man nicht gern. Das eigene schlechte Gewissen, die damit verbundenen unbehaglichen Empfindungen legt man dem Unschuldigen unwillkürlich zur

Last. Die steifen, nichtssagenden Briefe an ihn, die sie mühsam zu stande brachte, wurden ihr stets blutsauer. Es stand wenig drin — hauptsächlich lang ausgezogene Berichte über ihre Studien, Erwähnung irgend eines Buches, das sie flüchtig durchblättert hatte. Weder die Menschen, mit denen sie hauptsächlich verkehrte, nannte sie — außer flüchtig einmal Marka Paulsens Namen — noch von den mannigfachen Soireen und Theateraufführungen, die sie mit Bengals und Mengersky zusammen besuchte, mochte sie ihm erzählen. Eine eigene Scheu hielt sie sogar ab, von dem Bild zu sprechen, das Professor Bengal von ihr malte.

Die Sitzungen fanden dreimal wöchentlich in seinem Atelier statt. Frau Bengal behielt sie dann stets zum Essen bei sich. Mengersky kam oft, um sich von dem Fortschreiten des Porträts zu überzeugen. Wenn er Asta ermüdet aussehend fand, spielte er auf seiner zauberischen Geige, bis wirklich der holde, träumerische Ausdruck wieder in ihren Augen lag.

Bengal wußte diesen süßen Blick mit dem Pinsel festzuhalten. Das Bild war ein Meisterstück geworden, wie er selbst sagte.

Es lag allerdings ein eigener Zauber über der in schlichtes Weiß gekleideten Mädchengestalt, die sich von einem lichtgrünen Hintergrunde abhob. In ihren Händen hielt sie einen Veilchenstrauß. Der blonde Kopf, etwas zur Seite geneigt, sah den Beschauer mit einem süß nachdenklichen Ausdruck in dem reizenden Gesicht voll an. Um die kleinen Füße in goldenen Schuhen sproßten Veilchen. Ein voller Veilchenkranz aus lila Emaille schlang sich um den Rahmen. Unter dem Bilde stand in großen Buchstaben: „Ein Veilchen auf der Wiese stand. Porträt der Konzertsängerin Asta v. Hollen.“ ...

„Das zieht! Sie sollen sehen.“ Bengal rieb sich die Hände. „Bei Schulte wird's ausgestellt. Ich sag' Ihnen, schon deshalb allein haben wir ein volles Haus bei Ihrem ersten Konzert.“

„Prachtvolle Reklame! So gut wie der beste Waschzettel des Verlegers auf der breiten Leibbinde eines neuen Buchs!“ lachte van Tielen, als er das Porträt besah. „Bengal versteht sein Geschäft großartig! Wenn Bengal, Mengersky und Marka Paulsen sich vereinen — dann gibt es einen guten Guß!“

„Wollen's hoffen. Sie verderben uns dies Kunstwerk nicht durch Ihren Spott, lieber Tielen,“ meinte Mengersky. „Morgen früh steht unser „gemaltes Veilchen“ bei Schulte und das lebende sieht es sich an. Um zwei Uhr bin ich auch dort. — Fräulein v. Hollen, Sie müssen hinkommen.“

„Eigentlich habe ich Angst,“ gestand Asta, „aber es wird mich wohl niemand erkennen.“

„Nein, denn Sie sind tausendmal schöner,“ sagte Mengersky leise.

„Nein — nein, ich finde mich auf dem Bilde viel zu hübsch.“

Bengal sah prüfend vom Original auf das Gemälde. „Ich habe nur der Natur einen günstigen Moment abgelauscht.“ — —

Astas Herz klopfte laut, als sie sich am anderen Tage fertig machte, um Schultes Salon aufzusuchen. Sie wollte nicht zu sehr hinter dem Bilde zurückstehen und wählte darum eine der schicksten, noch unbezahlten Gersontoiletten. Ein hellgraues Tuchkleid, dessen weiche Falten über einem starren Seidenrock rauschten und knisterten. Ein großer schwarzer Federhut mit dickem Rosentuff lag auf dem mattblonden Haar.

Natürlich konnte man in der eleganten Toilette

keine Pferdebahn benutzen. Eine Droschke erster Klasse blieb das einzig mögliche Beförderungsmittel.

Marka und Fräulein Ries begegneten ihr auf dem Korridor. Fräulein Ries machte eine bissige Bemerkung über die vielen neuen Toiletten und das häufige Ausfahren. Marka sah ihr, wie in letzter Zeit oft, etwas besorgt fragend ins Gesicht.

Asta umarmte sie stürmisch, machte Fräulein Ries einen etwas spöttisch tiefen Knicks und huschte schnell an ihnen vorbei.

Berlin, von einer rasch fahrenden Droschke aus gesehen, ist hübscher, wie wenn man es, zwischen Marktfrauen und Briefträgern eingequetscht, in der Straßenbahn betrachten muß. Die kahlen Zweige der Bäume hoben sich wie feine, graue Federn von dem mattblauen Herbsthimmel ab. Der Rasen schimmerte noch grün. Auf den Beeten zwischen den weißen Statuen blüten leuchtend rote Astern, die letzten Georginen und Reseden.

Schultes Salon war so von Menschen angefüllt, daß Asta zuerst niemand erkannte.

Im ersten Saal — als Mittelstück zwischen zwei farbenfreudigen italienischen Landschaften Achenbachs hing ihr Bild. Dicht zusammengedrängt stand das Publikum davor.

Asta sah nur, wenn sie sich auf die Fußspitzen stellte, einen Schimmer ihres gemalten blonden Haares.

„Wie reizend — ein echter Bengal — wirklich Porträt? — Asta v. Hollen, Konzertsängerin steht darunter!“

„Wenn sie so gut singt, wie sie hübsch ist — dann lass' ich mir die Sache gefallen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Reisekoffer.

Erzählung nach Tatsachen. Von Friedrich Thieme.

Mit Illustrationen von Carl Münch.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es war ein finsterer, stürmischer Dezemberabend kurz vor Weihnachten. Die Luft war voller mit Regen untermischtem Schneetreiben. Wie schwer rollende Wogen jagten die schwarzen zerrissenen Wolken über den Himmel, vom Sturme getrieben wie die vom Wolf gescheuchte Herde.

Schrill und langgezogen tönte der Pfiff der Lokomotive durch die Finsternis. Der Berliner Schnellzug brauste heran, die Räder dröhnten, die Bremsen schnarrten, lärmend fuhr der Zug in den Hamburger Bahnhof ein. In dichtem Strom ergoß sich die Flut der Reisenden aus dem Portal auf den Vorplatz des Bahnhofs.

Hier wartete sehnsüchtig eine Schar armselig gekleideter frierender Gestalten, das Heer der „Freiwilligen", aus Arbeitslosen und Arbeitsscheuen bestehend, um den Reisenden seine Dienste für ein geringes Entgelt zur Verfügung zu stellen. Achtlos eilten die meisten Passagiere an ihnen vorüber, die Angebote gänzlich

überhörend oder nicht beachtend. Mürrisch schimpften die Roheren oder Verbitterteren der Männer hinter ihnen drein, ja einzelne der Zudringlichsten oder Verzweifeltsten liefen wohl auch hinter solchen her, die sich selber mit ihrem Gepäck abplagten, in der Hoffnung, sie noch zu einer Sinnesänderung zu bewegen.

So machte es auch heute der Schlosser Peters.

Es war das erste Mal, aber Not und Verzweiflung trieben ihn zum Äußersten, so zurückhaltend und schüchtern, vielleicht auch stolz er sich sonst zeigte.

Arbeitslos! Ein ganzer Roman drängt sich in den Worten zusammen, ein ganzes Panorama von Elend, Jammer, Tränen und Qualen! Peters erlebte diesen Roman schon seit neun Wochen; mit seiner jungen Frau und zwei Kindern nagte er am Hungertuch, und ob er auch täglich vom Morgen bis zum Abend nach Arbeit herumlief, regelmäßige fand er jetzt nicht, und durch Gelegenheitsverdienst schlug er kaum hie und da einige Groschen heraus. Anfangs mochte es noch gehen, er hatte sich einige Taler erspart gehabt, auch seine Frau verdiente mit Näherei. Seit fünf Wochen lag sie aber krank — von da an zog der Hunger in die dürftige Wohnung ein, und wilde Verzweiflung erfaßte nach und nach den jungen Mann, der kaum das Allernötigste zu schaffen vermochte. Das würde diesmal ein schönes Weihnachtsfest geben für die armen Kinder!

Ein paar Tage hatte er auf der Eisbahn Beschäftigung gefunden, aber das Wetter schlug bald um, und mit dem Schlittschuhfahren war es vorbei. Seit einer Woche besuchte Peters deshalb regelmäßig die Bahnhöfe, in der Hoffnung, durch Tragen von Reisegepäck eine wenn auch geringe Einnahme zu erlangen. Doch auch dabei kam so gut wie nichts heraus, und viele Züge fuhren ein, ehe der verzweifelt harrende Mann

seine angebotenen Dienste auch nur einmal in Anspruch genommen sah.

Frierend und stampfend stand er da — niemand brauchte ihn. Nur noch den Berliner Schnellzug wollte er abwarten, dann nach Hause gehen, wie er gekommen — mit leeren Taschen, leerem Magen und vollem Herzen!

Nun war der Schnellzug da — wieder kein anderes Resultat! Zuletzt eilte ein elegant gekleideter, hochgewachsener Herr, der einen ziemlich schweren Handkoffer trug, an ihm vorüber. Was kam es einem solchen Herrn auf ein paar Groschen an! Konnte er sie ihm nicht zukommen lassen?

Bittend stellte er sich dem Fremden in den Weg. „So geben Sie mir doch den Koffer!“ flehte er. „Ich verlange ganz wenig.“

„Danke — meinen Koffer trage ich selbst,“ bedeutete ihn schroff der Herr, hastig weitergehend.

„O bitte, mein Herr — ich bin arbeitslos — meine Familie —“

Der Herr schien sich eines Besseren zu besinnen; wenigstens blieb er plötzlich stehen und schaute den vor ihm stehenden Arbeiter forschend an. Gerade neben ihm brannte eine Laterne. „Sind Sie in Hamburg bekannt?“ fragte er halblaut.*)

„Hier geboren,“ versetzte Peters rasch und mit neuer Hoffnung.

„Gut — so können Sie mich vielleicht nach einem geeigneten Hotel führen. Kommen Sie.“

Peters, sogleich bereit, griff nach dem Koffer.

Der Fremde hielt ihn indessen fest und sagte rauh: „Den behalte ich — es ist Nacht, und ich kenne Sie nicht. Nein, Sie sollen mir nur den Weg zeigen.“

*) Siehe das Titelbild.

„Sie haben noch kein bestimmtes Hotel in Aussicht genommen?“ erkundigte sich der Arbeiter.

„Noch nicht, ich bin ganz fremd hier, komme eben erst an. Wenn Sie jedoch Bescheid wissen — ich möchte nicht gern in ein gar zu teures. Wissen Sie,“ fügte er nach kurzer Überlegung lachend hinzu, „am liebsten ginge ich schon in eines in der Nähe des Hafens, wo die Kapitäne der Dampfer und Segelschiffe verkehren. Ich höre gar zu gern von ihren Fahrten und Abenteuern erzählen. Aber wie gesagt — kein teures!“

Peters dachte nach. „Da kann ich Ihnen das Hotel zur Seemöwe in der Deichstraße empfehlen,“ meinte er nach einer Weile.

„Doch nichts Verrufenes?“

„Was denken Sie — ein hochanständiges Haus.“

„Gut, gut — ich wandle gern die Mittelstraße. Nicht zu schlecht, aber auch nicht übertrieben vornehm. Führen Sie mich also hin.“

Die beiden schritten rüstig vorwärts, anfangs schweigend, bald aber begann der Fremde von neuem: „Liegen viele Schiffe im Hafen?“

„O ja.“

„Fahren alle Tage welche ab?“

„Alle Tage.“

„Ich will Ihnen nämlich sagen, weshalb ich gerade in einem Schifferhotel absteigen möchte. Ich suche einen jüngeren Bruder von mir, der seit mehreren Tagen verschwunden ist. Wir vermuten, er ist hierher und will heimlich mit einem Schiffe nach Amerika oder Australien durchgehen. Er besitzt zwar keine Papiere, aber es soll auch Kapitäne geben, die nicht so skrupulös sind und für ein gutes Stück Geld — Sie verstehen schon?“

„Ganz recht,“ bestätigte der Führer. „Solche gibt's wohl.“

„Sie meinen, es dürfte ihm nicht allzu schwer werden, im Hafen eine Gelegenheit zu finden?"

„O nein," erwiderte Peters und erzählte einige ihm bekannt gewordene Fälle gelungenen Entkommens, während der Fremde aufmerksam zuhörte.

So gelangten sie in eifriger Unterhaltung bis auf den Hopfenmarkt, wo ein Stoß des immer ärger werdenden Sturmes sie erfaßte und dem Fremden eine solche Ladung Schnee ins Gesicht trieb, daß er plötzlich wie geblendet seinen Koffer fahren ließ und mit beiden Händen seine Augen zu reiben begann.

Das währte nicht lange — kaum zwanzig Sekunden. Und doch löste es in dem Begleiter des langen Herrn eine Reihe seelischer Vorgänge aus, die mit der Schnelle des Blitzes in seinem Geiste wechselten. Seine ganze Verzweiflung und Verbitterung erwachte in ihm, er stellte sich vor, wie notwendig er einer kleinen Summe bedurfte, um sich aus der drückendsten Not zu befreien. Der Dämon der Versuchung trat vor ihn hin. Zeit zur Besinnung gab es nicht — mit jähem Griff packte er den Koffer des Unbekannten, jagte damit in flüchtigen Sätzen davon und wendete sich in eine Seitengasse, in welcher ein Durchgang ihn bald den Blicken etwaiger Verfolger entzog.

Wild schrie der Bestohlene hinter ihm drein, aber unkundig der Örtlichkeit, verlor er im Dunkel der Nacht den Flüchtling bald aus den Augen, und als Leute herbeieilten, ihm zu helfen, war es zu spät.

Sobald der Dieb sich in Sicherheit fühlte, schritt er langsamer dahin, bestürzt über seine Tat und bereits von nagender Reue erfüllt. Noch nie hatte er sich an fremdem Eigentum vergriffen, immer ehrlich und redlich sein bißchen Brot erworben — nun war mit einem Male die Grenze der Ehrenhaftigkeit überschritten, und

er begriff kaum, wie es gekommen. Es war ihm alles wie ein Traum. Wie ein unheimlicher Zauber hatte die Versuchung ihn übermannt, sein Auge geblendet, sein Gehirn in Flammen gesetzt. Nicht Habgier war die Triebfeder seiner ihn selbst überraschenden Handlung, nicht diebisches Gelüste — nein, ein aus momentan überquellender Verzweiflung hervorschießender Drang beherrschte ihn, den er sicherlich unterdrückt haben würde, wenn er auch nur eine Minute Zeit zum Nachdenken gefunden hätte.

Nun erwog er, ob er nicht umkehren und dem Mann sein Eigentum zurückgeben sollte. Aber die Seinen zu Hause darbten. Trotz und Zorn gesellten sich zur Not und arbeiteten seiner Seelenpein entgegen. Er wollte ja nichts tun, als einen Teil des Inhalts des Koffers, in dem er Kleider und Wäsche zu finden hoffte, bei einem Pfandleiher versetzen — natürlich unter fremdem Namen. Den Versatzschein nebst allem übrigen sollte der Eigentümer zurückerhalten. Derselbe würde dadurch nur um wenige Mark geschädigt — das konnte doch kein so großes Unrecht sein!

Vorsichtig näherte er sich seiner armseligen Wohnung. Niemand durfte ja den gestohlenen Gegenstand bei ihm sehen, nicht einmal Frau und Kinder. Seine arme Frau wäre in Verzweiflung gewesen bei dem bloßen Gedanken an solche Hilfe.

Still und verlassen war die Straße, in welcher er wohnte. Leise schlich er durch das Haus und den Hof nach dem Hinterhause; in der kleinen Küche setzte er den Koffer nieder, horchte dann an der Tür zur Wohnstube, ob seine Frau schlief. Alles still! Die nötigen Werkzeuge waren ihm zur Hand, das Öffnen des leichten Kofferschlosses bereitete ihm als Fachmann nicht die geringsten Schwierigkeiten.

Mit zitternder Hand zog er die Bügel auseinander — richtig, der Koffer erwies ſich bis an den Rand mit Wäſche und Kleidungsſtücken vollgepfropft. Beim Schein eines Talglichts betrachtete er prüfend die einzelnen

Sachen und legte Stück für Stück ſorgfältig neben ſich auf den Boden. Da — was war das? Ein kleines, feſt verſchnürtes und unverhältnismäßig ſchweres Bündel, das er neben die anderen Sachen warf, gab einen ſo ſeltſamen Klang! War Geld darin?

Er löſte mechaniſch die Verſchnürung — ein Stich ging ihm durchs Herz, und ſeine Arme durchzuckte es

krampfhaft — zwei kleine Säcke aus grauer Leinwand kamen zum Vorschein, in denen er Geld fühlte. Sie mußten bis obenan damit gefüllt sein.

Das Band, das die Öffnung verschloß, war rasch entfernt — Gott im Himmel, ihm schwindelte bei dem Anblick: lauter blitzende, glänzende Goldstücke — so viel Geld hatte er noch niemals zusammen gesehen!

Bebend griff er nach einer Brieftasche, die ebenfalls in dem Bündel steckte. Sie enthielt lauter Banknoten und Kassenscheine — ein Vermögen befand sich in dem Bündel!

Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, es zu zählen — er tat es mit bebenden Händen. Nur mühsam kam er damit zu stande. Nicht weniger als zweiundvierzigtausend Mark in Noten enthielt die Brieftasche und über sechzehntausend Mark in Gold die beiden Beutel.

Noch einmal streckte der Teufel gierig seine Krallen nach ihm aus. Wenn er das behielt, war er ein reicher, steinreicher Mann. Niemand wußte, daß er es gestohlen, wenn er damit entfloh — weit fort, nach Amerika, und seine Familie nachkommen ließ. Viele andere hatten es vor ihm schon so gemacht — ihn sollten sie sicherlich nicht erwischen!

Aber es war nur ein Moment. Peters war ein armer Teufel, aber zum Stehlen besaß er kein Talent. Eine Kleinigkeit hätte er sich vielleicht in seiner Drangsal angeeignet, aber niemals eine so große Summe. Gerade im Anschauen des unvermuteten Reichtums ging ihm die ganze Ungeheuerlichkeit seiner Handlungsweise auf. Jähes Entsetzen packte ihn, eine klappernde Furcht. Solch ein Schurke also war er geworden, daß er eine solche Summe entwendete! Wenn er jetzt, jetzt im Besitz dieses Geldes ergriffen wurde! Jahrelang

würde man ihn einsperren, seiner Familie zur Schmach und Schande.

Scheu blickte er um sich. Der Schweiß perlte in großen Tropfen von seiner Stirne. Nein, nicht einen Pfennig wollte er von dem Gelde nehmen — er wollte nun mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben! Mechanisch packte er alles wieder ein, schnürte das Bündel wieder zusammen, legte alle Gegenstände an ihren Platz zurück und schloß den Koffer.

Ein Uhr schlug es draußen. Für heute war es zu spät, aber gleich am anderen Morgen wollte er den Koffer seinem Eigentümer zurückstellen. Sicher hatte dieser das ihm empfohlene Hotel aufgesucht, dort würde er ihn finden und um Verzeihung bitten. In der Freude über die Zurückgabe des Geldes wurde ihm diese gewiß gewährt — vielleicht sogar eine Belohnung.

Aus Angst, man könne ihm den Koffer stehlen, und infolge der Aufregung schloß er die ganze Nacht kein Auge. Sobald es nur Tag genug war, nahm er den Gegenstand seiner Sorge und eilte damit fort. Frau und Kinder fragten zwar, woher das Ding stamme, er erklärte nur kurz, er habe es gestern abend zur Reparatur erhalten und müsse es gleich wieder abliefern, da der Besitzer noch Vormittags abreisen wolle. Dann stürmte er fort, so rasch der immerhin schwere Koffer es zuließ.

2.

Vor der Tür des Hotels zur Seemöwe stand der Portier, in eifriger Unterhaltung mit einem Polizeibeamten begriffen.

Peters erkannte die Uniform, als er um die Ecke bog — vor Schreck sank er beinahe in die Kniee. Also war alles schon angezeigt, und seine Reue kam zu spät!

Was nun? Im ersten Entsetzen wollte er wieder umkehren — doch was half ihm das?

Da sah er, wie der Polizist sich verabschiedete. Gerade auf ihn ging er zu. Schon blieb Peters stehen in der sicheren Erwartung, angehalten und verhaftet zu werden.

Doch der Polizeibeamte nahm gar keine Notiz von ihm; im Laufschritt eilte er vorüber.

Peters atmete auf. Zagend beendete er den kurzen Weg. Noch stand der Portier da, und bei ihm hielt er an und erkundigte sich mit beklommener Stimme, ob nicht gestern abend ein Herr hier abgestiegen sei, ein langer bartloser Mann in einem schwarzen Anzug.

Der Portier schenkte ihm einen flüchtigen Blick, kniff die Brauen zusammen und sagte: „Nein."

„Er kam mit dem Berliner Schnellzuge hier an."

„Nein, mein Lieber — so spät ist überhaupt niemand mehr eingetroffen. Warum denn?"

„Ich — ich habe einen Koffer an ihn abzugeben."

„Ja, da müssen Sie wo anders anfragen. Bei uns ist das nicht. Sagte er denn wirklich „Seemöwe"?"

„Ja."

Der Portier zuckte die Achseln und wandte sich ab. Kleinlaut verharrte Peters mit seinem Koffer vor der Tür. Wo nun hin damit? Doch vielleicht war der Portier nicht genau unterrichtet, vielleicht war es besser, selber hineinzugehen und die Kellner zu befragen. Nur die Entfernung des Portiers wollte er abwarten, um nicht von dem in seiner Amtswürde Gekränkten hart angelassen zu werden. Der Mann ging aber nicht, ein alter Herr in einem Schlafrock trat eben aus dem Innern heraus an ihn heran und fragte laut, was der Polizist gewollt habe.

„O, es ist wegen des großen Einbruchs, von dem

gestern abend die Zeitungen berichteten. Man vermutet, daß der Einbrecher sich nach Hamburg gewendet hat, um zu versuchen, mit einem Schiffe zu entkommen, und hält in allen Hafenlokalen Nachfrage. Ich mußte alle gestern eingetroffenen Fremden genau beschreiben."

„So, so," bemerkte der andere, jedenfalls der Hotelbesitzer. „Also deswegen? So haben sie den Kerl noch nicht erwischt?"

„Scheint so."

Beide lachten, und der Beschlafrockte kehrte in das Gebäude zurück.

Peters hatte mit gespannter Miene dem Gespräch gelauscht.

„Was ist das für ein Einbruch?" fragte er den Portier, der sich ihm eben wieder zukehrte.

„Haben Sie's nicht gelesen? Die Zeitungen waren ja gestern abend voll davon. In Berlin ist im Kontor der — na, irgend einer großen Fabrik der Geldschrank erbrochen, und der Nachtwächter des Etablissements schwer verwundet worden. Der Spitzbube hat eine hübsche Summe mitgenommen, ich glaube gegen sechzigtausend Mark."

„Können Sie mir das Blatt nicht einmal geben?"

„Wenn es noch da ist," lachte der Portier, „meinetwegen." Gutmütig ging er hinein, um nach wenigen Augenblicken mit einer großen Zeitung in der Hand zurückzukehren. „Da — da steht es."

Peters überflog die angedeutete Stelle. Ein seltsamer Verdacht war in ihm aufgestiegen. Der Fremde mit dem Koffer kam ja von Berlin und hatte sich in so eigentümlicher Weise nach der Möglichkeit, unbemerkt auf einem Schiffe zu entkommen, erkundigt. Und dann — das viele Geld! Wie kam er in dessen Besitz? Auch der Betrag stimmte ungefähr.

Der Einbruch war wohl vorbereitet, wie er in der Zeitung las, und mit großer Verwegenheit in Szene gesetzt worden. Dem Diebe mußte bekannt sein, daß im Geldschranke vor jedem Monatsersten große Summen zur Auszahlung der Gehälter und zur Erfüllung geschäftlicher Verpflichtungen bereit lagen. Ein besonders für das große Etablissement angestellter Wächter bewachte die Fabrik- und Kontorräume während der Nacht, der Verbrecher, der sich vorher in das Haus eingeschlichen und sich vom Hof aus den Zugang zum Kassenzimmer gebahnt haben mußte, hatte den Unglücklichen von hinten mit einer Eisenstange niedergeschlagen. Mehrere Stunden lag er in tiefer Ohnmacht, doch hofften die Ärzte auf seine Genesung. Infolgedessen konnte er über die Persönlichkeit des Diebes nicht das geringste angeben, er hatte nur eine dunkle Gestalt wahrgenommen und war der Meinung gewesen, daß man es mit einem ziemlich großen Mann zu tun habe. Das war alles, was man von dem Verbrecher wußte. Niemand hatte ihn gesehen, niemand hegte einen Verdacht. Den Geldschrank hatte er in geschickter Weise zu öffnen verstanden und ihn gründlich ausgeräumt. Die mitgenommene Summe bestand im Betrage von zweiundvierzigtausend Mark in Papiergeld; an barem Gelde hieß der Spitzbube sechzehntausendzweihundert Mark in Zwanzig- und Zehnmarkstücken und etwa fünfzehnhundert Mark in Silber mitgehen, während er die vorhandenen Wertpapiere gar nicht berührte.

Peters ließ das Zeitungsblatt fallen, so betäubte ihn das Gelesene. Kein Zweifel — die geraubte Summe war dieselbe, die er in dem Koffer mit sich führte! Alles Blut schoß ihm nach dem Kopfe. Um sich nicht zu verraten, bückte er sich hastig nach der Zeitung, hob sie auf und reichte sie dankend dem Hüter des Hotels.

Dieser, durch die Beobachtung einer gegenüber stattfindenden Rauferei zwischen zwei Matrosen völlig in Anspruch genommen, griff mechanisch danach, ohne auf ihn zu achten. Er aber raffte seinen Koffer auf und ging langsam die Straße hinunter.

Was nun anfangen? Wieder kam ihm der Gedanke, den Koffer einfach an einer einsamen Stelle stehen zu lassen, dann war er jeder Verantwortlichkeit ledig, und niemand erfuhr je etwas von seiner Verirrung. Indessen — er hatte mit seinem Gepäckstück bei hellem Tageslichte eine ganze Anzahl Straßen durchkreuzt, er war von vielen Personen gesehen und gewiß auch von einigen erkannt worden. Fand man den Koffer, so konnte sich doch schließlich ein Verdacht auf ihn lenken, dann blieb ihm doch nichts übrig, als die Wahrheit zu sagen, und man glaubte ihm schließlich nicht einmal, sondern hielt ihn womöglich für den Einbrecher selber. Daß er sein Alibi nur nachzuweisen brauche, um sich zu rechtfertigen, und dazu leicht im stande sein würde, daran dachte er nicht. Außerdem fand er in der Zeitungsnotiz eine Belohnung von tausend Mark erwähnt, die derjenige erhalten sollte, welcher den Räuber der Polizei aus- oder vielmehr das geraubte Geld in die Hände des Eigentümers zurücklieferte!

Tausend Mark! Das war ein Vermögen für ihn — und er befand sich in so bitterer Not! Einen harten Kampf kämpfte er zwischen der Verlockung und der Furcht vor der Strafe und Schande. Nun, am Ende würde man ihn gar nicht so hart verurteilen, da er ja doch nichts genommen und sogar noch die Anzeige erstattet hatte. Tausend Mark bildeten einen zu großen Schatz für ihn, und er konnte mit dem Gelde die Gesundheit seiner Frau erkaufen.

Entschlossen nahm er den Koffer wieder auf und

ſchritt direkt auf das Polizeiamt zu. Der Inſpektor, vor welchen er geführt wurde, ſah verwundert auf ihn und den Koffer. Als er jedoch die Erzählung des

jungen Mannes vernahm, riß er die Augen weit auf und wollte nicht eher an das Geſagte glauben, bis er ſich ſelbſt von dem Inhalt des Koffers überzeugt hatte.

Eifrig verglich er die Nummern auf den Scheinen mit den Aufzeichnungen ſeines Taſchenbuchs.

„Alles in Ordnung!“ rief er vergnügt. „Es sind dieselben, Freund Peters. Da haben Sie einen guten Fang gemacht.“

„Komme ich — komme ich da ohne Strafe davon?“ stotterte Peters.

„Na, ganz nicht, denn ein Unrecht war es doch immer, dem Mann sein Eigentum wegzunehmen. Sie konnten doch nicht wissen, was sich darin befand! Aber da Sie, was man Ihnen ohne weiteres glauben wird, den Koffer ungeschädigt zurückgeben wollten —“

„Der Portier in der „Seemöwe“ kann es bezeugen, daß ich mich nach dem Herrn erkundigte.“

„Gut, so wird man wohl die äußerste Milde walten lassen. Darum keine Angst! Sie haben sich brav benommen. Können Sie mir den Fremden genau beschreiben? Wir sind so gut wie ohne Anhaltspunkte.“

Peters überlegte. „Leider war es finster. Ich habe nur gesehen, daß er groß war und schwarze Kleider trug.“

„Hatte er einen Bart?“

„Nein, gar nicht.“

„Klang seine Sprache wie die eines Gebildeten?“

„Ja.“

„Würden Sie den Mann wiedererkennen?“

„Ich glaube wohl — wenn ich ihn reden höre, sicherlich!“ —

Den ganzen Tag forschte die Polizei mit fieberhaftem Eifer nach dem Fremden. In allen Hotels und Gasthöfen hielt man Nachfrage, in allen Hafenkneipen suchte man, erkundigte sich auf allen Schiffen. Alles vergeblich! Der gesamte Inhalt des Koffers wurde durchwühlt, er gab weiter keine Anhaltspunkte als die Auszeichnung der Wäschestücke mit den Buchstaben M. G. Diese beiden Buchstaben zeigten sich auch auf einer auf

dem Deckel angebrachten Messingplatte. Danach konnte man wohl annehmen, daß M. G. die Anfangsbuchstaben des Namens des Verbrechers seien, aber erstens waren sie noch nicht der Name selber, zweitens konnte er sich auch einen anderen beigelegt haben, und außerdem war möglicherweise der Koffer ebenso gestohlen wie das Geld.

„Ich fürchte," äußerte der Inspektor am nächsten Morgen zu Peters, der sich wieder einfand, um sich zur Wiedererkennung des Täters zur Verfügung zu stellen, „der Kunde hat sich in gar kein Hotel gewagt. Wer weiß, wo er sich herumtreibt! Seines Geldes beraubt, ist er in größter Verlegenheit. Es bleibt ihm nichts übrig als ein neuer Diebstahl, von dem wir wohl bald genug hören werden."

„Wenn er nur nicht bereits das Weite gesucht hat," meinte der Schlosser bedenklich.

„Was soll er ohne Geld anfangen? Das Risiko der Begünstigung der Flucht eines solchen Burschen übernimmt ein Schiffer nur gegen guten Profit, da spielen ein paar hundert Mark gar keine Rolle. — Nein, nein, der Bursche ist noch in Hamburg — es fragt sich nur, wie ihn finden?"

Grübelnd stützte er sein Haupt auf die Hand, von dem vor ihm stehenden Schlosser gar keine Notiz nehmend. Schon wollte sich dieser entfernen, da fuhr der Inspektor wieder auf.

„Ah, Sie sind noch da, Peters. Gut — ich hab's, und Sie müssen mir helfen!"

„Was ich tun kann, Herr Inspektor —"

„Sie müssen den Schuft rekognoszieren, wenn er in der Falle ist. Kommen Sie heute abend um — Wann erscheint die Abendausgabe des „Korrespondenten"?" wandte er sich an einen seiner Untergebenen.

„Um sechs Uhr."

„Dann finden Sie sich um sechs Uhr hier ein. Sie müssen indessen die ganze Nacht zu meiner Verfügung sein. Verstanden?"

„Ich habe nichts zu versäumen, Herr Inspektor."

Der Polizeibeamte nickte ihm zu, um sich dann voll Eifer auf das vor ihm liegende Papier hinabzubeugen, auf dem er mit flüchtiger Hand zu schreiben begann.

3.

Peters stellte sich Abends um sechs Uhr pünktlich ein. Der Inspektor hatte ihn schon erwartet. „Kommen Sie mit," sagte er nur, und in Begleitung von zwei anderen Polizeibeamten machten sie sich auf den Weg.

Peters fragte sich erstaunt, was der Inspektor wohl vorhaben möge. Alle Polizisten trugen Zivilkleidung, sie wollten also nicht erkannt werden. Der Weg ging durch verschiedene Straßen und Gassen nach dem Hafen zu, endlich erreichten sie einen kleinen Gasthof von unscheinbarem Aussehen, in den sie ohne jedes Zögern eintraten.

Sie vermieden jedoch die eigentliche Gaststube, die sich durch ihre Inschrift als solche kennzeichnete, und betraten ein kleines Zimmer weiter im Innern des Gebäudes, wohin der Wirt, der sie schon erwartet zu haben schien, ihnen folgte.

„War schon jemand da?" redete der Inspektor ihn an.

„Nein, Herr Inspektor."

„Gut, so weisen Sie uns unser Versteck an. Und machen Sie es recht hell hier, damit wir sehen können."

Bereitwillig entzündete der Wirt die Gasflamme, so daß plötzlich helles Licht das bisher waltende Dunkel ablöste. Peters schaute sich geblendet um. Auf einmal fuhr er betroffen zurück. Ganz im Hintergrunde, in

der Ecke, stand, dicht neben einer Tür, sein oder vielmehr der von ihm gestohlene Koffer. Wozu in aller Welt mochte der Inspektor ihn hierher haben schaffen lassen?

„Durch welche Tür kommt er?" fragte der Inspektor von neuem.

„Durch dieselbe wie die Herrschaften."

„Und wohin führt diese andere?"

„In eines der übrigen Fremdenzimmer."

„Haben Sie dasselbe heizen lassen?"

„Jawohl."

„Und ein dritter Ausgang ist nicht vorhanden?"

„Nein, Herr Inspektor."

„Gut, so müssen sich zwei Mann draußen aufstellen. Ihr versteckt euch im Flur, doch so, daß euch der Verdächtige, wenn er dieses Zimmer betritt, nicht sieht. Habt ihr die Revolver bei der Hand?"

„Alles in Ordnung, Herr Inspektor."

„Dann vorwärts! Der Kerl kann uns über den Hals kommen, ehe wir es denken."

Die beiden Polizisten verließen den Raum, während der Inspektor und Peters sich in das bezeichnete Fremdenzimmer zurückzogen. „Sorgen Sie, daß die Klingel vorn laut ertönt, wenn Sie mit einem Nachfragenden hereinkommen," rief der Beamte dem Wirt noch zu, „und bringen Sie uns ein paar Glas Bier, einige Zigarren und etwas zu essen. Denn," bemerkte er lächelnd gegen Peters gewandt, „es kann sein, daß wir bis elf hier aushalten müssen."

„Sie hoffen wohl den Einbrecher hier zu fangen?" wagte Peters schüchtern zu fragen.

„Allerdings," bestätigte der Inspektor bestimmt, indem er dicht an die Tür trat und durch ein darin befindliches Loch in das erleuchtete Nebenzimmer schaute.

„Kommen Sie einmal hierher, Peters. Können Sie durch das Loch hindurch genau dorthin sehen, wo der Koffer steht?"

Peters sah durch das Loch. „O ja, ganz gut."

„Dann ist's schon recht. Holen Sie ein paar Stühle, wir müssen in der Nähe der Tür sitzen bleiben."

Der Schlosser gehorchte. Inzwischen kehrte der Wirt mit Speisen und Bier zurück. Auch für Peters war eine gehörige Portion dabei, und der arme, ausgehungerte Mensch ließ sich wahrlich nicht nötigen.

Nachdem sich beide gesättigt, steckte sich der Inspektor eine neue Zigarre an und reichte auch dem Schlosser eine hin.

„So, dampfen Sie nur los," plauderte er behaglich. „Unser Mann wird wohl erst erscheinen, wenn der Abend noch weiter vorgerückt ist. Ich kann Ihnen deshalb in aller Ruhe erzählen, was ich ihm für eine Falle —"

Der Inspektor kam nicht weiter. Schrill ertönte in diesem Augenblick die Klingel. Erstaunt blickte der Beamte nach seiner Uhr.

„Halb neun. Sollte er das wirklich schon sein? Rasch an das Loch, Peters."

Die Tür ging auf, der Wirt trat mit einem Fremden ein, der sich mißtrauisch in dem Raum umsah und überhaupt in allen seinen Bewegungen eine merkbare Unsicherheit zur Schau trug.

„Ist er das?" flüsterte der Inspektor Peters zu.

„Ich glaube."

Der Polizeibeamte horchte an der Tür.

„Sie kommen wegen des Koffers," begann der Wirt. „Können Sie den Nachweis führen, daß es wirklich Ihr Eigentum ist?"

„Das kann ich," antwortete der Fremde. „Er trägt

die Zeichen M. G. — ich heiße Moritz Gärtner. Der Koffer ist mir Abends auf dem Wege nach dem Hotel von einem Menschen gestohlen worden, der sich zur Führung anbot."

„Haben Sie eine Legitimation?"

„Hier ist sie."

Der Wirt betrachtete aufmerksam die ihm dargereichte Paßkarte.

„Und nun die Hauptsache," begann er dann. „Können Sie mir angeben, was der Koffer enthält?"

„Haben Sie ihn geöffnet?" rief der Fremde rasch.

„Nein. Aber Sie müssen mich doch überzeugen, daß Sie — Halt!" unterbrach er sich plötzlich. „Wenn Sie der rechte Eigentümer sind, so müssen Sie ja im Besitz des Schlüssels sein. Sagen Sie mir, was obenauf liegt, schließen Sie auf — und ich liefere Ihnen den Koffer aus."

„Hier ist der Schlüssel!" rief der Fremde. „Obenauf liegen Oberhemden von mir, M. G. gezeichnet. Wo ist der —"

Der Wirt zeigte auf den in der Ecke stehenden Koffer.

„Das ist er," bestätigte der Herr. „Das ist mein Koffer."

Raschen Schrittes trat er darauf zu und beugte sich über denselben nieder.

„Aber der ist ja schon geöffnet worden," stammelte er erschrocken. „Wer hat das getan?"

„Ich," erwiderte eine tiefe Baßstimme.

Weiß wie eine Kalkwand sprang der Verbrecher empor — vor ihm stand der Inspektor, einen Revolver in der Hand. Scheu blickte der Fremde nach der Tür zurück. Zwei Männer, ebenfalls mit drohend erhobenen Waffen, versperrten sie.

„Im Namen des Gesetzes, Sie sind mein Gefangener!" sagte der Inspektor, mit eisernem Griffe des Einbrechers Hand fassend. — „Nicht wahr, Peters, das ist der Rechte?" kehrte er sich noch einmal zu diesem.

„Er ist es, Herr Inspektor."

„Hierher, Michels, Eppenstein — versichert euch des Burschen!"

Der Fremde leistete keinen Widerstand. Er er-

kannte, daß sein Spiel verloren war. Eine Minute später stand er gefesselt zwischen den Polizisten.

„Jetzt fort mit ihm nach dem Polizeiamt. Den Koffer nehmen wir auch mit. Auch Sie, Peters, begleiten uns. Unterwegs will ich Ihnen erzählen, wie es mir gelungen ist, den Burschen zu überlisten."

Der Schlosser hatte mit wachsender Verwunderung der Szene beigewohnt.

„Die Geschichte ist ganz einfach," berichtete schmunzelnd der Beamte. „Ich nahm für gewiß an, daß der Bursche Hamburg noch nicht verlassen habe. Zur Flucht brauchte er Geld, das mußte er sich erst verschaffen, und dazu gab es in einer großen Stadt besser Gelegenheit als irgendwo anders. Da er offenbar nicht in einem Gasthof Wohnung genommen, weiß er von den vorgenommenen Nachforschungen nichts, wenn er sich natürlich auch verfolgt glauben muß. Noch weniger konnte er sich denken, daß der Dieb seinen Koffer mit dem Gelde an die Polizei ausgeliefert hatte. Ich erließ nun folgende Anzeige."

Er zog eine Zeitung aus der Brusttasche und las vor:

„Der Unbekannte, welcher gestern abend nach elf Uhr den braunen Lederkoffer mit den eingravierten Buchstaben M. G. bei mir gegen seine Zeche in Pfand gegeben hat, wird ersucht, denselben gegen Zahlung seiner Schuld in Empfang zu nehmen, widrigenfalls ich ihn der Polizei übergebe. Da ich Verdacht hege, daß der Koffer nicht des Verpfänders ehrliches Eigentum ist, so ersuche ich den etwaigen rechtmäßigen Besitzer, sich bei mir zu melden. J. Sorber, Gasthof zum weißen Schwan.

Dies kleine Inserat," fuhr der Inspektor lächelnd fort, „bildete das Netz, welches ich stellte, und der

Vogel hat sich richtig darin gefangen. Ich überlegte so: Wenn der Spitzbube die Anzeige liest, denkt er, der Dieb habe den Koffer als Unterpfand für eine gemachte Zeche beim Wirt stehen lassen und nicht wieder abgeholt. Der Koffer, sagt er sich, ist also nicht geöffnet worden, niemand hegt gegen den Besitzer Verdacht. Die Aussicht aber, wieder in Besitz der geraubten Summe zu gelangen, ist für ihn eine zu große Versuchung, als daß irgend eine Rücksicht ihn abhalten sollte, den Versuch dazu zu wagen. Vermutet er doch nach der Art des im Inserate geschilderten Vorganges keine eigentliche Gefahr."

„Aber wenn er nun die Anzeige nicht gelesen hätte?" warf der junge Mann ein.

„Dann war es eben nicht zu ändern," versetzte achselzuckend der Inspektor. „Doch nahm ich mit Gewißheit an, er würde sehr eifrig die Zeitungen studieren, schon um der ihm zur Flucht nötigen Informationen willen. Wenn er sie aber liest, rechnete ich weiter, kommt er auch sicher noch denselben Abend, weil er sich im Schutze der Dunkelheit sicherer fühlt. Ich war entschlossen, bis elf Uhr zu warten. Traf er später ein, sollte man ihm sagen, der Wirt, mit dem ich heute schon alles verabredet, sei zu Bett, er möge am Morgen wiederkommen. Am Morgen wären wir wieder zur Stelle gewesen."

— — — — — — — — — — — —

Der Verbrecher legte bereits am anderen Morgen ein offenes Geständnis ab. Er war mit einem früheren Kommis aus der bestohlenen Fabrik bekannt geworden, von dem er nach und nach alle ihn interessierenden Umstände erfuhr, ohne daß der harmlose Mensch natürlich von dem Vorhaben seines neuen Bekannten eine Ahnung besaß. Sein Werk gelang über Erwarten, niemand hegte

Verdacht gegen ihn. Unbehelligt konnte er am Nachmittag nach dem Einbruch die Reise nach Hamburg antreten. Das geraubte Geld verbarg er in einem Bündel und steckte dieses in seinen Reisekoffer. Niemand vermutete in dem eleganten Passagier mit dem Koffer den frechen Einbrecher, da derartige Leute sich in der Regel mit Reisegepäck nicht abzugeben pflegen. Nachdem er seine Beute eingebüßt, verbrachte er die Nacht in einem Café und quartierte sich am anderen Tage in einem Privatlogis ein. Er hatte seinem Wirt von dem ihm gestohlenen Koffer erzählt, und dieser selbst machte ihn auf das Inserat aufmerksam.

So lieferte er sich selbst in die Hände der Polizei und wanderte in Fesseln nach Berlin, der gesetzlichen Vergeltung entgegen.

Peters dagegen, obwohl das Gericht ihn notwendig zu der gesetzlich mildesten Strafe verurteilen mußte, sah sich zu seiner innigen Freude bald wieder frei. Mit der Belohnung aber, die er erhielt, eröffnete er ein Viktualiengeschäft und befindet sich mit seiner Familie dabei sehr wohl. Für den Fall aber, hatte ihm der Fabrikbesitzer ausdrücklich geschrieben, daß das Geschäft nicht gehen sollte, stehe ihm jeden Augenblick in seinem großen Betrieb eine Anstellung zur Verfügung.

Die Halloren.

Ein geſchichtlicher Rückblick. Von Heinz Krieger.

Mit 13 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

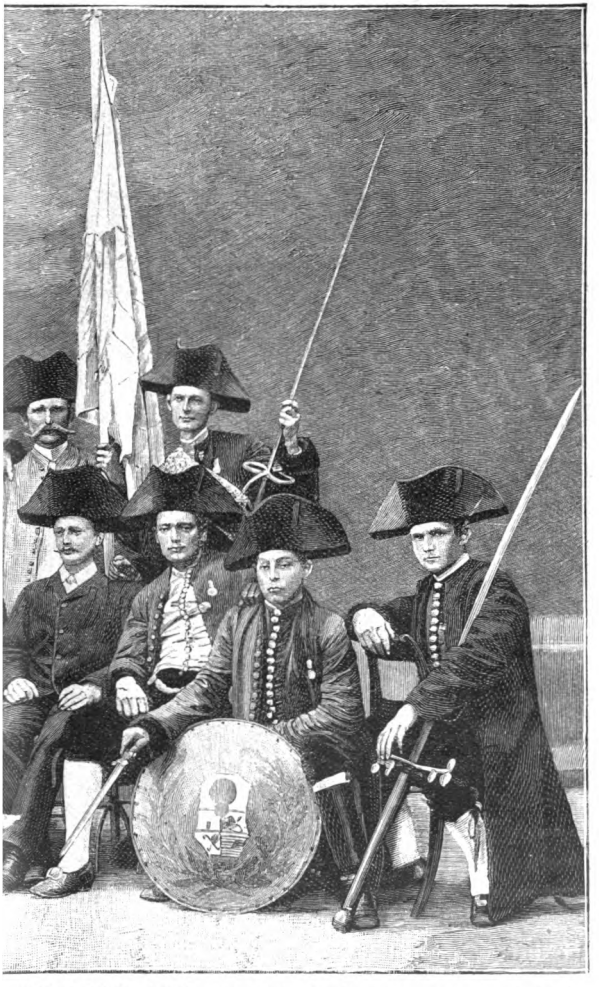
Franken, Wenden oder Kelten, man weiß es nicht genau, ſollen die Vorväter der Halloren geweſen ſein. Es kommt auch wenig darauf an, ob ſich die Wiſſenſchaft, die augenblicklich überall in Deutſchland keltiſche Urſprünge entdeckt, über den Urſprung der Halloren einigt; ſolange wir etwas von ihnen wiſſen, und das iſt immerhin recht lange her, waren ſie gute Deutſche. Daß ihr Name mit ihrem Gewerbe, der Salzwirkerei, zuſammenhängt, iſt ſicher. Denn Halle iſt die Salzſtadt, die Sansſkritwurzel des Wortes, das ſchon im Lateiniſchen sal, salis, lautete, hat ſich in dem griechiſchen ἅλς vollſtändig erhalten. Das deutet auf eine ſehr alte Benutzung und Kenntnis des Salzes, das ja für die Ernährung des Menſchen unentbehrlich iſt, und ſo werden auch die Gebräuche, die Sitten, die Gerechtſame und die Privilegien der Halloren aller Wahrſcheinlichkeit nach tief in die Vorzeit zurückreichen und in ihrem Kerne viel älter ſein als Karl der Große, der zu Beginn des Jahres 814 ſtarb, und an deſſen weiſe Regententätigkeit in deutſchen Landen die erſten

einigermaßen sicheren Nachrichten von den Halloren, die im Tal der Saale bei Halle Salz wirkten, anknüpfen.

Nach der Sage — und es ist keineswegs angebracht, derartige Sagen einfach als Dichtung zu behandeln — breiteten sich vor vielen tausend Jahren im Saaletale prächtige Wiesen und Wälder aus, und jedes Frühjahr erschienen die Hirten von fern her mit ihren Herden, um die Weiden zu nützen. Im Herbst zogen sie davon in wärmere Gegenden, aus denen sie gekommen waren. Eines Tages lag ein Hirt bei seiner Herde, die Sonne brannte heiß herunter. Der Hirt schlief ein. Da sah er im Traume weiße Flocken vom Himmel fallen. Die bedeckten ringsum die ganze Flur, nur die Stelle, wo er lag, blieb grün, aus der Tiefe aber tönte eine Stimme, sie rief: Erlöse mich. Der Hirt erwachte, aber von den weißen Flocken ringsum war nichts zu sehen. Er erzählte seinen Traum den Genossen, und man kam überein, die weisen Männer zu befragen, die aus dem Rauschen der Bäume die Zukunft weissagten. Und diese antworteten, man solle an der Stelle, da der Hirt gelegen, nachgraben, man werde eine Quelle finden, die großen Reichtum berge. Keine drei Schuh tief hatte man gegraben, da stieß man auf einen prächtigen Quell, der brodelnd zur Höhe stieg. Aber was er barg, das entdeckte man erst, als ringsum an Sträuchern und Grashalmen die köstlichsten Salzkristalle hingen. Seitdem verließen die Hirten die Gegend nicht mehr, sie ließen sich an dem Quell nieder und gewannen Salz aus der aufspringenden Sole, mit dem sie weithin in die Lande Handel trieben.

Zieht man die sagenhafte Einkleidung ab, so hat man die ganz reale Schilderung eines wirtschaftlichen Vorgangs. Noch brach man den Acker nicht mit dem

Die Kompanie der Schlachtschwerter mit der Fahne Gustav Adolf



und Friedrichs des Grossen, mit Zweihändern und Rundschild.

Pflug, die Völker nomadiſierten. Sie mußten deshalb zum Winter die Gegend verlaſſen, in der ſie weder für ſich noch für ihre Herden genug Nahrung fanden. Da

Fiſcherſtecher.

entdeckte einer ihrer Genoſſen den Quell, der ringsum alles mit weißen Flocken bedeckt hatte. Sie unterſuchten den Quell, erkannten ſeinen Wert, und der erſte Anfang zur Stadt Halle war gelegt.

Daß ein ſolcher Naturſchatz nicht unbeſtritten blieb, iſt ſelbſtverſtändlich. Es mögen nicht wenige heiße

Der Schwertträger.

Kämpfe, deren Ausläufer ſich bis in die hiſtoriſche Zeit in den Kämpfen der Salzgrafen und des Stadtmagi-

strates fortsetzten, um den Besitz wie um die Rechte und Privilegien desselben stattgefunden haben.

Der Gegensatz der Halloren und der Hallenser ist heute noch lebendig. Die Halloren verfolgten dabei die kluge Politik, für ihre allmählich herangewachsene Brüderschaft, die zuzeiten 600 wehrhafte Männer ins Feld stellen konnte und sich zweifellos im Kriegs- und Waffenspiel andauernd übte, Rückhalt bei den Fürsten zu suchen. Das Fischerstechen zum Beispiel, das übrigens weit über den Bezirk hinaus verbreitet ist, ist ganz zweifellos ein Rest jener Kämpfe, die um den Besitz der Flüsse, der Flußufer und der Furten gekämpft werden mußten. Auch die gewaltigen Schwerter und die Figuren des Schwertträgers und des Fahnenjunkers finden aus diesen Jahrhunderte umfassenden Kämpfen ihre Erklärung. Als man sich dann, bedrängt von der Not und den Bedürfnissen der allmählich sich herausbildenden Staatswesen, gezwungen sah, bei dem Staat, der damals überall in seiner persönlichen Spitze, dem König oder Kaiser, kulminierte, Schutz zu suchen, strebte man danach, von der bisherigen Freiheit und Selbstbestimmung so viel wie möglich zu retten, indem man Tribut, Eier, Salz und Wurst, zahlte. Ob so auch die Rechte der Pfänner, der Besitzer der Pfannen in der Saline, entstanden sind, oder ob die Pfänner kluge Salzsieder und Handwerker waren, die allmählich die Herrschaft an sich rissen, oder ob beide Prozesse, gewaltsame Unterdrückung und kluge Benützung der Umstände, ihnen die Vorherrschaft unter den Halloren sicherten, das kann dahingestellt bleiben. Genug, die Pfänner hatten jahrhundertelang die Macht.

Und so erzählt die Sage denn, im Kerne völlig richtig, weiter: Nach vielen Jahren drang aus ihrer Heimat zu der Salzbrüderschaft die Kunde von einem

Fahnenjunker.

mächtigen König, der in die Gegend kommen werde und die fremden Völker ſich untertan machen wolle. Sie machten ſich daher auf den Weg und nahmen mit

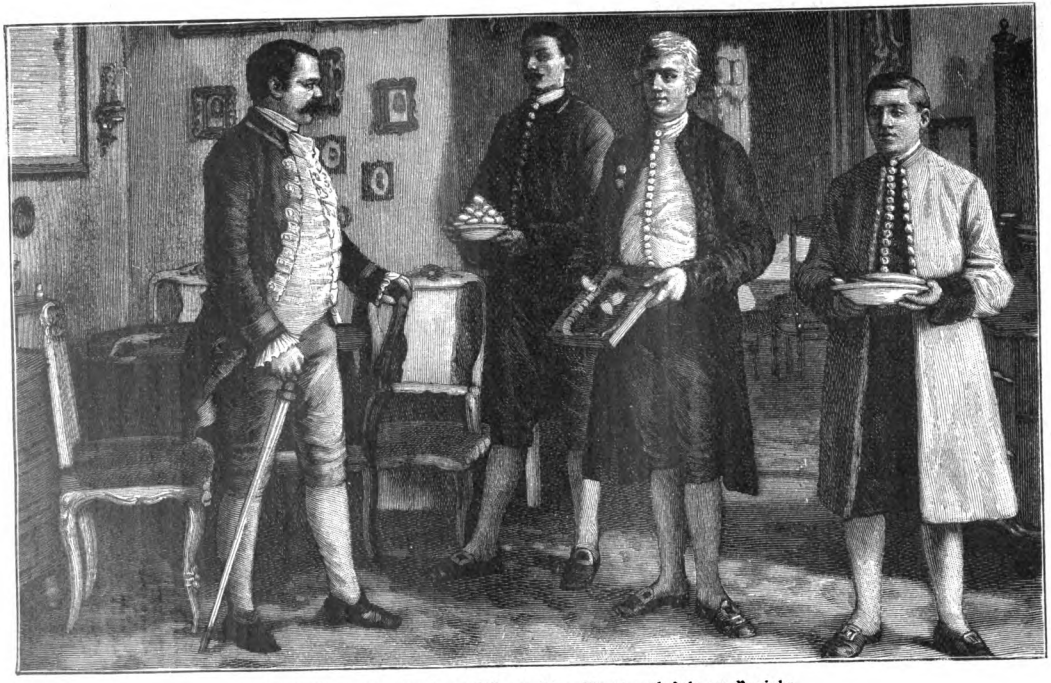
sich drei Wagen vom besten, reinsten Salz und kamen nach Aachen zu Karl dem Großen. Der Kaiser nahm sie freundlich auf, und so baten sie ihn, daß sie ihm huldigen dürften, und ob er ihr Herr und Beschützer sein wolle. Karl der Große war damit natürlich einverstanden und versprach, im nächsten Jahre selber zu den Halloren zu kommen und ihre Huldigung zu empfangen. Da er aber selbst nicht kommen konnte, sandte er seinen Sohn im folgenden Frühjahr wider die Wenden, und als dieser an die Saale kam, traf er die Halloren gerade, wie sie ihre Hütten wieder aufbauten, der Besitz war also immer noch umstritten, denn die Feinde waren ins Land eingebrochen und hatten alles verbrannt und verwüstet. Und so traten sie vor ihn und sprachen: „Großer, gnädiger Herr, laß uns eine Stadt bauen, damit wir Schutz und Schirm han vor unseren Feinden."

Man sieht hier ganz deutlich, wohin die sehr verständige Kommunal- und Wirtschaftspolitik der Halloren zielte. Nachdem sie mit Hilfe der Salzquellen und des Gewerbes, das sie betrieben, einmal seßhaft geworden waren, suchten sie diese Seßhaftigkeit mit allen Mitteln zu schützen. Da sie die eigene Faust lange genug gebraucht hatten, nicht immer mit Erfolg, so mußte ihnen jede Beihilfe von außen willkommen sein. Karl dem Großen hinwieder konnte nichts willkommener sein, als wenn die zerstreuten Siedlungen im Lande sich freiwillig seiner Reichsgründung anschlossen.

Trotzdem machte sein Sohn und Stellvertreter Einwände, er sagte: „Wovon wollt ihr denn eine Stadt bauen? Aus Wasser und Salz?"

Die Halloren aber antworteten:

„Han mer hüte Water und Solt,
Han mer morne Silber und Gold."



Die Halloren bringen ihrem Pfänner Eier, Wurst und Salz zu Neujahr.

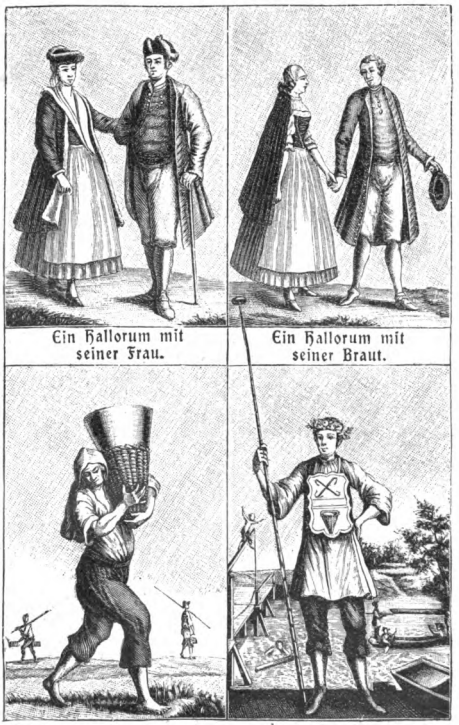
Der König ließ sich überzeugen, und der Bau der neuen Stadt begann, selbstverständlich mit der von Karl dem Großen auf den Rat seines Sohnes bewilligten Beisteuer.

Daß dem wirklich so war, beweist der ganze weitere Verlauf der Sache, die Halloren unterwarfen sich nunmehr in aller Form, offenbar die Bedingung, die Karl der Große für die Bewilligung seiner Beisteuer gestellt.

In der Sage kommt diese Tatsache also zum Ausdruck: Als der König das Jahr darauf wiederkam, staunte er über die Pracht und Stärke der neuen Stadt. Man bereitete ihm einen herrlichen Empfang. In der großen Halle, wo das Salz zum Trocknen lagerte, hatte man einen hohen Turm gebaut. Als der König vor dem Turm ankam und vom Pferde stieg, drangen die Salzknechte von den Koten (Pfannen) heran, nahmen das Leibroß beim Zügel, setzten einen aus ihrer Mitte darauf und führten Roß und Reiter dreimal um die Salzbrunnen mit lautem Geschrei und Jubel. Der König wollte den Grund des Vorganges wissen, und die Knechte sprachen: „Hiermit tun wir dar, daß Euer Majestät der Herr des Tales ist." Der König ließ es geschehen und schenkte den Halloren das Roß. Er mußte sich also loskaufen wie heute noch jeder, der ein Erntefeld besucht und den die Schnitter binden. Ein uralter Brauch. Allerdings kommt derselbe in dieser Überlieferung nicht rein zum Ausdruck. Es sind offenbar verschiedene zeremonielle Akte verbunden in dem Berichte. Die Hauptsache war, daß die Halloren bei dieser Gelegenheit eine, übrigens rein aristokratische Verfassung für ihr Gewerbe erhielten. Der König verlieh nämlich den acht Pfännergeschlechtern das Stadtrecht, gab jedem ein Schwert und Schild, der ganzen Bevölkerung ein Heerzeichen, und so zogen sie mit ihm

in den Krieg und ſind ihm allezeit getreue Vaſallen geweſen.

Pfänner, das heißt Beſitzer von Pfannen in der



Ein Hallorum mit seiner Frau. Ein Hallorum mit seiner Braut.

Ein Hallorum mit Saltze. Ein Hallorum auf dem Wasser.

Bilder aus alter Zeit.

Saline, waren dazumal die Bornemann oder die Brunner, die am Salzborne ſtanden und die Sole ſchöpften, die Bornträger, welche die Sole vom Born zu den Pfannen trugen, die Büttner, ſo die Butten fertigten, in denen das Salzwaſſer geſchöpft und fortgetragen wurde, die

Pfannenschmiede, die die Siedepfannen schmiedeten, die Holzhäuer, die das Holz fällten und das Feuer unterhielten, die Seihfährte, welche die Fährte, das heißt das schmutzige Salz, seihten und reinigten, die Stießer, die das Salz siedeten, rührten und zerstießen, und die Bäcker, die das Salz buken und in Würfel schnitten, damit es sich besser transportieren ließe. Die Halloren waren die Salinenarbeiter und Salzknechte, die die niedere Arbeit verrichten mußten.

Diese Verfassung ist natürlich nicht plötzlich auf dem Papier entstanden, sie setzte sich auch nicht ohne Schwierigkeiten durch. Karl der Große mußte nach der Sage nochmals eingreifen.

Die Sage berichtet nämlich weiter: Da die Halloren kein Oberhaupt hatten, entstand bald Zank und Streit unter ihnen, und die Parteiung ward so groß, daß der Kaiser davon Kunde erhielt. Er sandte daher seinen Paladin Roland hinab, um Frieden zu stiften. Der zog durch alle Städte und Gaue bis hinauf an die Saale und ließ Standbilder errichten von Kaiser Karl, zum Zeichen, daß ein kaiserlich Gericht an der Stelle sei, und sprach Recht für jedermann. So kam er auch gen Halle und schlichtete den Streit. Danach ließ er sie zusammentreten, um einen Grafen zu wählen aus ihrer Mitte, der richten solle viermal im Jahre vor dem Bilde des Kaisers an seiner Statt. Nachdem er diesen mit dem Richtschwert belehnt hatte, zog er von dannen, denn die Sarazenen waren in die Lande eingefallen. Nicht lange danach kam die Kunde von seinem Tode. Weil er aber ein so stattlicher Ritter gewesen war und ihnen so gar gefallen hatte, so nannte man ihm zu Gedächtnis das Vor-Gericht-gehen „vor den Roland treten", und ist von da der Name auf die Statue übergegangen.

Dies iſt das verworrenſte Stück der Sage. Vor allem, wenn überhaupt, bezieht ſie ſich nicht allein auf die Halloren. Möglich immerhin, daß Karl der Große die Streitigkeiten, die bei ihnen, offenbar zwiſchen

Schmuck einer Hallorenbraut.

Pfännern und Halloren, vielleicht auch der Pfänner untereinander, beſtanden, dadurch ſchlichtete, daß er einen Talgrafen einſetzte, der die Staats- und Gerichtshoheit des Kaiſers und des Reichs zur Geltung brachte.

Aber die Sache war damit nicht abgetan. Vielmehr

gab die Stellung des Talgrafen zu neuen Streitigkeiten mit der Stadt Halle Anlaß. Es hatten sich zwei örtlich getrennte Gewalten herausgebildet, der Talgraf oder Salzgraf im Tal und der Magistrat der Stadt Halle, die beide den gesamten Verwaltungsbezirk zu leiten beanspruchten. Der Salzgraf stand an der Spitze der Pfänner und Halloren, er saß dem Talgericht vor, hatte eigene Münzgerechtigkeit und war unumschränkter Gebieter im Tal. Ihm gegenüber stand der Ratsmeister an der Spitze des Magistrats, er saß dem Berggericht vor. Schließlich obsiegten in dem lange andauernden Streit der beiden Parteien die Städter. Sie nahmen im Jahre 1412 den Talgrafen Hans von Hadersleben gefangen und verbrannten ihn. Dafür wurden sie zwar in Acht und Bann getan, aber die Macht des Talgrafen war gebrochen. Kurz darauf wurde das Talgericht mit dem Berggericht vereinigt, und dem Talgrafen blieb nur eine gewisse Oberhoheit über die Bruderschaft der Salzwirker, die noch heute besteht.

Die Geschichte der Halloren ist damit eigentlich zu Ende. Ziehen wir das Fazit, so war die Bruderschaft der Halloren eine auf Grund einer glücklichen, materiell sehr wertvollen Entdeckung im landsmannschaftlichen Verbande entstandene und in allen Teilen durchgegliederte Gewerbeorganisation eines kraftvollen und wehrhaften Hirtenstammes. Diese Organisation entwickelte sich durch einen weitverzweigten Handel, das Salz von Halle ging wie das von Lüneburg über die ganze Erde, zu einem bedeutsamen Großbetrieb, dessen Mitglieder ein starkes Gemeinwesen bildeten. Von dieser Organisation erhielten sich die äußeren Formen weit über die Wesenheit der Organisation hinaus. Die Handwerksmeister spielten in der Organisation dieselbe Rolle, die in anderen mittelalterlichen Gemeinwesen die Geschlechter

ſpielten. Ob ſie zu ihrer führenden Rolle durch Unterjochung der Salzknechte gelangt waren oder durch ihre Kunſtfertigkeit im Handwerk, muß, wie geſagt,

Hallorenbrautpaar.

dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls trug zu der Dauer der Organiſation auch der Umſtand bei, daß man ſich als beſonderer Körper in einem fremden Gemeinweſen fühlte und alle die Mittel, die gebräuchlich ſind, der-

artige Sonderkörper zu erhalten, anwendete. Dabei spielen Äußerlichkeiten überall eine besondere Rolle, und unsere Abbildungen zeigen, daß man Formen und Gebräuche zu achten verstand. Es ist daran alles charakteristisch, „der Hallorum mit Saltze", „der Hallorum mit seiner Frau", „seiner Braut" und „der Hallorum auf dem Wasser", auch der Schmuck der Braut, das Brautpaar und der regierende Vorsteher zeugen deutlich für das rege Gefühl, das die Halloren von ihrer Bedeutung hatten. Und das begreift man gut, denn heute noch wird alle drei Jahre vom König von Preußen ein neuer „Salzgraf" ernannt, der zwar keine obrigkeitlichen Befugnisse, aber die Angelegenheiten der Halloren zu vertreten hat und Schiedsrichter im Arbeitsverhältnis ist.

Der Salzgraf hat außerdem die jedes zweite Jahr stattfindende Wahl des regierenden Vorstehers und der drei anderen Vorsteher zu bestätigen und muß bei ihren Festen „den Frieden würken".

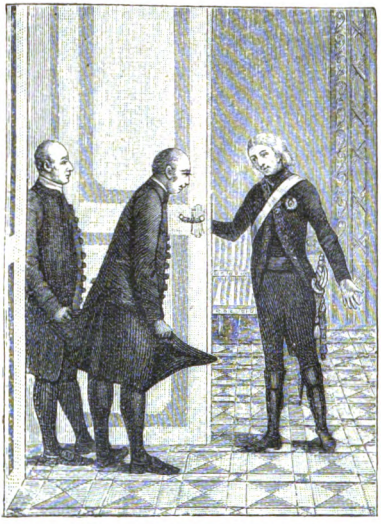
Alljährlich gratulieren die Halloren dem Landesherrn zum Neujahr. Sie senden auch drei Abgeordnete zur Huldigung bei jedem Thronwechsel und erhalten dafür ein Leibroß des Herrschers und eine Fahne. Seitdem die Huldigung in Königsberg stattfindet, haben sie dorthin Vertreter gesendet, die Pferd und Fahne mitgebracht haben. Das Pferd wird verkauft, und aus dem Erlös werden die Festkosten gedeckt, sowie ein silberner Pokal mit dem Bildnisse des Königs angeschafft. Als Magdeburg an das Haus Hohenzollern kam, wurde dem Großen Kurfürsten am 4. Juni 1681 ein feierlicher Einzug bereitet. Auch Friedrich der Große empfing wie alle seine Vorgänger die Halloren am Neujahrstage und sandte ihnen ein Pferd aus dem Marstall mit Zaum und Sattelzeug.

Daneben haben die Halloren, die bei den Empfängen der Fürsten allgemach einen ganz ansehnlichen Schatz angesammelt haben, von ihren alten Privilegien eigent-

Regierender Vorsteher.

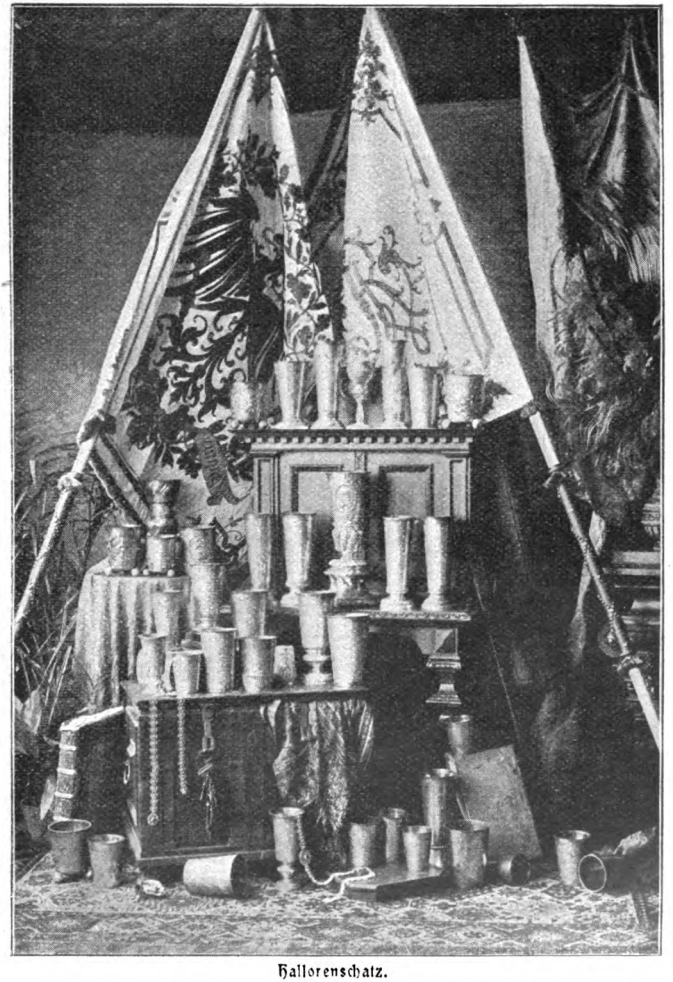
lich nur das Pfingstbier gerettet. Dies Pfingstbier geht einher mit Schmauserei und Tanz, zumeist wird es alle zwei Jahre veranstaltet, und wenn die Zeiten schlecht sind, beschränkt man sich auf Bier und Tanz. Die

Festordnung zeigt viele Anklänge an die deutschen Frühlingsfeiern, die überall um Pfingsten stattfinden. Auch die gebräuchlichen Pfingsthumpen findet man bei ähnlichen Vereinigungen. Des Morgens um sieben Uhr wird Reveille geschlagen. Die Brüderschaft versammelt sich vor den Wohnungen der Vorsteher. Von dort



Friedrich der Grosse empfängt die Halloren am Neujahrstage.

werden die Fahnen aus der Moritzkirche abgeholt. Um zehn Uhr geht es in die Halle zu den vier Salzbornen, wo der Salzgraf die Brüderschaft erwartet. Nachdem der Salzgraf zum Frieden gemahnt, werden die Kranzjungfrauen abgeholt, und der Umzug durch die Stadt beginnt. Um zwölf Uhr ist große Tafel, zu der der Salzgraf geladen wird. Er eröffnet nach der Tafel den Tanz mit der Tochter des regierenden Vorstehers;



Hallorenschatz.

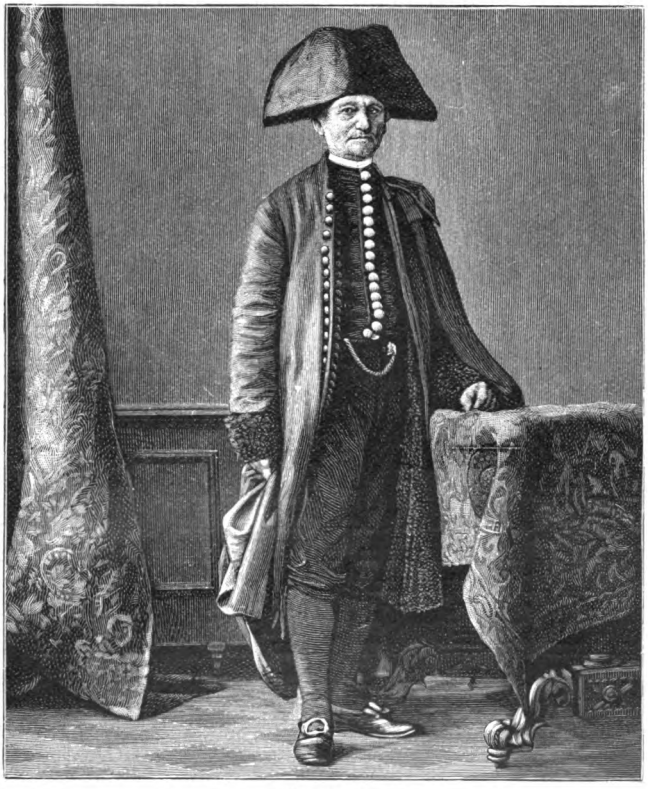
nachdem er ſich noch ein wenig ergötzt, geht er nach Hauſe. Dorthin bringt ihm der Talbote einen Hal-

lorenkuchen und ein großes gemaltes Glas Bier, einen Humpen oder eine Humpe. Sobald der Salzgraf den Garten verlassen, beginnt der Hallorentanz. Die Kranzjungfern werden in die Mitte genommen. Ringsherum

Pfingstbierhumpen von 1673 mit Fähnrich.

stellt sich eine Kette junger Burschen mit verschränkten Händen. Die Musik gibt ein Zeichen, die Eroberung der Kranzjungfern beginnt, indem andere Tänzer die Kette zu durchbrechen suchen. Nach dem Tanz beginnt das Zechgelage, bei dem die alten silbernen Pokale und Humpen im Kreise umgehen.

Natürlich ist die neue Zeit nicht spurlos an den Halloren vorübergegangen, sondern hat, trotzdem die



Leichenträger.

alten Bräuche und Gerechtsame teilweise erhalten geblieben sind, einschneidende tatsächliche Veränderungen gebracht. Die Halloren leben nicht mehr in kastenartiger Abgeschlossenheit von den übrigen Bürgern und

ihre Zahl ist sehr zusammengeschmolzen. Der Betrieb, der ausschließlich in die Räume der königlichen Saline zu Halle verlegt worden ist, beschäftigt nur etwa noch die Hälfte aller, etwa 700 Köpfe zählenden Halloren, und die anderen haben sich daher neue bürgerliche Beschäftigungen suchen müssen, und zwar sind sie zumeist Leichenträger geworden. Das paßt zwar wenig zu der alten heldenhaften Zeit ihrer Geschichte, zu dem rauhen Geist, den der Talgraf immer wieder bändigen muß, indem er Frieden wirkt, aber — die ist eben dahin.

Am 25. Juli 1890 brachten die Halloren Kaiser Wilhelm II. ihre Huldigung dar. Friedrich III. zu huldigen, war ihnen nicht vergönnt gewesen. Die schwere Krankheit, die den Sohn Wilhelms I. dahinraffte, ließ derartige Huldigungen nicht zu. Kaiser Wilhelm II. hat aber die Lücke gefüllt, die dadurch entstanden war. Er ließ den Halloren mit seiner Fahne und seinem Pferd gleichzeitig eine Fahne mit dem Namenszug Friedrichs III. überreichen und dazu einen Becher mit des verewigten Kaisers Bildnis, in Silber getrieben, von hohem Wert. Das Fest Kaiser Wilhelm II. zu Ehren wurde in feierlichster Weise begangen.

Der alte Hallorenschatz enthält wertvolle Stücke, unter anderen ein Banner von Gustav Adolf, alte Schwerter und Partisanen und eine goldene Verdienstmedaille, die der Brüderschaft für ihre Treue im Jahre 1815 verliehen wurde.

Der Schlangenring.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die hohen Fenſter des Feſtſaales im Kurhauſe leuchteten hell in die linde, ſternenklare Sommernacht hinaus, und die Klänge feuriger Tanzweiſen übertönten die monotone Muſik des in immer gleichem Wellenſpiel über das weiße Geſtade hinrauſchenden Meeres. Die vornehmen Beſucher des franzöſiſchen Seebades hatten ſich zur abendlichen Reunion in dem üppigen, marmorſchimmernden Raume zuſammengefunden. Schöne Frauengeſtalten in koſtbaren Toiletten ſchwebten im Arm eleganter Tänzer über das Parkett oder ruhten anmutig in den zierlichen roten Samtſeſſeln, die ringsum unter deckenhohen Spiegeln die Wände des Saales ſäumten. Man war auf der Höhe der Saiſon, und die Geſellſchaft war niemals glänzender geweſen als in dieſem Jahre. Die klangvollſten Namen und Titel wurden bei den Unterhaltungen laut, die herrlichſten Juwelen und die koſtbarſten Perlen funkelten und ſchimmerten in roſigen Ohren oder auf blendenden Nacken. Alles, was durch hohen Rang, durch Reichtum oder durch

Schönheit ein besonderes Anrecht zu haben glaubte auf die rauschenden Freuden des Lebens, schien sich heute hier ein Stelldichein gegeben zu haben.

In der Nähe der Eingangstür, an einem der vergoldeten Pilaster, lehnte ein stattlicher blonder Mann von ungefähr dreißig Jahren. Mit zusammengezogenen Brauen schaute er in das glänzende Auf und Nieder. Es war nicht schwer, ihn an seiner kraftvollen Gestalt, seinem krausen rötlichen Bart und seinen blauen Augen als einen Deutschen zu erkennen. Daraus mochte sich's auch erklären, daß er hier offenbar sehr wenige Bekannte hatte und nur selten oberflächlich höfliche Grüße mit irgend einem der an ihm vorübergehenden Herren tauschte.

Aber es schien doch nicht eigentlich Langeweile zu sein, was er empfand. Seine Aufmerksamkeit wäre sonst wohl kaum mit solcher Beharrlichkeit immer demselben Gegenstand zugewendet geblieben, zumal es nicht einmal die auffallendste und blendendste unter den weiblichen Erscheinungen der Gesellschaft war, an der so seltsam ausdauernd seine Blicke hingen.

Ein höchstens achtzehnjähriges, zierliches und feingliederiges Mädchen, unter dessen dunklen Stirnlöckchen wunderschöne schwarze Augen mit jenem feuchten Glanze leuchteten, der fast nur den Augen der Südländerinnen eigen ist, nahm ersichtlich sein ganzes Interesse gefangen. Ihr in weichen Falten niederfließendes Kleid war vielleicht die einfachste von allen hier vorhandenen Toiletten; aber seine Einfachheit war von jener fast raffinierten Art, die einem kundigen Auge sogleich das Geschick und den Geschmack eines hervorragenden Kleiderkünstlers verrät. Sie trug keinen Schmuck außer einer Schnur ganz unmoderner blaßroter Korallen, die ihren feinen weißen Hals umschloß, und doch hätte man sich

kaum etwas Lieblicheres und zugleich Vornehmeres vorstellen können als das noch halb kindliche Geschöpf mit dem zarten Oval seines etwas unregelmäßigen Gesichts und der geschmeidigen Grazie seiner elfenhaften Gestalt.

Das junge Mädchen befand sich in Gesellschaft einer großen, stattlichen Dame, deren hochrotes Seidenkostüm und deren glitzernde Brillanten einen eigentümlichen Gegensatz zu der vornehmen Einfachheit ihrer jungen Begleiterin bildeten. Auch sie sah noch jugendlich aus, aber die goldblonde Farbe ihres Haares machte ebenso wie seine allzu auffallende Üppigkeit nicht gerade den überzeugenden Eindruck zweifelloser Echtheit. Sie tanzte nicht, obwohl es keineswegs an Kavalieren fehlte, die sich um diese Ehre bewarben.

Ihre Begleiterin aber — allem Anschein nach ihre Tochter — kam kaum einen Augenblick zur Ruhe. Ihre zarten Reize wirkten auf viele dieser eleganten und verwöhnten Herren augenscheinlich viel verlockender als die in voller Blüte prangende Schönheit mancher ungleich stolzeren Erscheinung, und sobald sie zwischen zwei Tänzen oder zwei Extratouren zu ihrem Platz zurückkehrte, war sie auch schon der Mittelpunkt eines kleinen Kreises von huldigenden Bewunderern, deren lächelnde Mienen und beredte Gesten den blonden Beobachter an der anderen Seite des Saales erraten ließen, mit welchem Eifer sie einander an Artigkeiten zu überbieten suchten.

Er konnte nicht hören, was sie entgegnete, aber jedesmal, wenn sie die Augen aufschlug, wurde die kleine senkrechte Falte auf der Stirn des blonden Mannes schärfer und tiefer. Er kannte den süßen Zauber, der in dem Blick der großen Rätselaugen lag, und es schien ihm unmöglich, daß diese kleine Baronesse Isa Cosadini sich nicht der gefährlichen Macht

bewußt sein sollte, die sie mit ihren Blicken über die Herzen der Männer ausübte.

Nun war sie wieder mit einem hochgewachsenen jungen Kavalier, dem Attaché einer in Paris beglaubigten Gesandtschaft, in den Wirbel der Tanzenden getaucht, und diesmal kam sie näher als sonst an seinem Platz vorüber. Für einen Moment war sie ihm so nahe, daß ihr leichtes, duftiges Gewand fast seine Füße streifte. Gerade in diesem Moment schlug sie die Augen zu ihm auf. Er sah, daß es wie ein Aufleuchten der Freude über ihr Antlitz ging, und sie lächelte ihm zu wie einem guten Freunde.

Sein erstes Empfinden war das eines warm aus dem Herzen quellenden Glücksgefühls. Schon im nächsten Moment aber blickte er nur noch finsterer. Was war dieses lockende Lächeln denn anderes gewesen als eine Gunst, die sie heute wahrscheinlich schon einem Dutzend von Verehrern geschenkt hatte? Daß es noch liebenswürdiger, noch berückender war als seine eifersüchtigen Augen es während der letzten Stunde auf ihren Lippen wahrgenommen, erklärte sich leicht genug aus dem Reiz, den es für sie haben mochte, auch den Trotzigen, der sich so stolz aus ihrem Bannkreis fernhielt, an ihren Triumphwagen zu fesseln.

Dazu aber ließ er sich nicht herbei. Er wollte nicht mit sich spielen lassen, und sie sollte nicht etwa glauben, daß er nur hierher gekommen sei, um sie wie ein blöder Junge von ferne anzuschmachten. Ohne daß sein Blick die lichte Gestalt noch einmal gesucht hätte, wandte er sich zum Gehen, ließ sich draußen in der Garderobe Hut und Überrock geben und schritt durch die Gartenanlagen des Kurhauses dem Strande zu.

Wohl eine Viertelstunde weit wanderte er auf der jetzt ganz einsamen Digue dahin, den Blick unverwandt

dem Meere zugewendet, auf dessen sanft bewegtem Spiegel das Licht des vollen Mondes als ein leise zitternder silberner Streifen lag.

Er war in tiefster Seele traurig und bitter unzufrieden mit sich selbst. Diese flüchtige Bekanntschaft von wenigen Tagen hatte also wirklich hingereicht, ihn mit leidenschaftlich heißer Liebe für ein Mädchen zu erfüllen, von dem er so gut wie nichts wußte und von dem er nach mancherlei bedenklichen Anzeichen sogar glauben mußte, daß es der tiefinnigen Zuneigung eines ernsten Mannes unwert sei! Solange er mit ihr sprach, war sie ihm als das süßeste, natürlichste und aufrichtigste Geschöpf erschienen, dem er je in seinem Leben begegnet war, und nicht der leiseste Zweifel hatte sich in ihm geregt. Aber wenn er dann hörte, welchen Ton ihre Mutter den sie umschwärmenden Herren gegenüber anschlug, und wenn er ein Zeuge der dreisten Huldigungen war, zu denen jene sich durch diesen mehr als freien Ton berechtigt glaubten, mußte ihm der kühl abwägende Verstand des gereiften und erfahrenen Mannes sagen, daß sich ein in solcher Umgebung und unter solchen Einflüssen lebendes junges Mädchen schwerlich jene Reinheit des Empfindens bewahrt haben konnte, die ihr Äußeres wie ihr Benehmen ihm gegenüber zu atmen schienen. Die Baronin hatte ihm von vornherein den Eindruck einer sehr geschickten Schauspielerin gemacht, die jedes Wort und jeden Blick trefflich auf seine Wirkung hin zu berechnen wußte. Mußte er da nicht vermuten, daß auch ihre Tochter nur eine gut eingelernte Rolle spielte?

Namentlich an dem heutigen Abend hatte das geradezu herausfordernde Benehmen der Mutter diesen Argwohn in ihm genährt, und an dem Schmerz, der ihm dadurch bereitet worden war, hatte er ermessen

können, wie tief die Liebe zu dem reizenden Mädchen bereits in seinem Herzen wurzle. Aber er war kein schwärmender Jüngling mehr, der sich widerstandslos und ohne Überlegung solchen Impulsen hingab. Zugleich mit der Erkenntnis der Gefahr war auch der Entschluß in ihm gereift, sich ihr zu entziehen. Morgen schon wollte er abreisen; zum letzten Male sollte an diesem Abend der Zauber der jungen Baronesse Isa auf ihn gewirkt haben.

Der kürzeste Weg zu seinem Hotel führte ihn durch den Garten des Kurhauses zurück. Die lustigen Weisen des Orchesters klangen noch immer in den stillen Sommerabend hinaus, als er sich dem prunkenden Gebäude mit seinen einladend hellen Fenstern näherte. Auf der kleinen Seitenterrasse unterhalb dieser erleuchteten Fenster gewahrte er eine auf die steinerne Balustrade gelehnte weiße Gestalt. Er hatte durchaus keinen Grund, zu vermuten, daß es Isa sei, und doch klopfte sein Herz plötzlich in rascheren Schlägen, und er beschleunigte unwillkürlich seinen Schritt. Ein paar Stufen führten aus dem Garten zu der Terrasse hinauf, und noch ehe er sie erreicht hatte, war es ihm zur Gewißheit geworden, daß die einsame Träumerin da oben wirklich keine andere als die junge Baronesse Cosadini war. Uneingedenk seiner eben gefaßten Vorsätze stieg er zu ihr empor.

Sie gewahrte seine Annäherung erst, als er unmittelbar hinter ihr stand, und erschrocken drehte sie sich nach ihm um.

„Ah, Sie sind es, Herr v. Minckhof! Wie Sie mich erschreckt haben! Ich glaubte, es wäre einer der Herren von da drinnen."

„Und sollte unter ihnen keiner sein, von dem Sie sich recht gern hier hätten finden lassen?"

Noch ehe er ganz ausgesprochen, ärgerte er sich über die dreiste Taktlosigkeit seiner Frage.

Isa aber schien sie nicht so zu empfinden, denn nur ein Ausdruck leichten Erstaunens trat auf ihr Gesicht, und ganz unbefangen schüttelte sie den Kopf. „Nein, gewiß nicht, dann wäre ich doch nicht entflohen."

„Entflohen?" wiederholte er ungläubig. „Nachdem Sie sich stundenlang so ausgezeichnet unterhielten?"

„Wie können Sie das wissen? — Sie haben doch während des ganzen Abends kein Wort mit mir gesprochen."

Er überhörte geflissentlich den Klang des Vorwurfs in ihren Worten. „Ich bin ein schlechter Tänzer," sagte er nur. „Und ich genieße derartige Veranstaltungen lieber als Zuschauer. Sie aber werden sicherlich da drinnen bereits schmerzlich vermißt werden."

„Ach, was kümmert mich das! Wenn ich nicht wüßte, daß meine Mutter sich beunruhigen würde, ich ginge ganz gewiß nicht wieder hinein."

„Ist das Ihr Ernst? Es sollte Ihnen wirklich kein Vergnügen bereiten, von so viel Bewunderern umschwärmt zu sein?"

Eine fast leidenschaftliche Heftigkeit war in der Art, wie sie verneinend den Kopf schüttelte. „Vergnügen! — O, wenn ich könnte, ich flüchtete mich aus dieser Gesellschaft, so weit — so weit mich nur meine Füße trügen."

Minckhof trat näher zu ihr heran. Alle seine tapfer erkämpften Entschlüsse waren ganz und gar vergessen. „Ich bin sehr überrascht, Sie so sprechen zu hören," sagte er in verändertem Ton. „Glaubte ich doch nichts anderes, als daß Sie bei Ihrer jetzigen Lebensweise sehr glücklich seien."

„Und es kommt Ihnen nun sehr undankbar vor, daß

ich es nicht bin — nicht wahr?“ fragte sie zurück, ohne den Blick von dem schimmernden Silberstreifen auf dem Meere zu verwenden. „Es ist ja wohl so die landläufige Meinung, daß ein Mädchen sich nichts Besseres wünschen könne, als vom Morgen bis zum Abend geputzt umherzugehen und platte Schmeicheleien zu hören.“

„Wenn das eine landläufige Meinung ist, Fräulein v. Cosadini, so ist es sicherlich nicht die meinige. Aber sind Sie denn durchaus gezwungen, ein Leben zu führen, das Ihnen, wie Sie sagen, so wenig gefällt?“

„Ich kann Ihnen darauf nicht antworten,“ sagte sie nach einem kurzen Schweigen, „und es ist ja auch töricht, daß ich davon spreche. Wünsche, die nie in Erfüllung gehen können, verschließt man wohl am besten in den geheimsten Tiefen seines Herzens.“

„Ich möchte aber so gerne wissen, was Sie sich wünschen.“

„Ich weiß es selbst nicht, denn ich kenne die Welt ja noch so wenig. Aber manchmal, wenn diese seltsame, unermeßliche Sehnsucht über mich kommt, ist mir's, als würde ich sehr glücklich sein, wenn ich ein stilles, gleichmäßiges Leben in irgend einem abgeschiedenen, friedlichen Erdenwinkel führen könnte, wo ich nicht Tag für Tag neue, fremde Gesichter sehen und mir nicht beständig Zwang antun müßte, um freundlich und liebenswürdig zu sein gegen Menschen, die mir gleichgültig oder gar widerwärtig sind.“

Was sie sprach, kam ihr gewiß aus dem Herzen, und Minckhof bat sie im stillen um Verzeihung für jeden häßlichen Verdacht.

„Was würden Sie sagen, Fräulein Isa, wenn ich Ihnen darauf erwiderte, daß ich einen solchen stillen Erdenwinkel kenne und daß ich glücklich wäre, Sie dahin führen zu dürfen?“

Zweifelnd und ungewiß sah sie ihn an. „Ach, das kann doch Ihr Ernst nicht sein! Das wäre ja ganz unmöglich.“

„Nicht so unmöglich vielleicht, als es Ihnen in diesem Augenblick scheinen will. Aber sind Sie denn auch sicher, daß es nicht bloß eine flüchtige Laune, ein vorübergehendes Verlangen nach Abwechslung ist, das Sie mit solcher Sehnsucht nach einem stillen, gleichmäßigen Leben erfüllt? Der Ort, von dem ich spreche, ist wirklich ein sehr ruhiges und abgeschiedenes Plätzchen, ein altmodisches, einfaches Herrenhaus mitten in einem großen, einsamen Park. In weitem Umkreise ringsumher gibt es nichts als Wald und Feld. Die nächste Stadt ist beinahe zwei Stunden entfernt, und außer den Dienstleuten gibt es in dem stillen Hause keine andere Gesellschaft als die einer alten Frau, die wohl die Güte selbst, aber nicht eben vom Schlage der fröhlichen und leichtlebigen Menschen ist. Selten nur kommen Gäste, und ein Spazierritt, ein Jagdausflug, eine Schlittenfahrt ist alles, was das eintönige Landleben an Vergnügungen zu bieten vermag. Glauben Sie im Ernst, Fräulein Isa, daß Ihnen das auf die Dauer genügen könnte?“

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte sie ihm zugehört; aber statt auf seine letzte Frage zu antworten, sagte sie: „Es ist Ihr Besitz, Herr v. Minckhof, den Sie da schildern.“

„Ja, es ist mein Familiengut Lindenrode, keine fürstliche Besitzung mit einem Heer von Dienern und Lakaien, sondern eine Scholle, auf der rechtschaffen gearbeitet werden muß, damit sie ihrem Eigentümer Unabhängigkeit und seine geachtete Stellung im Leben erhalte.“

„Und warum schildern Sie mir eine Welt, die mir doch immer verschlossen bleiben wird?“

Helmut neigte sich so nahe zu ihr herab, daß sie unwillkürlich den dunkellockigen Kopf ein wenig zur Seite bog. „Es soll Sie nur ein Wort kosten, Fräulein Isa, und diese Welt tut sich Ihnen auf. Ich sagte Ihnen ja schon, daß es mich glücklich machen würde, Sie nach Lindenrode zu führen."

„Wie könnten Sie das?"

Er schöpfte tief Atem. „Ich habe Sie lieb, Isa, von ganzem Herzen. Wollen Sie meine Frau werden?"

Isa verbarg das Gesicht in den Händen, und er sah, daß sie weinte.

„Warum sprechen Sie nicht?" fragte er. „Warum weinen Sie? Habe ich Sie gekränkt?"

Sie schüttelte den Kopf, aber sie veränderte ihre Haltung nicht.

„So sagen Sie mir doch nur ein einziges Wort. Wenn Sie meine Neigung nicht erwidern können — —"

Da ließ sie die Hände sinken und wandte ihm ihr tränenfeuchtes Antlitz zu. „Es kann doch gar nicht sein! Es ist gewiß nicht Ihr Ernst."

So rührend sah sie in diesem Augenblick aus und so unbeschreiblich lieblich war der Ausdruck ihres Gesichts, daß Helmut der heißen Aufwallung seiner Zärtlichkeit nicht mehr zu widerstehen vermochte. Unbekümmert darum, daß sie hier unter den Fenstern des Tanzsaales hundert neugierigen Augen preisgegeben sein konnten, schlang er seinen Arm um die zierliche Gestalt und zog sie an seine Brust.

„Und warum diese Tränen? O du Liebe, Süße, Einzige! Komm, laß sie mich fortküssen. So weit es an mir liegt, sollen es wahrhaftig die letzten gewesen sein, die du geweint hast."

Sie duldete seine Liebkosungen, und ihre Lippen gaben den heißen Druck seines Mundes zurück.

Minuten glückseliger Weltvergessenheit gingen ihnen dahin; dann aber machte sich Isa sanft aus seiner Umarmung los.

„Ich muß in den Saal zurück. Ich bin ja schon so lange fort. Als ich sah, daß Sie gingen, ohne auch nur ein Wort mit mir gesprochen zu haben, litt es mich nicht länger da drinnen. Meine Mutter sucht mich gewiß schon längst."

„Dann darf ich dich wohl nicht halten, mein Lieb. Aber du wirst heute nicht mehr tanzen — willst du mir das versprechen?"

Sie nickte lächelnd und drückte ihm zärtlich die Hand. Ein paar Schritte weit noch gab er ihr das Geleit.

„Ich gehe nicht mit hinein," sagte er, „denn ich könnte jetzt den Anblick dieser gleichgültigen Gesichter nicht ertragen. Aber morgen früh komme ich, um mir mein Kleinod zu holen. Ich überlasse es dir, ob du deine Mutter auf meinen Besuch vorbereiten willst."

„Ich möchte nicht gern ein Geheimnis vor ihr haben," gab sie leise zurück, „und wenn Sie mir nicht verbieten, es ihr zu sagen —"

„Warum sollte ich es dir verbieten? Unser Glück braucht sich weder vor ihr noch vor sonst jemand zu verbergen. — Gute Nacht denn, mein süßer Liebling, und auf fröhliches Wiedersehen!"

Noch einmal bot sie ihm für einen Moment ihre frischen, schwellenden Lippen, dann huschte sie rasch in das Haus, und wie in einem seligen Traume schlug Helmut v. Minckhof den Weg zu seinem Hotel ein.

Der Pförtner, von dem er den Schlüssel zu seinem Zimmer verlangte, reichte ihm ein Telegramm. Helmut erbrach es erstaunt und las:

„Inspektor Reimers nach Verübung großer Unter-

schlagungen flüchtig geworden. Mama in großer Aufregung. Deine Anwesenheit dringend erforderlich. Komm sofort. Herta."

Das war eine schlechte Neuigkeit, und er empfand sie als einen bitteren Wermutstropfen in dem überschäumenden Becher seiner Freude. Aber der üble Eindruck der Überraschung ging nicht allzu tief. Gar so schlimm konnte es ja am Ende nicht sein. Denn die Vollmachten seines Inspektors waren zu beschränkt gewesen, als daß sich der Mann hätte in den Besitz übermäßig großer Summen bringen können. Immerhin konnte er die Empfindung nicht los werden, daß sich hinter den Worten des Telegramms noch etwas anderes, Unangenehmeres verberge, und daß er dem Rufe, der da in so dringender Form an ihn erging, ohne Zögern Folge leisten müsse.

Ebenso gewiß aber war es, daß er sich vorher seines jungen Glückes völlig versichern müsse. Und wenn daheim alles auf dem Spiele gestanden hätte, Isa Cosadini mußte seine Verlobte sein, bevor er abreiste.

2.

Als Minckhof am nächsten Vormittag im tadellosen Gesellschaftsanzuge der Baronin Cosadini gegenübertrat, offenbarten ihm schon die ersten Worte der schönen Frau, daß sie durch Isa über den Zweck seines Besuches unterrichtet war.

„Ich bin Ihnen sehr böse," sagte sie, „denn ich weiß, daß Sie gekommen sind, um mir mein teuerstes Besitztum zu rauben."

Zugleich aber reichte sie ihm mit so gewinnender Freundlichkeit die von Juwelen funkelnde Hand, daß er über die Aufnahme seiner Werbung von vornherein kaum im Zweifel sein konnte.

Er machte denn auch nicht viele Worte. Schlicht und warm sprach er von seiner Liebe zu Isa und von seinem sehnlichen Wunsch, sie sein eigen zu nennen. „Ich bin kein Nabob," fügte er sogleich hinzu, „aber immerhin wohlhabend genug, um Sie nach dieser Richtung hin von jeder Sorge um die Zukunft Ihrer Tochter zu befreien. Selbstverständlich stehe ich mit jedem etwa gewünschten Ausweis zu Diensten und stelle es ganz in Ihr Belieben, wo und wie Sie sich nach meinen persönlichen Verhältnissen erkundigen wollen. Isa wird allerdings den größeren Teil ihres Lebens in der Einsamkeit eines ziemlich abgelegenen Rittergutes zubringen müssen; denn ich bin mit Leib und Seele Landwirt und kann mich nur selten auf einige Tage oder Wochen von meiner Berufsarbeit freimachen. Aber ich weiß aus Isas eigenem Munde, daß das Leben auf dem Lande ihren Wünschen und Neigungen entspricht, und ich gebe mich darum der Hoffnung hin, daß Sie uns Ihre Einwilligung nicht vorenthalten werden."

„Was bleibt mir denn anderes übrig? Ich mußte ja darauf gefaßt sein, daß früher oder später diese schwere Stunde kommen würde, und wenn Isa mit ihren achtzehn Jahren auch vielleicht noch etwas jung ist für eine Verlobung, so will ich mich doch ihrem Glück nicht entgegenstellen. Aber ehe Sie sich durch ein festes Versprechen binden, muß auch ich Ihnen eine Erklärung abgeben. Nach dem Eindruck, den Sie hier von unserem Auftreten gewonnen haben, halten Sie mich vielleicht für sehr reich."

Er machte eine abwehrende Handbewegung, als wolle er eine weitere Erörterung dieses Themas abschneiden, aber die Baronin beharrte auf ihrem Willen.

„Nein, nein, lassen Sie mich nur aussprechen, denn solche Auseinandersetzungen würden später viel pein-

licher sein als in diesem Augenblick. Ich selbst entstamme einer österreichischen Adelsfamilie und brachte meinem Gatten, der im rumänischen Staatsdienst stand, keine große Mitgift zu. Er bedurfte dessen nicht, denn er war zur Zeit unserer Verheiratung sehr wohlhabend. Aber verschiedene Schicksalsschläge brachten ihn um sein Vermögen, und nach seinem vor sechs Jahren erfolgten Tode blieb mir nichts als die Witwenpension, von der wir seither leben. Ich würde daher nicht in der Lage sein, meinem Kinde irgend ein Heiratsgut mit in die Ehe zu geben."

Helmut mochte einigermaßen erstaunt sein über diese Erklärung, die so wenig zu der luxuriösen Lebensführung der beiden Damen stimmte. Aber er verriet weder in Worten noch Mienen etwas von diesem Erstaunen und begnügte sich, mit einer artigen Verbeugung zu erwidern: „Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit, gnädige Frau, und ich darf wohl bitten, diesen Gegenstand damit ein für allemal als erledigt anzusehen. Sie geben uns also Ihren Segen?"

„Noch einen Augenblick, verehrter junger Freund! Sie haben mir über Ihre Vermögensverhältnisse eine Auskunft gegeben, die mich vollkommen befriedigt, aber Sie dürfen es einer Mutter, die ihr geliebtes Kind in die Hände eines fremden Mannes geben soll, nicht verübeln, wenn sie auch in anderer Hinsicht beruhigt sein möchte."

Minckhof blickte erwartungsvoll auf.

„Ich nehme an, daß Sie unabhängig sind und nach Belieben über Ihre Person verfügen können. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß meine Tochter dem Kreise, dem Sie sie zuführen wollen, willkommen sein wird. Sie haben vielleicht Eltern und Geschwister, deren Wünschen diese Verbindung nicht entspricht und

die mein Kind deshalb als einen lästigen Eindringling ansehen könnten."

„Auch in dieser Hinsicht, Frau Baronin, darf ich Sie vollkommen beruhigen. Ich habe allerdings noch eine Mutter, die ich sehr hoch verehre und auf deren Zustimmung ich in wichtigen Angelegenheiten großen Wert lege. Bei der Wahl meiner Gattin aber würde ich mir von niemand dreinreden lassen, auch nicht von ihr. Aber ich kenne sie zur Genüge, um zu wissen, daß sie die Braut, die ich ihr zuführe, mit wahrhaft mütterlicher Liebe empfangen wird."

„Auch wenn es ein armes Mädchen und überdies eine Ausländerin ist, Herr v. Minckhof?"

„Über die Vermögensfrage wollten wir doch nicht weiterreden, gnädige Frau. Sie ist für meine Mutter ebenso gleichgültig wie für mich. Und daß Isa nicht in Deutschland, sondern in Rumänien geboren ist, kann ihrer Wertschätzung doch keinen Eintrag tun."

„Nicht in den Augen vorurteilsfreier Leute. Aber ich habe zur Genüge erfahren, daß es auch andere gibt. Es mag ja sein, daß man in Bukarest die Mädchen etwas weniger engherzig erzieht als bei Ihnen in Deutschland. Man findet in Ihrer Heimat manches anstößig, was uns harmlos und natürlich erscheint. Und es würde mir unerträglich sein, zu denken, daß man Isa deshalb vielleicht mit Voreingenommenheit oder Mißtrauen begegnet."

„Gegen die Frau, der ich meinen Namen gegeben, wird sich in meinen Kreisen sicherlich nicht das leiseste Mißtrauen regen," erklärte er mit männlicher Würde, die der Baronin sichtlich imponierte.

„Sie sprachen nur von Ihrer Mutter, Herr v. Minckhof — Geschwister haben Sie also nicht?"

„Nein. Meine jüngere Schwester starb schon im

zarteſten Kindesalter. Die einzige nähere Verwandte, die zugleich als eine liebe Hausgenoſſin bei uns auf Lindenrode lebt, iſt meine Baſe Herta v. Derenthall. Ich halte es für faſt gewiß, daß Iſa und ſie bald vertraute Freundinnen ſein werden."

„Und wie ſollte ſich nun Ihrer Meinung nach die nächſte Zukunft geſtalten?"

„Ein Telegramm, das ich geſtern abend erhielt, nötigt mich zu meinem lebhaften Bedauern, noch heute nach Deutſchland abzureiſen, und ich würde ſehr glücklich ſein, wenn ich meiner Mutter die Kunde von meiner Verlobung als Reiſeangebinde mitbringen könnte. Es würde dann ganz von Ihnen abhängen, Frau Baronin, wann ich ihr meine teure Braut in Perſon zuführen darf. Daß eine möglichſt baldige Hochzeit mein ſehnlichſter Wunſch iſt, brauche ich wohl nicht erſt zu verſichern."

Die ſchöne Frau lächelte. „Ehe wir einen Termin feſtſetzen, werden wir doch auch wohl meine Tochter befragen müſſen. Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, kann es ja auf der Stelle geſchehen."

Sie ſtand auf und verſchwand für einen Moment im Nebenzimmer.

Als ſie den Türvorhang wieder zurückſchlug, führte ſie die in holder Verwirrung glühende Iſa an der Hand.

„Da es nun einmal nicht anders ſein kann, ihr närriſchen, verliebten Leute, ſo werdet in Gottes Namen glücklich miteinander!"

Glückſtrahlend eilte Helmut auf die Geliebte zu, um ihr Hände und Mund zu küſſen. „Meine Iſa! Meine angebetete, meine ſüße Braut!"

Wortlos und zitternd lag ſie in ſeinem Arm. Ihre wundervollen Augen leuchteten, und ein glückliches Lächeln lag auf ihrem Geſicht.

Helmut griff in die Tasche und brachte ein kleines Etui zum Vorschein, dem er einen mit einem Brillanten geschmückten schmalen Goldreif entnahm. „Vergönne mir die Freude, liebste Isa, dir den Verlobungsring selbst an den Finger stecken zu dürfen," sagte er.

Willig überließ sie ihm ihre noch kindlich schlanke Hand.

Als er ihr den Reif über den Goldfinger streifen wollte, fuhr er plötzlich zusammen und starrte mit großen, erstaunten Augen auf den Ring, den sie bereits an diesem Finger trug. Er hatte ihn bisher niemals an ihrer Hand bemerkt, und er war auch sicher, daß sie ihn in seiner Gegenwart noch nie getragen hatte, denn er wäre bei seiner ungewöhnlichen, auffallenden Form seiner Beachtung gewiß nicht entgangen. Sich in mehrfachen Windungen um den Finger schmiegend und von kunstvollster Arbeit, zeigte er die Form einer Schlange, deren Köpfchen durch einen rund geschliffenen Smaragd von besonders schöner Färbung dargestellt wurde, während winzige Brillanten und Rubinen die Zeichnung auf dem Rücken des goldenen Reptils markierten.

Helmuts Zögern und der Ausdruck des Erstaunens auf seinem Gesicht war zu augenfällig, als daß Isa es nicht hätte wahrnehmen sollen, und als ihr sein starr auf das kleine Schmuckstück gehefteter Blick die Ursache dieses Erstaunens offenbarte, machte sie eine halb unwillkürliche Bewegung, als ob sie die Hand zurückziehen wolle.

Er aber hielt sie fest.

„Verzeih, Isa — aber dieser Ring! Ich kannte einen, der ihm zum Verwechseln gleichsah. Und doch hatte der Juwelier, von dem sein unglücklicher Besitzer ihn einst in meinem Beisein gekauft hat, hoch und heilig versichert, es gebe kein zweites Exemplar. Darf ich fragen, wie du zu ihm gelangtest?"

Nicht Isa, sondern ihre Mutter gab ihm Antwort. „Ist es der Schlangenring, von dem Sie sprechen, lieber Baron? Ich erhielt ihn vor vielen Jahren von meinem Manne zum Geschenk. Jener Juwelier hat also doch wohl nicht die volle Wahrheit gesagt."

„So scheint es. Aber wenn du mir einen Liebesdienst erweisen willst, Isa, verzichte darauf, ihn weiterzutragen. Es ist eine der schmerzlichsten Erinnerungen meines Lebens, die durch seinen Anblick immer aufs neue in mir geweckt werden würde."

Noch ehe er ausgesprochen, hatte sie den Reif abgezogen und auf den Tisch gelegt.

Mit raschem Griff hatte die Baronin sich seiner bemächtigt. „Er soll Ihnen nicht mehr vor die Augen kommen," versicherte sie. „Auch ich werde ihn nicht anstecken, denn ich finde ihn nicht einmal hübsch."

Damit war der kleine Zwischenfall abgetan, und die Verstimmung, deren sich Hellmut für einen Moment nicht hatte erwehren können, war rasch verflogen. Er behielt Isas schmale Kinderhand in der seinigen und wurde nicht müde, den Verlobungsring und den Finger zu küssen, den er schmückte. Unter hundert zärtlichen Tändeleien machten sie ihre Zukunftspläne. Isa war erst sehr betrübt gewesen, als sie erfuhr, daß diese glückliche Stunde zugleich eine Stunde der Trennung sein sollte, aber ihr Verlobter beruhigte sie mit der Versicherung, daß es sich ja nur um eine Trennung von wenigen Tagen handeln würde. Da ihm die Baronin sagte, daß sie in ihren Entschlüssen ganz ungehindert und durch nichts an ihren jetzigen Aufenthaltsort gefesselt sei, kamen sie überein, daß Minckhof seine Mutter gleich nach der Heimkehr veranlassen würde, Frau v. Cosadini und ihre Tochter nach Lindenrode einzuladen. Die Hochzeit sollte in längstens zwei Monaten stattfinden.

Wenn er den einzigen in Betracht kommenden Zug nicht versäumen und seine kleinen Reisevorbereitungen noch rechtzeitig beenden wollte, mußte Helmut sich schon nach kurzem Verweilen zum Aufbruch entschließen. Er tat es schweren Herzens. Aber ehe er ging, bat er Isa um ihr Bild, das ihm bis zum Augenblick des Wiedersehens stündlich ihr geliebtes Antlitz vor Augen führen sollte.

Von seinem Verlangen beglückt, beeilte sie sich, seinen Wunsch zu erfüllen, und sie ließ ihm die Wahl unter einer Anzahl von Aufnahmen, die erst kürzlich bei einem Aufenthalt der beiden Damen in Paris angefertigt worden waren. Helmut entschied sich für ein Profilbild, das ihm ihre holden Züge besonders treffend wiederzugeben schien, und nachdem sie auf seine Bitte ein zärtliches Liebeswort darunter geschrieben, barg er die Photographie als ein kostbares Kleinod in seiner Brusttasche.

Die Baronin hatte sie während der letzten Minuten ihres Beisammenseins allein gelassen, und unter heißen Küssen hatten sie sich endlich Lebewohl gesagt. Auch Frau v. Cosadini nahm, als er sich bei der Verabschiedung ritterlich auf ihre Hand herabbeugte, den blonden Kopf ihres künftigen Schwiegersohnes zwischen beide Hände und küßte ihn auf die Stirn.

„Ich habe zu Ihnen das Vertrauen, daß Sie meine Tochter glücklich machen werden," sagte sie. „Sie verdient es, und ich weiß, daß sie es nicht überleben würde, wenn Sie sie hintergingen."

Helmut hielt es für überflüssig, sich gegen den Gedanken an diese Möglichkeit auch nur mit einem einzigen Wort zu verwahren. Mit einem Herzen voll Sonnenschein verließ er das Haus, und wohl noch ein dutzendmal wandte er sich nach dem Fenster zurück,

von dem aus ihm Isa mit Tränen in den Augen ihre letzten Abschiedsgrüße zuwinkte.

Als er um die nächste Straßenecke bog, wäre er fast mit einem stattlichen alten Herrn zusammengeprallt, der ihn alsbald mit einem lauten Hallo am Arm faßte.

„Alle Wetter, was soll das heißen? Seit drei Tagen schon bemühe ich mich vergeblich, Ihrer für einen kleinen Spaziergang oder eine Partie Pikett habhaft zu werden. Und jetzt wollen Sie mich sogar über den Haufen rennen!"

Helmut entschuldigte sich lachend. Er hatte den alten Oberst Corsepius, mit dem er zufällig hier in dem französischen Bade zusammengetroffen war, in der Tat nicht so rücksichtsvoll behandelt, wie er es dem besten Freunde seines Vaters schuldig gewesen wäre. Aber seitdem er mit den Damen Cosadini bekannt geworden war, hatte er für nichts mehr Interesse gehabt als für sie. Er hatte dem Obersten angeboten, ihn der Baronin ebenfalls vorzustellen, aber er hatte eine ziemlich schroffe Abweisung erfahren.

Nun wollte der alte Herr ihn in seiner derb-jovialen Weise in Beschlag nehmen; aber Helmut teilte ihm seinen Reiseentschluß mit und zeigte ihm das Telegramm, das diesen Entschluß veranlaßt hatte.

Während er las, zuckte es wie ein Lächeln um den weißen Schnurrbart des Obersten. „Dann will ich Sie allerdings nicht aufhalten. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise. Ehrlich gesagt, es freut mich aufrichtig, daß Sie von hier fortgehen."

„Es freut Sie, Herr Oberst?" fragte Helmut verwundert. „Bei solchem Anlaß?"

„Ach, das wird so arg nicht sein. Die paar Märker, die dieser Reimers Ihnen möglicherweise abgeknöpft hat, richten einen Mann wie Sie nicht zu Grunde.

Jedenfalls ist es ein Glück, wenn von zwei drohenden Übeln nur das kleinere eintrifft."

Minckhof runzelte die Stirn. „Welches wäre denn das größere Übel gewesen, von dem Sie mich bedroht glaubten?"

„Sind Sie wirklich ganz fest entschlossen, zu reisen? Werden Sie sich's nicht vielleicht doch noch im letzten Augenblick überlegen?"

„Ich bin auf dem Wege, um mein Gepäck aus dem Hotel zu holen."

„Na, dann kann ich's ja sagen. Das größere Übel waren die beiden Damen, an die Sie sich da attachiert hatten. Es würde mir in der Seele weh getan haben, wenn es diesen Abenteurerinnen gelungen wäre, Sie in ihre Netze zu verstricken."

Der junge Mann hatte sich hoch aufgerichtet, und sein Gesicht war sehr ernst, als er den Sprechenden unterbrach: „Ehe Sie fortfahren, Herr Oberst, gestatten Sie mir vielleicht, Ihnen mitzuteilen, daß ich mich soeben mit der Baronesse Cosadini verlobt habe."

Der andere prallte einen Schritt zurück. „Was? Muß ich Ihnen das glauben? Richtig und ernsthaft verlobt?"

„Ich kenne keine andere Art eines Verlöbnisses, Herr Oberst."

„Nun, ich bin ja nicht Ihr Vormund. Den Glückwunsch aber müssen Sie mir freundlichst erlassen."

„Bitte — ich lege kein Gewicht darauf. Etwas anderes aber kann ich Ihnen nicht erlassen. Ich nehme an, daß Sie über Beweise verfügen, die ein Urteil, wie Sie es aussprachen, rechtfertigen."

„Beweise? Nein. Ich hatte kein Interesse daran, mich bei einem Detektivbureau nach der Vergangenheit und den Verhältnissen der Damen zu erkundigen. Aber

wenn man an die siebzig Jahre in dieser tollen Welt herumläuft, gewinnt man schon einen Blick für dergleichen. Sie brauchen mich nicht so wütend anzusehen, lieber Helmut, als ob Sie mich vom Fleck weg fordern wollten. Ich werde meine Vermutungen bezüglich Ihrer künftigen Frau Schwiegermutter und Ihrer Fräulein Braut fortan für mich behalten. Aber es tut mir herzlich leid um Sie und um Ihr altes Geschlecht."

Er lüftete den Hut und setzte seinen Weg fort, ohne daß Helmut einen Versuch gemacht hätte, ihn zurückzuhalten. Ein anderer hätte sich wahrlich nicht so über Isa und ihre Mutter äußern dürfen; diesem alten Manne gegenüber, zu dem er bis dahin mit fast kindlicher Ehrfurcht aufgesehen, hatte er keine Waffen.

Seine sonnige Stimmung aber war verflogen, und während der langen Eisenbahnfahrt, die ihn der Heimat zuführte, mußte er sich immer und immer wieder in die Betrachtung von Isas lieblichem, unschuldsvollem Kindergesicht versenken, um Herr zu werden über die bangen, quälenden Zweifel, die in seinem Herzen ihre züngelnden Schlangenhäupter erhoben.

3.

Es war um die Mittagsstunde des folgenden Tages, als die mit zwei glänzenden Braunen bespannte Equipage, die den Gutsherrn von der Station abgeholt hatte, auf der Rampe von Schloß Lindenrode vorfuhr.

Vielleicht hatte Helmut v. Minckhof Isa seinen alten Familienbesitz in etwas zu nüchternen Farben geschildert. Wohl war das Herrenhaus kein moderner Prunkbau mit Erkern und Türmchen, aber mit seinen langen, blinkenden Fensterreihen, seinem hohen, steil ansteigenden Doppeldach und dem großen, aus Sandstein gemeißelten Wappen über der Eingangstür nahm es

sich doch recht stattlich und vornehm aus. Obwohl seine Abwesenheit nur wenige Wochen gedauert hatte, durchströmte Helmuts Herz doch ein Gefühl wohligen Behagens beim Anblick der trauten, ihm durch tausend liebe Kindheitserinnerungen geheiligten Stätte, und er war trotz der üblen Neuigkeiten, auf die er sich gefaßt machen mußte, in der glücklichsten Laune.

Er stand noch unter dem Portal, um einige Worte mit dem Kutscher zu wechseln, als ein blondes junges Mädchen in der Tür eines der zu ebener Erde gelegenen Zimmer erschien.

„Willkommen, Helmut!“ sagte sie, ihm entgegengehend. „Hoffentlich zürnst du mir nicht allzusehr, weil mein Telegramm die Vergnügungen deiner Erholungsreise gestört hat.“

Er eilte auf sie zu und streckte ihr zur Begrüßung beide Hände entgegen. „Welcher Gedanke, liebste Herta! Es war doch nicht deine Schuld. Ich kann mir wohl denken, wie schwer du dich dazu entschlossen hast, mir diese Hiobspost zu senden. Aber laß dich doch anschauen! Es will mir vorkommen, daß du ein bißchen bleicher aussiehst als bei meiner Abreise.“

Trotz ihres leisen Widerstrebens hatte er sie näher an eines der neben der Eingangstür befindlichen Fenster gezogen, so daß das in breiten Strömen eindringende Mittagssonnenlicht sie voll überflutete. Vielleicht war er selbst davon überrascht, wie hübsch sie in dieser Beleuchtung aussah. In ihrem zu einer einfachen Flechtenkrone aufgesteckten üppigen Blondhaar glitzerten metallische Reflexe, und ihre feine, durchsichtige Haut schien von einem rosigen Schimmer überhaucht. Sie war fast ebenso groß wie er selbst, eine hohe, aristokratische, vielleicht etwas überschlanke Gestalt. Auch in dem einfachen, knapp anschließenden Kleide, dessen eintöniges

Schwarz einzig durch den schmalen weißen Halskragen belebt wurde, war ihre Erscheinung von zweifelloser Vornehmheit.

„Nicht doch, Helmut," erwiderte sie, ihre Hände befreiend. „Ich fühle mich sehr wohl. Übrigens wollen wir uns jetzt nicht mit Erörterungen über mein Aussehen aufhalten. Die Tante erwartet dich mit großer Sehnsucht."

Sie ging ihm voraus in das Zimmer, aus dem sie gekommen war, und nachdem er ein großes, etwas düsteres Vorgemach durchschritten, stand Helmut seiner Mutter gegenüber.

Frau v. Minckhof hatte ihm nicht entgegeneilen können, denn sie war seit Jahren durch ein schweres und schmerzhaftes rheumatisches Leiden an ihrer Bewegungsfreiheit gehindert. Aber als draußen der Hufschlag der Pferde laut wurde, hatte sie sich doch aus ihrem Lehnsessel erhoben und an ihrem Stocke mit Anstrengung ein paar Schritte gegen die Tür hin gemacht. Helmut beugte sich zu ihr herab und küßte sie in ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit auf beide Wangen.

„Da hast du mich wieder, liebste Mutter! Du siehst, ich bin noch immer dein gehorsamer Sohn."

Leuchtend in stolzem Wohlgefallen ruhten die Augen der gütig aussehenden Matrone auf seiner Reckengestalt, und liebkosend streichelte sie sein Gesicht. „Mein guter Junge! Wie blühend du aussiehst und wie braun gebraunt! War es sehr schön am Meer?"

„Es war himmlisch," versicherte er, „aber es wird auch hier bald nicht weniger himmlisch sein." Er reichte ihr den Arm und führte sie zu ihrem Sessel zurück. „So — mach dir's vor allem wieder bequem, Mütterchen! Und dann laß mich zu meiner Beruhigung hören, daß die Aufregung dir nicht geschadet hat."

„Ich habe es schon wieder überwunden. Aber möchtest du dich nach der langen Fahrt nicht erst umkleiden, Helmut?“

„Ja, gleich. Vor allem aber möchte ich doch wissen, was es mit diesem Reimers und seinen Spitzbübereien auf sich hat. Es müssen ja fürchterliche Dinge passiert sein, daß sie euch so aus der Fassung bringen konnten.“

Frau v. Minckhof wandte sich an ihre Nichte, die in der Nähe der Tür stehen geblieben war. „Möchtest du Helmut den von Reimers zurückgelassenen Brief geben, liebe Herta? Daraus geht wohl am besten alles hervor.“

Eine Minute später hielt der junge Gutsherr das engbeschriebene Blatt in der Hand. Er trat ans Fenster, um es zu lesen, und kehrte sich dann mit etwas erstauntem Gesicht seiner Mutter wieder zu.

„Ist das alles? Die Summe, zu deren Unterschlagung er sich da bekennt, ist ja noch viel geringer, als ich's vermutet hatte. Er muß ganz und gar den Kopf verloren haben, daß er die Flucht ergriff, statt sich dir oder mir reumütig zu offenbaren. Und deshalb riefst ihr mich zurück?“

Ein unverkennbarer Ausdruck von Verlegenheit war in Frau v. Minckhofs Zügen. „Es konnte doch schließlich noch mehr dahinter stecken, Helmut! Wir wußten auch nicht, was wir tun sollten. Es ist dir vielleicht nicht recht, daß wir die Erstattung einer Anzeige unterließen.“

„Einer Anzeige bei den Gerichten, meinst du? Um des Himmels willen nicht. Der arme Teufel, der sich durch seinen Leichtsinn um eine gute Brotstelle gebracht hat, ist wahrhaftig schon hart genug bestraft. Über das alles aber hättet ihr doch meine Meinung ebensogut brieflich einholen können.“

„Ist es dir denn wirklich so schwer gefallen, mein Sohn, dich ein paar Tage früher loszureißen?“ fragte die alte Dame mit sanftem Vorwurf.

Da legte er seinen Arm um ihre Schultern und sagte in einem herzlichen Ton, aus dem zugleich die ganze Fülle seines jungen Glückes klang: „Urteile selbst, liebste Mutter, ob es mir schwer fallen mußte, nachdem ich mich eben verlobt hatte.“

Der halblaute Aufschrei aus dem Munde der Matrone wurde übertönt von dem klappernden Geräusch der Tür, die sich hinter Herta geschlossen hatte. Helmut aber nahm das plötzliche Verschwinden seiner Base gar nicht wahr, in seiner Betroffenheit über das unverhehlte Entsetzen auf dem Gesicht seiner Mutter ließ er alles andere unbeachtet.

„Verlobt?“ wiederholte Frau v. Minckhof mit bebenden Lippen. „Mit wem?“

„Mit einem Mädchen aus guter Familie, der Tochter eines hohen rumänischen Staatsbeamten — mit der Baronesse Isa Cosadini.“

Da faltete die alte Dame in heller Verzweiflung die Hände. „Mit dieser Abenteurerin! O mein Gott, so kam unsere Depesche also doch zu spät!“

„Mutter!“ fuhr er auf. „Was bedeutet das? Wie kommst du dazu, sie eine Abenteurerin zu nennen? Und was hat Hertas Telegramm mit meiner Verlobung zu schaffen?“

„Ich will dir die Wahrheit sagen, Helmut — ich könnte es dir ja doch nicht verbergen, und jetzt ist schon alles gleich. Wir hätten dich wegen dieses Reimers gewiß nicht gestört. Aber der Oberst Corsepius schrieb mir einen Brief, der mich in die schrecklichste Erregung versetzte. Du seiest in Gefahr, in die Schlingen einer Person zu geraten, die er für eine gefährliche Aben-

teurerin halte. Er nannte ihren Namen nicht, aber er erwähnte, daß sie eine Rumänin sei. In meiner Angst und Ratlosigkeit wußte ich mir da nicht anders zu helfen."

Helmut war mit starken Schritten ein paarmal im Zimmer auf und nieder gegangen. „Dieser Oberst treibt Mißbrauch mit den Rechten, die seine alten Beziehungen zu unserer Familie ihm gewähren," sagte er. „Es ist gut, daß ich nichts von seinem Vorgehen wußte, als ich ihm das letzte Mal Auge in Auge gegenüberstand. Dir, liebe Mutter, darf ich keinen Vorwurf machen, denn du handeltest ja unter dem begreiflichen Eindruck der nichtswürdigen Verleumdung. Nur daß Herta sich zu dem falschen Spiel hergegeben hat, setzt mich in Erstaunen."

„O, sie hat sich nach Kräften dagegen gewehrt," versicherte Frau v. Minckhof.

„Nun, lassen wir das auf sich beruhen. Jetzt kommt es ja nur darauf an, die Voreingenommenheit zu beseitigen, die durch die unberufene Einmischung des Obersten gegen Isa in dir erzeugt worden ist. Laß dir also erzählen, wer sie ist und wie ich dazu kam, sie liebzugewinnen."

Er hatte sich seine Ruhe wieder erkämpft, und nachdem er sich einen Stuhl dicht neben den Lehnsessel seiner ganz gebrochen dasitzenden Mutter gezogen hatte, schilderte er ihr mit jener eindringlichen Beredsamkeit, welche die Liebe auch einem sonst wenig mitteilsamen Menschen verleihen kann, alle Reize und Vorzüge Isas, so wie sie sich in seiner Seele malten. Er verhehlte nicht daß auch er gewisse Vorurteile gegen die Mutter gehegt habe, aber er tat es nur, um das Bild des geliebten Mädchens auf dem dunklen Hintergrunde desto reiner und leuchtender erscheinen zu lassen. Darüber,

daß es ihm mit all der Herzenswärme, die er dafür aufwandte, nicht gelungen war, die Besorgnisse der Matrone zu verscheuchen, durfte er sich freilich keiner Täuschung hingeben.

„Du hast gewählt und hast dich gebunden — was kann ich da noch tun! Ich werde mich gewiß bemühen, deiner Braut ohne vorgefaßte Abneigung zu begegnen. Aber daß du mir die liebste Hoffnung meines Lebens grausam zerstört hast, das, mein Sohn, kann ich dir doch nicht verschweigen."

„Deine liebste Hoffnung, Mutter? Ich verstehe dich nicht."

Sie machte eine abwehrende Bewegung. „Frage mich nicht, Helmut! Ich habe kein Recht, dir mehr zu sagen, und was hilft es denn auch jetzt noch, davon zu sprechen! Du willst also, daß ich sie und ihre Mutter hierher einlade?"

„Ich bitte dich darum. Darf ich dir jetzt ihr Bild zeigen?"

„Nein, nein, noch nicht. Ich würde es vielleicht in dieser Stunde nicht so ansehen, wie du es wünschest. Laß mich jetzt ein wenig allein. Ich bin eine schwerfällige alte Frau, die Zeit braucht, sich in solche Dinge zu finden."

Er hatte die Photographie bereits aus der Tasche genommen und legte sie auf den Tisch. „Ich hoffe, du wirst später einen Blick darauf werfen," sagte er im Ton einer Bitte zwar, doch zugleich mit einem Ernst, der deutlich durchklingen ließ, wie tief eine nochmalige Weigerung ihn verletzt haben würde. Dann verließ er das Zimmer. —

Eine Stunde später erst sah er seine Mutter und seine Base an der Mittagstafel wieder. Da nach altem patriarchalischen Brauch außer den beiden Wirtschafts-

eleven auch der alte Gutsschreiber Hornemann und die Mamsell am Tische der Gutsherrschaft speisten, konnte von den Herzensangelegenheiten des Hausherrn nicht die Rede sein, und Helmut bemühte sich, der Unterhaltung einen möglichst leichten und heiteren Charakter zu geben. Aber es gelang ihm nicht, den Schatten der Traurigkeit von dem Gesicht seiner Mutter zu scheuchen, und auch Herta schaute mit auffallend ernster Miene beständig vor sich hin, die Speisen kaum berührend, die sie sich auf den Teller gelegt hatte.

Ihr Verhalten besonders war es, das Helmut verdroß. Er zweifelte nicht, daß sie durch ihre Tante von der Tatsache seiner Verlobung unterrichtet worden war, und er empfand es geradezu als eine Beleidigung, daß auch sie sich berechtigt glaubte, ihm durch ihr Benehmen so unzweideutig ihr Mißfallen kundzugeben. Gerade von ihr, zu der er in einem fast brüderlichen Verhältnis zu stehen meinte, hatte er ja eine warme und freudige Zustimmung erwartet. Woher sollte er den Mut nehmen, Isa unter das Dach dieses Hauses zu führen, wenn auch sie ihr mit Zurückhaltung oder gar mit Abneigung begegnete!

Tief verstimmt zog er sich nach dem Essen auf die an der Hinterseite des Schlosses gelegene Veranda zurück, wo er um diese Zeit seine Zigarre zu rauchen pflegte. Sonst war es eines der Mädchen, das ihm dorthin den Kaffee brachte, heute sah er aber zu seiner Überraschung plötzlich Herta selbst mit dem kleinen Präsentierbrett vor sich stehen. Er legte seine Zigarre beiseite und stand auf.

„Ich danke dir, Herta. Möchtest du mir nicht ein wenig Gesellschaft leisten?"

Sie schien zu zaudern, ob sie der Aufforderung Folge leisten solle. „Ich weiß nicht — — es war

eigentlich meine Absicht, einige dringende Briefe zu schreiben."

„Sie werden nicht so dringend sein, daß du nicht wenigstens ein paar Minuten für mich erübrigen könntest."

„Einer von ihnen duldet jedenfalls keinen Aufschub. Denn ich möchte sehr gern schon übermorgen reisen, und ich muß meine Freundin Eva v. Marschall, bei der ich vorläufig Unterkunft zu erhalten hoffe, jedenfalls noch heute benachrichtigen."

Er hatte verwundert aufgehorcht. „Was heißt das? Du willst reisen, willst bei einer Freundin Unterkunft suchen? — Ja, wie soll ich mir denn das erklären?"

„Ich würde dir dankbar sein, Helmut, wenn du nicht erst nach einer Erklärung suchen wolltest. Ich habe die großmütige Gastfreundschaft deines Hauses nun wohl lange genug genossen und möchte mich nach irgend einer passenden Stellung umtun."

„Aber das ist — das kann doch dein Ernst nicht sein! Hast du denn bereits mit meiner Mutter darüber gesprochen?"

„Noch nicht. Aber ich habe dich eigentlich hier aufgesucht, weil ich dich bitten wollte, bei ihr den Fürsprecher meines Vorhabens zu machen. Es ist mir so schrecklich, zu denken, daß die Tante mich für undankbar halten könnte."

„Von Dankbarkeit kann hier überhaupt nicht die Rede sein. Durch das, was du während dieser zwei Jahre meiner Mutter gewesen bist, hast du diese sogenannte Gastfreundschaft überreich bezahlt. Aber wie soll ich deine Absicht erklären, wenn sie mir selber vollkommen unbegreiflich ist? Dieser überraschende Entschluß muß doch irgend eine triftige Ursache haben."

„Gewiß! Aber es ist eine Ursache, über die ich deiner Mutter gegenüber nicht sprechen kann."

„Auch nicht mir gegenüber, Herta?“

Sie zögerte ein paar Sekunden lang; dann schüttelte sie den Kopf. „Nein, auch du mußt es mir erlassen.“

„Ich kann dich selbstverständlich nicht zwingen, mir dein Vertrauen zu schenken; aber du wirst mich ebensowenig hindern können, meine Vermutungen hinsichtlich deiner Beweggründe zu hegen. Sie stehen in irgend einem Zusammenhang mit meiner Verlobung. Willst du das bestreiten?“

Sie sah an ihm vorüber in den Park hinaus und schwieg.

„Nun wohl, da du zu ehrlich bist, das in Abrede zu stellen, weshalb willst du nicht ganz aufrichtig gegen mich sein? Du mißbilligst meine Wahl, wie meine Mutter sie mißbilligt?“

Ohne den Blick von den sonnenbeschienenen Baumwipfeln zu verwenden, sagte sie kurz und hart: „Da du darauf bestehst, es zu erfahren — ja, so ist es.“

Er hatte Mühe, seine unwillige Erregung zu meistern. „Kommt dir dabei gar nicht zum Bewußtsein, wie kränkend ich ein solches Verhalten empfinden muß? Auf irgend ein Geschwätz hin glaubst du dich berechtigt, ein Mädchen zu verdammen, von dem du nichts weißt, und das du nie gesehen.“

„Seitdem ich ihren Namen gehört und drinnen im Wohnzimmer ihr Bild gesehen habe, maße ich mir allerdings ein Recht an, sie zu verdammen. Aber frage nichts weiter, Helmut! Es würde keinem von uns zum Segen gereichen, wenn du mich zwängest, dir Rede zu stehen.“

Der junge Gutsherr war blaß geworden unter seiner gebräunten Haut. „Glaubst du im Ernst, ich könnte mich mit solchen Andeutungen zufrieden geben? Jetzt habe ich das Recht, eine Erklärung zu fordern. Was weißt du von ihr?“

„Ich bitte dich noch einmal, Helmut: beſtehe nicht darauf, daß ich dir's ſage."

„Ich beſtehe darauf."

„Du zwingſt mich dazu — mag es alſo ſein. Um dieſer Baroneſſe Coſadini willen trage ich dies Kleid der Trauer. Sie war die Mörderin meines Bruders."

Helmut griff nach dem Rand des Tiſches, an dem er ſtand. „Was ſagſt du da? Das — nein, das iſt nicht wahr."

„Sie mag mich Lügen ſtrafen, wenn ſie es kann. Du weißt, daß ich nur noch einen Sterbenden fand, als ich vor zehn Monaten auf die Schreckenskunde von Edwins Selbſtmordverſuch hin nach Nizza eilte. Er hatte ſich in die Bruſt geſchoſſen, und es gab von vornherein keine Ausſicht auf Rettung. Nur ſo lange quälte er ſich noch hin, daß ich eine letzte Nacht an ſeinem Lager durchwachen und ihm beim Morgengrauen die Augen zudrücken konnte. Aber er war in dieſer Nacht bei vollem Bewußtſein und beichtete mir die ganze Geſchichte ſeiner Verirrung. Eine herzloſe Kokette hatte ihn in ihre Netze verſtrickt. Sie hatte ihn an ihre Liebe glauben gemacht und hatte ihn im Verein mit ihrer Mutter dahin gebracht, ſich innerhalb weniger Wochen in wahnwitziger Verſchwendung für ſie zu ruinieren. Als er ihr dann verzweifelnd geſtand, daß ſein kleines Vermögen bis auf den letzten Pfennig dahin ſei, hatte ſie ſich mit kalter Verachtung von ihm abgewendet. Der grauſame Schmerz dieſer Enttäuſchung war es geweſen, der ihm die Piſtole in die Hand gedrückt. Er übergab mir die Briefe, die er noch von ihr beſaß, damit ich ſie vernichte, und aus dieſen Briefen erfuhr ich ihren Namen. Ich habe ſeinen letzten Willen getreulich erfüllt und habe bis zu dieſem Augenblick geſchwiegen, wie er es wünſchte. Aber an jenem fürchter-

lichen Tage, als ich in dem fremden Lande das Teuerste hingeben mußte, das ich besaß, konnte ich doch dem Verlangen nicht widerstehen, wenigstens von ferne die Verworfene zu sehen, die mir das getan. Ich sah sie in Gesellschaft ihrer Mutter, geputzt und lachend, von einem Gefolge neuer Verehrer umgeben. Ich ließ sie an mir vorüber, ohne ihr ins Gesicht zu schreien, daß sie eine Mörderin sei. Aber du wirst mir glauben, Helmut, daß ihre Züge sich in jenem Augenblick meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt haben."

Helmut war niedergesunken, als hätte ihn ein betäubender Faustschlag getroffen. Das Gesicht in den Händen, saß er vor ihr auf der Gartenbank. „Nicht weiter, Herta — sei barmherzig, ich kann es nicht ertragen!"

„Weshalb hast du mich gezwungen, es dir zu sagen? Ich war so fest entschlossen, zu schweigen. Es erschien mir jetzt fast als ein Glück, daß du damals durch deine Verletzung am Fuß verhindert worden warst, mich nach Nizza zu begleiten. Der blutige Schatten meines unglücklichen Bruders sollte dein Glück nicht stören. Aber wiedersehen kann ich sie freilich nicht."

Da richtete er sich wieder auf und erfaßte ihre Hand. Sein Gesicht war bleich und verstört, aber eine düstere Entschlossenheit sprach aus seinem Blick. „Ich danke dir, Herta. Du hättest mir das unter keinen Umständen verschweigen dürfen! Aber sage mir nur noch eines: Waren die Briefe, die du gelesen hast, wirklich unzweideutige Beweise ihrer Schuld? Ich kann es nicht fassen, denn zu jener Zeit war sie doch beinahe noch ein Kind."

„Ja, sie war es ihren Jahren und ihrem Aussehen nach, in ihren Briefen aber offenbarte sie sich als ein liebeglühendes, leidenschaftliches Weib."

„Es gibt keine Möglichkeit eines Irrtums, einer Verwechslung? Aber was frage ich! Ich habe ja den Beweis vor Augen gehabt, daß es Wahrheit ist. Den Ring, den Edwin vor zwei Jahren in meinem Beisein kaufte, trug sie noch gestern am Finger."

Schon zweimal hatte Herta den vergeblichen Versuch gemacht, ihm ihre Hand zu entziehen. Nun bat sie ihn noch einmal, bei seiner Mutter den Fürsprecher ihres Vorhabens zu machen. Aber er lehnte es fast heftig ab.

„Weshalb wolltest du jetzt noch gehen? Dieses Mädchen wird selbstverständlich niemals den Fuß über die Schwelle meines Hauses setzen. Und meine Mutter wie ich bedürfen deiner in der nächsten Zeit wahrlich mehr denn je. Es wäre nicht freundschaftlich, wenn du uns gerade jetzt verließest."

„Es muß doch wohl sein, Helmut," erwiderte sie leise. „Du wirst mir niemals den Schmerz verzeihen können, den ich dir in dieser Stunde bereitet habe. Mein Anblick muß dir fortan verhaßt sein, das verstehe ich recht gut."

„Das ist eine törichte Vermutung, Herta. Du wirst Nachsicht mit mir haben müssen, wenn ich vielleicht eine Zeitlang ein wenig unterhaltender Gesellschafter bin, denn Erfahrungen wie diese verwindet man wohl nicht innerhalb weniger Tage. In unserem geschwisterlichen Verhältnis aber ist durch diese Stunde nichts geändert worden."

Seine Versicherung schien ihr zu genügen, denn sie beharrte nicht weiter auf ihrem Verlangen, und als jetzt der Diener auf der Veranda erschien, um dem Gutsherrn einige eben eingelaufene Postsachen zu überbringen, zog sie sich wortlos zurück.

Helmut aber ließ ein Pferd satteln und machte einen

weiten Ritt über die Felder, von dem er erst bei Einbruch der Dunkelheit in das Herrenhaus zurückkehrte. Er nahm nicht an der gemeinschaftlichen Abendtafel teil, sondern ließ sich bei den Damen mit der Ermüdung der Reise entschuldigen. Der Diener, der diese Entschuldigung überbrachte, hatte zugleich den Auftrag, sich Isas Bild von Frau v. Minckhof zu erbitten.

Lange hielt der junge Gutsherr es beim Schein der Lampe, die auf seinem Arbeitstische brannte, in der Hand. Es war, als hege er noch immer eine törichte Hoffnung, aus dem Anblick dieser reinen Züge neues Vertrauen schöpfen zu können. Aber mit einer Gebärde des Abscheus warf er plötzlich das Porträt beiseite. Er wußte ja, daß alles Verstellung und Lüge gewesen war, diese unschuldige Miene ebensowohl wie die Worte, die Isa auf der Terrasse des Kurhauses zu ihm gesprochen. Ob ihr die Rolle, die sie gespielt hatte, von ihrer Mutter einstudiert oder eigener Berechnung entsprungen war, jedenfalls hatte auch er das Opfer einer geschickt angelegten Komödie werden sollen, und es war eine männliche Schwäche, daß die Verachtung in seinem Herzen noch immer seine heiße, sehnsüchtige Liebe nicht hatte ersticken können.

Aber er war entschlossen, ein Ende zu machen. Er griff nach einem Briefbogen und schrieb mit hastender Feder:

„Gnädige Frau!

Am 6. November des verflossenen Jahres machte der Oberleutnant Edwin v. Derenthall in Nizza, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit begeben hatte, durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende. Zerrüttete Vermögensverhältnisse und der Schmerz über den Verrat, den man an ihm verübt, hatten ihn zu der unseligen Tat gedrängt. Er starb nicht sogleich, und in der letzten Nacht, die ihm

zu leben vergönnt war, vertraute er seiner Schwester den Namen eines Mädchens, das sein Lebensglück vernichtet, indem er ihr zugleich die Briefe aushändigte, die er noch von ihr besaß. Als ich um die Hand Ihrer Tochter warb, war Ihnen ohne Zweifel nicht bekannt, Frau Baronin, daß dieser Oberleutnant v. Derenthall mein leiblicher Vetter und mein liebster, vertrautester Freund war. Sie ahnten nicht, daß seine Schwester seit dem Tode ihrer Eltern den Schutz meines Vaterhauses genießt.

Sie konnten auch nicht voraussehen, daß ich wenige Stunden später aus ihrem Munde den Namen jener Briefschreiberin erfahren würde. Daß es geschehen ist, werden Sie jetzt gleich mir als eine besondere Gunst des Schicksals betrachten. Denn ich bin kaum im stande, mir die Folgen auszumalen, die eine Entdeckung zu einer späteren Zeit gehabt haben würde. Ich bitte Sie, das einliegende Porträt seiner Eigentümerin zurückzugeben und unsere Bekanntschaft als eine belanglose Episode Ihres Lebens anzusehen, die zu vergessen Ihnen hoffentlich nicht schwer fallen wird."

Eine konventionelle Schlußphrase noch, dann setzte er mit festem Zuge seinen Namen unter den Brief, und ohne ihn noch einmal zu überlesen, steckte er ihn zugleich mit Isas Photographie in den Umschlag, den er auf der Stelle versiegelte. In der Frühe des nächsten Morgens sandte er das Schreiben zugleich mit den übrigen Postsachen nach der Station.

Während des ganzen Tages hielt er sich auf dem entlegenen Vorwerk auf, wo ein in der Ausführung begriffener Neubau den Vorwand für seine Anwesenheit abgeben mußte. Als er am Abend in das Schloß zurückkehrte, sah er die Augen seiner Mutter mit dem Ausdruck banger, zärtlicher Sorge auf sich gerichtet.

„Was ist dir, mein Sohn?“ fragte sie beklommen. „Du siehst so verstört aus! Wenn mein gestriges Benehmen die Schuld daran trägt, so bitte ich dich, mir nicht mehr zu zürnen. Ich will ja alles aufbieten, um dem Mädchen, das du liebst, eine zärtliche Mutter zu sein.“

Tief ergriffen drückte Helmut seine Lippen auf ihre Hand. „Ich danke dir, Mutter. Aber es bedarf solcher Selbstüberwindung nicht mehr. Ich habe mein Verlöbnis rückgängig gemacht.“

Das Erstaunen, das sich auf ihrem Gesicht spiegelte, verriet ihm ganz unzweideutig, daß Herta geschwiegen hatte. Er wußte ihr Dank für diesen neuen Beweis ihres Zartgefühls. Zu einer Erklärung aber ließ er es nicht erst kommen.

„Frage mich nicht weiter, Mutter, warum es geschah. Laß uns annehmen, es sei nur ein Traum gewesen, und laß uns nie wieder davon sprechen.“

Vier Tage waren vergangen, ohne daß eine Antwort der Baronin eingetroffen wäre. Dann aber, am fünften Morgen, hielt Helmut einen fliederfarbigen, parfümierten Briefumschlag in der Hand, dessen Rückseite eine prahlerische Krone zierte. Ein harter, viereckiger Gegenstand war darin, ein Schächtelchen oder dergleichen. Lange zauderte er, ihn zu erbrechen. Denn wie wenig er sich's auch eingestehen mochte, in einem Winkel seines Herzens hatte doch bis zu diesem Augenblick noch immer etwas wie eine schwache Hoffnung gelebt, daß es Isa gelingen könnte, sich zu rechtfertigen; er zitterte davor, auch diese letzte Hoffnung zerrinnen zu sehen.

Endlich aber hatte er den Verschluß doch gelöst. Ein kleines Etui fiel ihm entgegen, und als er es öffnete, sah er neben dem Verlobungsreif, den er Isa

an den Finger gesteckt hatte, auch den Schlangenring seines unglücklichen Vetters. Sonst nichts — nicht ein Blättchen, nicht ein Wort. So überwältigend also war das Bewußtsein ihrer Schuld gewesen, daß sie nicht einmal den schwachen Versuch gemacht hatte, sich zu verteidigen oder die Beleidigte zu spielen.

Eine verfehlte Spekulation — weiter mochte diese vereitelte Hoffnung ihr nichts bedeuten. Vielleicht hatte sie bereits aus der Zahl ihrer huldigenden Verehrer den Nachfolger ausgewählt, an dem sich das Spiel mit besseren Aussichten versuchen ließ.

Er warf die beiden Ringe in ein Fach seines Schreibtisches.

4.

In dem alten Herrenhause von Lindenrode ging das Leben scheinbar seinen gewohnten Gang. Still und eintönig reihte sich Tag an Tag. Ein oberflächlicher Beobachter mochte wohl den Eindruck gewinnen, daß es Tage ruhigsten, friedlichsten Behagens seien. Die drei Menschen aber, die da unter dem hohen Doppeldach ihr Dasein in den alten Geleisen weiterspannen, fühlten um so tiefer, wie gewaltig die Veränderungen waren, die sich seit Helmuts Rückkehr von seiner letzten Sommerreise in diesem Dasein vollzogen hatten. Die kranke Frau, die das schmerzhafte Leiden in diesem Herbst und Winter besonders heftig gepackt hatte, verfolgte mit wachsender Sorge die Wandlung im Wesen ihres Sohnes. Sie sah die Leidensfurchen in seinem Gesicht, sah den finsteren Ausdruck, den seine Augen in unbewachten Momenten annahmen, und sie war nicht darüber im Zweifel, auf welche Ursache diese Veränderung zurückzuführen sei. Er konnte die Abenteurerin, die er aus ihr unbekannten Gründen doch so leicht aufgegeben, noch immer nicht vergessen, und mit echt

mütterlichem Egoismus haßte sie diese Fremde, die einen so unheilvollen Einfluß auf das Leben ihres Sohnes geübt.

Aber sie sah auch noch anderes. Was ihr schon vor jener unglückseligen Reise Helmuts kein Geheimnis mehr gewesen war, jetzt war es ihr längst zur vollen Gewißheit geworden. Herta war dem Vetter, mit dem sie seit früher Jugend stets in engem Verkehr gewesen war, nicht nur mit der ruhigen Zärtlichkeit einer Schwester zugetan, sondern mit dem sehnenden Verlangen eines liebenden Weibes. Sie hatte sich aber gut in der Gewalt. Kein unbedachtes Wort, kein verräterischer Blick gab ihr Geheimnis preis, doch ihr Gesicht wurde von Woche zu Woche schmaler und bleicher, immer müder und hoffnungsloser blickten ihre Augen, immer schärfer und herber wurden die feinen Linien um Mund und Nase. Helmut lebte an ihrer Seite dahin, ohne zu ahnen, was in ihr vorging. Er behandelte sie ganz so zuvorkommend und ritterlich wie vor dem Tage, da sie — unter dem Zwang der Umstände, wie er meinte — zur Zerstörerin seines Glückes geworden war. Näher getreten aber war er ihr seitdem sicherlich nicht. Er fühlte so wenig ihr stilles Sehnen, als er die Ursache ihres veränderten Aussehens begriff.

Um die Zeit der Jahreswende war der Oberst Corsepius auf einige Tage als Gast in Lindenrode erschienen. Helmut, der ja keinen Grund mehr hatte, ihm zu zürnen, bemühte sich rechtschaffen, den alten herzlichen Verkehrston wiederzufinden, und der etwas rauh geartete alte Soldat war wohl nicht feinfühlig genug, um zu bemerken, wie schlecht es ihm gelang. So viel Takt aber hatte er doch, den Namen der Baronin Cosadini vor Frau v. Minckhof und Herta nicht zu nennen. Erst als er am letzten Tage seines Aufenthalts zufällig

mit Helmut allein war, konnte er sich's nicht versagen, das Gespräch auf sie zu bringen.

„Nun, mein lieber Junge," platzte er ganz unvermittelt heraus, „habe ich damals nicht recht gehabt, Sie zu warnen? Sie sollten offenbar als letzter Notanker dienen. Denn als es ihnen nicht gelang, einen anderen Gimpel einzufangen, brach die Katastrophe ja bald genug herein."

Helmut hatte die Farbe verändert, und ohne daß er es bemerkte, zerbrachen seine Finger die eben angezündete Zigarre. „Was für eine Katastrophe, Herr Oberst?" fragte er, seine Unruhe nur notdürftig beherrschend. „Was haben Sie von den Damen später noch gehört?"

„Sie waren vierzehn Tage nach Ihrer Abreise plötzlich verschwunden, wie sich herausstellte, unter Zurücklassung sehr beträchtlicher Schulden. Ihre Brillanten und Spitzen hatte die Frau Baronin schon vorher zu Gelde gemacht, und ein Herr, den ich damals kennen gelernt, erzählte mir neulich bei einer zufälligen Begegnung, daß er den Namen Cosadini auf dem Anschlagzettel einer Zirkusgesellschaft gelesen habe."

Helmut atmete schwer. „Ihr Bekannter dürfte sich getäuscht haben, Herr Oberst," sagte er mit heiser klingender Stimme. „Aber wenn er auch recht hätte, was kümmert es mich? Lassen Sie uns lieber von anderen Dingen reden."

Seit jener Stunde war der junge Gutsherr noch ernster und schweigsamer geworden als bisher, und er nahm jeden sich ihm bietenden Vorwand wahr, um aus der Gesellschaft der Damen in die Stille seines Arbeitszimmers oder ins Freie hinauszuflüchten. Dann aber kamen über Schloß Lindenrode bange, sorgenvolle Tage, die ihm nicht mehr gestatteten, seinem

Hang zur Einsamkeit nachzugeben. Frau v. Minckhof erkrankte plötzlich unter heftigen Fiebererscheinungen. Der Arzt konstatierte den Ausbruch einer schweren Lungenentzündung. Bei ihrem durch das chronische Leiden stark geschwächten Körper war das Äußerste zu befürchten, und sie selbst sprach beständig von ihrem nahen Tode wie von etwas Unabänderlichem.

In dieser schweren Zeit erwies sich Herta als die liebevollste und aufopferndste Pflegerin. Sie wich Tag und Nacht kaum von dem Krankenlager ihrer Tante, und Helmut mußte sie wiederholt bitten, ihre Kräfte mehr zu schonen. In der Nacht, die nach der Erklärung des Arztes aller Wahrscheinlichkeit nach die entscheidende Wendung zum Schlimmen oder zum Besseren bringen sollte, wachten sie beide an dem Bett der matt und anscheinend teilnahmlos daliegenden Patientin.

Das Fieber hatte einen sehr hohen Grad erreicht, und die Anfälle von Atemnot nahmen einen immer beängstigenderen Charakter an. Mit finsterer Miene sah Helmut vor sich hin, während Herta fast unabläßig bemüht war, irgend etwas zur Erleichterung der Kranken und zur Linderung ihrer Leiden zu tun. Mitternacht war schon vorüber, und eine tiefe, fast unheimliche Stille lag über dem alten Hause. Da schien sich der Matrone, die bisher mit geschlossenen Augen dagelegen, plötzlich eine gewisse Unruhe zu bemächtigen. Mit dem gespannten, glänzenden Blick der Fiebernden sah sie erst auf Herta und dann auf ihren Sohn. In sichtlicher Anstrengung suchte sie nach Worten für etwas, das sie schwer zu bedrücken schien. Als Herta sich mit einer zärtlichen Frage über sie herabbeugte, faßte sie ihre Hand, um mit der freien Rechten zugleich nach Helmuts Hand zu tasten.

Als sie sie gefunden, fügte sie sie mit der Hertas

zusammen, und ihre bleichen Lippen murmelten: „Laß sie glücklich werden, mein Sohn — sie hat dich ja so lieb.“

Helmut, der bis dahin ihre Absicht nicht begriffen hatte, wandte unwillkürlich die Augen auf Hertas Gesicht. Er sah das flammende Rot, von dem es bis in die Stirn hinauf überflogen wurde, und in diesem Moment wurde ihm offenbar, welcher Art das Geheimnis war, das seine Base so lange und so ängstlich vor ihm verborgen. Eine warme Empfindung des Mitleids, ein herzliches Verlangen, ihr etwas Liebes zu erweisen, wallte in ihm auf.

Als sie den Versuch machte, die Hand, die sie ihm ein paar Sekunden lang widerstandslos überlassen, wieder zurückzuziehen, hielt er sie mit innigem Drucke fest. „Ja, liebe Mutter, ich will es rechtschaffen versuchen,“ sagte er leise, „gib uns deinen Segen.“

Ein beglücktes Lächeln huschte über das Gesicht der Kranken. Sie legte ihre Hände auf die gegeneinander geneigten Häupter der beiden, und ihre Lippen flüsterten einen Segenswunsch. Dann, wie jemand, der zufrieden ist, ein lang ersehntes Ziel endlich gewonnen zu haben, schloß sie mit einem tiefen, befreiten Atemzug aufs neue die Augen, und ihre gleichmäßigen Atemzüge ließen bald erkennen, daß sie sanft entschlummert war.

Ein paar Stunden lang verharrten Helmut und Herta auf ihren Plätzen, ohne daß etwas anderes zwischen ihnen gesprochen worden wäre als ein paar leise, hoffnungsvolle Worte, die sich auf das Befinden der geliebten Kranken bezogen. Noch vor Tagesanbruch, wie er es versprochen hatte, erschien dann der so lange bei einer Wöchnerin festgehaltene Arzt und bestätigte mit freudiger Überraschung die offenbar günstige Wendung in Frau v. Minckhofs Befinden.

„Die Krisis ist jedenfalls vorüber," sagte er, „und wenn nicht unvorhergesehene Zwischenfälle eintreten, dürfen wir mit ziemlicher Zuversicht auf Genesung hoffen."

Seine Voraussage ging in Erfüllung. Der Zustand der Patientin besserte sich mit einer Schnelligkeit, die alle Erwartungen übertraf. Helmut aber ging umher wie einer, der nicht weiß, ob es Traum oder Wirklichkeit ist, was er erlebt.

Er hatte sich mit seiner Base verlobt, und Hertas Benehmen, ihr geradezu wunderbares Aufblühen, ihre in manchen Augenblicken beinahe wilde Zärtlichkeit lieferten ihm täglich aufs neue den Beweis, daß diese Verlobung für sie nichts anderes gewesen war als die Verwirklichung eines lange gehegten glühenden Herzenswunsches.

Er aber mußte sich Gewalt antun, um ihr nicht zu verraten, wie diese leidenschaftliche Liebe, die zu verbergen sie sich kaum bemühte, ihn in tiefster Seele beunruhigte und erschreckte. Wenn ihre Arme seinen Hals umschlangen, wenn er ihren erbebenden Körper an dem seinigen fühlte, wenn ihre Lippen ihm verlangend entgegendürsteten, dann wagte er es kaum, ihr in die Augen zu sehen.

Wie eine aus der Verzauberung befreite Märchenprinzessin, die sich zwiefach als Königstochter fühlt, nachdem sie so lange ein Bettlergewand getragen, ging sie mit strahlendem Antlitz und erhobenen Hauptes einher. Ihre ganze Erscheinung war wie eine Verkörperung stolzer Siegesfreude, und kaum merklich erst, dann aber immer schärfer und augenfälliger machte sich ein gebieterischer, herrischer Zug, den bis dahin niemand aus ihrer Umgebung an ihr wahrgenommen, in ihrem Auftreten fühlbar.

Öfter schon, wenn er trotz aller Selbstbeherrschung in ihrem Beisein wieder einmal in sein grüblerisches Schweigen verfallen, war Helmut bei plötzlichem Aufschauen einem Blick begegnet, aus dem weder liebevolle Zärtlichkeit noch sanfte weibliche Teilnahme, sondern viel eher funkelnder Zorn und trotzige Kampfeslust sprachen. Aber er hatte sich immer wieder eingeredet, daß es Täuschung gewesen sein müsse, denn der Ausdruck ihrer Augen hatte sich stets rasch wieder verändert, und ihre Liebkosungen waren niemals stürmischer gewesen als nach solchen Momenten.

Eines Tages — Frau v. Minckhof war inzwischen völlig wiederhergestellt — öffnete Helmut beim Suchen nach einem verlegten Schriftstück das seit Monaten verschlossen gewesene Schreibtischfach, in dem die von Isa oder ihrer Mutter zurückgesandten Ringe lagen. Stirnrunzelnd schob er den Verlobungsreif beiseite; den Schlangenring aber nahm er an sich, denn erst jetzt kam ihm zum Bewußtsein, was er damals in seiner Erregung nicht bedacht hatte, daß Herta einen berechtigten Anspruch auf dies aus dem Besitz ihres verstorbenen Bruders stammende Schmuckstück hatte.

Bei einem Spaziergang, den sie am nämlichen Tage durch den vom ersten geheimnisvollen Frühlingsweben erfüllten Schloßpark machten, übergab er Herta mit einigen erklärenden Worten den Ring, indem er sich zugleich wegen der verspäteten Aushändigung entschuldigte. Mit spitzen Fingern hatte sie ihm das kleine Kunstwerk aus der Hand genommen, und dann, noch ehe er begriffen hatte, was sie beabsichtigte, schleuderte sie es in weitem Bogen in den Teich, an dessen Rand sie eben dahinschritten.

„Wie kannst du mir zumuten, einen Gegenstand anzunehmen, den diese Elende durch ihre Berührung be-

fudelt hat! Dir aber scheint es recht schwer geworden zu sein, dich von der kostbaren Reliquie zu trennen."

Ihre Stimme hatte einen schneidenden Klang, und als sie Helmut ihr Gesicht zuwandte, war er bestürzt von dem Anblick dieser entstellten Züge. Das war ein ganz anderer Ausdruck als die sanfte Märtyrermiene, die sie ihm damals an dem Tage seiner Rückkehr aus dem Seebade gezeigt hatte. Ein so unversöhnlicher Haß sprach aus diesem verzerrten Gesicht, daß er mit Erschrecken inne wurde, wie wenig er doch noch immer die wahre Natur dieses Mädchens kannte, an das er für den ganzen Rest seines Lebens gefesselt sein sollte. Eine heftige Erwiderung wollte sich ihm auf die Lippen drängen, aber er hatte sich in diesen schweren letzten Wochen bereits eine so große Übung erworben in der Kunst, sich zu beherrschen, daß es ihm auch jetzt gelang, jedes bittere Wort zu unterdrücken. Stumm ging er an ihrer Seite weiter, und sein Schweigen brachte Herta offenbar schneller zur Besinnung, als irgend eine Zurechtweisung es vermocht hätte. Sie hatten kaum ein paar Dutzend Schritte zurückgelegt, da warf sie sich ungestüm an seinen Hals und bat ihn mit einer Flut zärtlicher Liebesworte um Verzeihung.

Helmut aber konnte den häßlichen Eindruck jenes Augenblicks nicht wieder von sich abschütteln. Es war, als ob sich etwas Trennendes zwischen ihm und Herta aufgerichtet habe, eine unsichtbare Schranke, die mit unheimlicher Schnelligkeit wuchs und ihn von Tag zu Tag weiter von ihr entfernte.

Auf den dringenden Wunsch seiner Mutter sollte die Hochzeit schon im Sommer stattfinden, und es galt darum, mit der Beschaffung der Ausstattung keine Zeit mehr zu verlieren. Ein Teil derselben konnte nur in der Hauptstadt besorgt werden, und da sich für Frau

v. Minckhof die damit verbundene Anstrengung verbot, hatte sich eine ihrer Jugendfreundinnen, die verwitwete Majorin v. Hellwig, bereit erklärt, statt ihrer die Reise mit Herta zu machen. Bis zum letzten Augenblick hatte die junge Braut darauf gehofft, daß auch Helmut sich ihnen anschließen würde, aber er entschuldigte sich mit den gerade jetzt sehr dringenden landwirtschaftlichen Frühlingsarbeiten, und Herta war wohl zu stolz, mit Bitten in ihn zu dringen.

Nur bis zur Station gab er ihnen das Geleit, und wie von einer schweren Last befreit, atmete er auf, als er dem Zug nachblickte, der seine Braut ihm entführte. Die Stimmung, in der er nach Lindenrode zurückkehrte, glich viel weniger der eines verwaisten Bräutigams als der eines Verurteilten, dem noch eine letzte kurze Galgenfrist der Freiheit bewilligt worden ist, ehe sich die Tore seines Kerkers für immer hinter ihm schließen.

Herta schrieb täglich, und ihre Briefe waren noch heißer, als die Liebesbeweise gewesen waren, die sie Helmut während der letzten Wochen gegeben. Mit einem wachsenden Bangen vor der Zukunft, deren Gestaltung er sich kaum auszumalen wagte, legte Helmut nach flüchtiger Durchsicht diese überschwenglichen Liebesbriefe beiseite. Er selbst kam in seinen Antworten über einen warmen brüderlichen Ton nicht hinaus, denn es widerstrebte ihm in innerster Seele, die Lüge noch zu vergrößern, die ohnedies schon so gewaltig gewachsen war, daß sie ihn und Herta zu verschlingen drohte.

Am fünften Tage kam denn auch ein Brief, in welchem sie sich über seine Kälte beklagte. Er mußte zugeben, daß sie ein Recht dazu habe, und doch berührte ihn diese Empfindlichkeit überaus peinlich. Schon wollte er das Blatt fortlegen, ehe er es zu Ende gelesen, da fiel sein Blick zufällig auf einen Namen, der ihm alles

Blut ungestüm zum Herzen strömen ließ, und bebend vor Aufregung las er jetzt die Nachschrift, in der dieser Name vorkam.

Sie lautete:

„Fast hätte ich vergessen, Dir von der großen Überraschung zu erzählen, die mir gestern abend zu teil geworden ist. Der Bruder der Frau v. Hellwig hatte uns eingeladen, mit ihm den Zirkus zu besuchen, und ich mochte es nicht abschlagen, obwohl ich nicht gerade eine Freundin derartiger Veranstaltungen bin. Um das Programm der Vorstellung hatte ich mich vorher nicht gekümmert, und Du kannst Dir denken, um wie viel größer deshalb mein Erstaunen war, als ein zufälliger Blick auf den Zettel mich belehrte, daß der „Star" der Gesellschaft eine Baronesse Cosadini sei, die sich als Schulreiterin auf ihrem Springpferd „Almansor" produzieren werde. Ich glaubte noch immer an eine zufällige Namensgleichheit, bis mich das Erscheinen der Reiterin eines anderen belehrte. Sie war es wirklich, ganz so herausfordernd und kokett, wie ich sie einst in Nizza gesehen. Der Beifall, mit dem ein gewisses Herrenpublikum in den Logen sie empfing, schien zu beweisen, daß sie auch in ihrem neuen Beruf viele Freunde erworben hat. Ich aber kann über ihre künstlerischen Leistungen nicht berichten, denn es ist selbstverständlich, daß ich meine Begleiter unter dem Vorwande eines plötzlichen Unwohlseins zu sofortigem Aufbruch veranlaßte. Beim Hinausgehen hatte ich dann noch das Glück, der Frau Baronin zu begegnen, die sich von einigen Offizieren den Hof machen ließ. Ich kann nicht beurteilen, ob es diesen Kavalieren mehr um die Tochter oder um die Mutter zu tun war."

Jedes Wort hatte Helmut getroffen wie ein Dolchstoß, und er hatte seltsamerweise während des Lesens ganz

deutlich Hertas Gesicht vor sich gesehen mit jenem häßlichen, wutentstellten Ausdruck, den es getragen, als sie den Schlangenring ins Wasser warf. Es war keine edle Rache, die sie da an der verhaßten Feindin nahm. Selbst der Schmerz um den Bruder, der durch Isas Anblick aufs neue in ihrem Herzen geweckt sein mochte, konnte nach Helmuts Empfinden die Art nicht rechtfertigen, in der sie ihm von der Begegnung erzählte. Denn er empfand mit sicherem Instinkt, daß es nicht die vermeintliche Mörderin Edwins, sondern die einstige Nebenbuhlerin um seine Liebe war, die sie in seinen Augen verächtlich machen wollte. Stärker als je zuvor regte sich in ihm der Gedanke, daß er ihren Charakter falsch beurteilt, daß er sie alle diese Jahre hindurch für viel besser gehalten habe, als sie war. Er zerriß den Brief in kleine Stücke, und in der Antwort, die er noch am nämlichen Abend schrieb, erwähnte er jenes Postskriptum mit keiner Silbe.

Zwei Tage später überraschte er seine Mutter durch die Eröffnung, daß der eben eingetroffene Brief eines Getreidehändlers ihn nötige, auf vierundzwanzig Stunden nach der Hauptstadt zu fahren. Er sagte damit nur die volle Wahrheit, und es war ihm keineswegs leicht geworden, sich zu dieser Reise zu entschließen. Frau v. Minckhof aber vermutete natürlich, daß es die Sehnsucht nach Herta sei, die ihn diesen Vorwand aufgreifen lasse, und sie tat, was in ihren Kräften stand, um ihn in seinem Vorhaben zu bestärken.

Er hatte Herta durch ein kurzes Telegramm von seiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet. Wie er es vorausgesehen, empfing sie ihn am Bahnhof. Sie war ganz allein gekommen, aber die Begrüßung, die sie ihm zu teil werden ließ, war nicht von jener stürmischen Zärtlichkeit, auf die er nach ihrem bisherigen Benehmen

hatte gefaßt sein müssen. Es entging ihm nicht, daß sie sehr bleich war, und daß eine merkwürdige nervöse Unruhe in ihren Augen flackerte.

Sobald sie den Wagen bestiegen hatten, mit welchem er sie in ihr Pensionat zurückbringen wollte, ehe er ein Hotel aufsuchte, ergriff sie seine Hand, und indem sie ihre Augen mit einem durchdringenden Blick in die seinigen bohrte, sagte sie: „Ich weiß, weshalb du gekommen bist. Aber ich werde nicht dulden, daß du sie besuchst."

„Von wem sprichst du, Herta?" fragte er verwundert. „Wen sollte ich nicht besuchen dürfen?"

„O, verstelle dich doch nicht! Du hast von dem Unfall dieser Kunstreiterin gehört und hast dem Verlangen nicht widerstehen können, sie noch einmal zu sehen. Ich weiß ja gut genug, wie dein Herz noch immer an ihr hängt."

Helmut war bis in die Lippen erblaßt. In seiner ersten Bestürzung über das, was er da gehört hatte, vergaß er, daß es seine Braut war, mit der er sprach. „Einen Unfall — sagst du? Um Gottes willen, was ist ihr geschehen?"

Da lachte sie höhnisch auf. „Was für einen vortrefflichen Schauspieler deine Anhänglichkeit an dieses Mädchen aus dir gemacht hat!"

„Ich kam aus einem geschäftlichen Anlaß, Herta, und ich verstehe nicht, mit welchem Recht du von Verstellung und Schauspielerei sprechen zu dürfen glaubst. Ich darf dich wohl bitten, mir Antwort zu geben auf meine Frage. Was ist der Baronesse Cosadini widerfahren?"

„Sie ist vorgestern abend in der Manege mit ihrem Springpferd gestürzt und liegt im Krankenhause auf den Tod danieder, vielleicht — ja, wahrscheinlich ist sie schon in diesem Augenblick nicht mehr am Leben."

Daß es ihr eine unverkennbare Genugtuung bereitete, ihm diese furchtbare Nachricht ins Gesicht zu schleudern, entfremdete sie ihm auf immer. In diesem Augenblick war es geradezu Abscheu, was er gegen sie empfand. Er bemühte sich kaum, es ihr zu verbergen.

„Du hast eine seltsame Art, über das Unglück eines Nebenmenschen zu berichten," sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme. „Immerhin aber bin ich dir dankbar, daß du mich davon in Kenntnis gesetzt hast. Denn ich habe nun allerdings den Wunsch, Isa Cosadini noch einmal zu sehen."

Mit beiden Händen umklammerte sie seinen Arm. „Das wirst du nicht!" schrie sie auf. „Ich verbiete es dir. Als deine Braut habe ich ein Recht, es dir zu verbieten."

„Ich verletze meine Pflichten gegen dich nicht, wenn ich einer Unglücklichen auf ihrem Sterbebette sage, daß ich ihr nicht mehr zürne. Und du überschätzest deine Rechte, wenn du glaubst, mir irgend etwas verbieten zu können. Ich pflege mich in meinen Handlungen nur von der Stimme meines Gewissens leiten zu lassen."

Herta erkannte, daß sie auf diese Art ihre Absicht nicht erreichen würde, denn sie wußte gut genug, was ein mit Entschiedenheit ausgesprochenes Ja oder Nein ihres Verlobten bedeute. „Wenn ich dich nun inständig bitte, es nicht zu tun? Es ist meine erste Bitte, Helmut. Kannst du mir ihre Erfüllung verweigern?"

„Es tut mir leid, Herta, daß diese erste Bitte eine so unverständige war. Es muß dir doch genügen, zu hören, daß du keine Ursache hast, eifersüchtig auf eine Unglückliche zu sein."

Sie konnte ihm nicht sogleich antworten, denn sie hatten das Ziel ihrer kurzen Fahrt schon erreicht, und Helmut beeilte sich, den Schlag zu öffnen, sobald der

Wagen hielt. Es lag ihm offenbar daran, diese peinliche Szene zu enden.

„Ich hoffe, du wirst mich wenigstens hinaufbegleiten," sagte sie, sich mühsam beherrschend. „Was sollte die Majorin denken, wenn ich ihr mitteilen müßte, daß du mich hier vor dem Hause abgesetzt hast wie eine unbequeme Last."

Ohne ein Wort der Erwiderung fügte er sich ihrem Wunsch. Aber sie hatte ihn mit vollem Bewußtsein belogen, denn es war ihr gut genug bekannt, daß sie die Majorin, die er hatte begrüßen sollen, gar nicht antreffen würden.

Als ihnen das Mädchen diese Auskunft gab, machte Helmut Miene, sich sogleich zu verabschieden, aber sie zog ihn an der Hand in ihr Zimmer und drückte die Tür hinter sich ins Schloß.

„Ich lasse dich nicht fort, ehe du mir versprochen hast, nicht zu jenem Mädchen zu gehen. Nenne es unverständig oder eigensinnig oder wie du willst — ich verlange es als einen Beweis deiner Liebe."

„Du könntest mit demselben Recht als einen solchen Beweis verlangen, daß ich dir den Turmknopf da drüben herunterhole oder zum Fenster hinausspringe. Ich bin kein schwärmerischer Knabe mehr, Herta. Man muß mir mit anderen Gründen kommen, um mich meinen Entschlüssen untreu zu machen."

„Ah, das ist lieblos — abscheulich! Das ist nicht die Handlungsweise eines Kavaliers."

Ruhig schritt er zur Tür. „Laß uns diesem unsinnigen Streit ein Ende machen, Herta, denn du weißt offenbar kaum, was du sprichst. Bei ruhiger Überlegung wirst du selbst deine Ausdrucksweise bedauern. Wenn ich am Nachmittag wiederkomme, hoffe ich dich in besserer Stimmung zu finden."

Noch einmal stellte sie sich ihm in den Weg. „Höre mich an, Helmut! Wenn du es über dich gewinnst, zu diesem Weibe zu gehen, so ist alles aus zwischen uns. Denn es darf nicht sein. Ich habe für mein Verlangen noch andere Gründe als das, was du Eifersucht nennst."

„Wenn deine Gründe stichhaltig sind, werde ich ihnen die Berücksichtigung nicht versagen."

„Ich — ich kann sie dir nicht nennen. Aber habe ich denn gar kein Recht, auch ohne lange Erklärungen zu fordern, daß du mir vertraust?"

„Wie kannst du blindes Vertrauen begehren in demselben Augenblick, wo du eingestandenermaßen Heimlichkeiten vor mir hast? Dein Benehmen ist mir ganz unverständlich, und ich werde mich niemals sklavisch von einem fremden Willen leiten lassen, dessen Beweggründe ich nicht verstehe."

Da endlich ließ sie die beschwörend erhobenen Arme sinken und gab ihm den Weg frei. „So geh!" sagte sie hart. „Ich sehe ja, wie willkommen dir dieser Vorwand ist, dich meiner zu entledigen."

„Ich verschmähe es, dir auf diese sinnlose Anklage zu antworten. Und noch einmal, Herta, sorge, daß ich dich bei meiner Wiederkehr in einer ruhigeren Gemütsverfassung finde!"

„Wenn du zu der Kunstreiterin gehst, magst du dir die Wiederkehr sparen. Denn du wirst mich dann überhaupt nicht mehr finden."

„Ich werde zu ihr gehen, und wenn es mir gestattet wird, sie zu sehen, werde ich dir später Wort für Wort berichten, was zwischen uns gesprochen worden ist. Das ist alles, was du von mir verlangen darfst."

Er wartete noch ein paar Sekunden lang auf ihre Erwiderung; aber als sie ihm mit einem höhnischen Auflachen den Rücken kehrte, verließ er das Zimmer.

5.

Helmut ließ sich nur eben Zeit, dem Pförtner des Hotels, das er bei seinem gelegentlichen Verweilen in der Hauptstadt zu bewohnen pflegte, sein Handgepäck zu übergeben. Dann fuhr er in den Zirkus, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Man bestätigte ihm, was er bereits von Herta erfahren hatte. Die Baronesse Cosadini war bei einem mißglückten Sprunge gestürzt und unter das sich überschlagende Pferd geraten. Ihre Verletzungen sollten sehr schwer sein und wenig Hoffnung auf Wiederherstellung gewähren. Man hatte sie nicht in eines der öffentlichen Krankenhäuser, sondern in die Privatklinik eines berühmten Chirurgen gebracht, der zufällig der Vorstellung beigewohnt und ihr die erste Hilfe geleistet hatte. Dort nur konnte er Zuverlässiges erfahren.

Das Verlangen, Isa noch einmal zu sehen, war so übermächtig in ihm, daß keine Rücksicht der Welt ihn abgehalten haben würde, diesem unwiderstehlichen Antrieb seines Herzens zu folgen. Was er sich in all den traurigen Monaten nicht hatte eingestehen wollen — in dem Augenblick, da ihm Herta triumphierend die furchtbare Neuigkeit zugerufen, war es ihm zu klarem Bewußtsein gekommen: er liebte Isa Cosadini noch immer, er hatte noch nicht eine Stunde lang aufgehört, sie zu lieben. Und jetzt, da, wie er meinte, sie verurteilt sein sollte, in der Blüte ihres jungen Lebens eines vielleicht qualvollen Todes zu sterben — jetzt war die Erinnerung an ihr Verschulden so völlig getilgt und ausgelöscht in seinem Gedächtnis, daß er nichts von Groll oder Verachtung mehr zu überwinden hatte, um mit all seinem Fühlen aufzugehen in einer großen, überwältigenden Empfindung des reinsten Mitleids.

Als er in der Klinik eintraf, waren weder der Chef-

arzt noch seine Assistenten zu sprechen, und die Oberin, die ihn im Besuchszimmer empfangen hatte, vermochte ihm die erbetene Auskunft nicht zu geben. So viel nur konnte sie ihm sagen, daß an eine Zulassung zu der Kranken um so weniger zu denken sei, als man diese Erlaubnis bisher sogar ihrer Mutter habe verweigern müssen. Da sie aber seine tiefe Niedergeschlagenheit bei dieser Eröffnung sah, fügte sie freundlich hinzu: „Ist Ihnen sehr viel daran gelegen, Näheres zu hören, so kann ich Ihnen vielleicht auf einen Augenblick die Krankenschwester schicken, die gestern abend zu ihrer Pflege eingetroffen ist. Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Wenn es mir doch versagt bleiben soll, Fräulein v. Cosadini zu sehen, so möchte ich um die Erlaubnis bitten, mich nicht zu nennen,“ sagte Helmut nach einigem Zögern. „Es könnte die Kranke aufregen, wenn sie von meinem Besuche erführe, ohne daß ich Gelegenheit gehabt hätte, mich mit ihr auszusprechen. Für die Ausführung Ihres freundlichen Vorhabens aber würde ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar sein.“

Die Oberin ersuchte ihn, sich kurze Zeit zu gedulden, und ging. Etwa fünf Minuten später wurde die Tür des Zimmers wieder geöffnet, und ein weibliches Wesen in der nonnenhaften Kleidung einer Diakonissin trat über die Schwelle. Helmut, den die angstvolle Ungeduld fast verzehrte, ging ihr rasch einige Schritte entgegen. Aber die Frage, die er hatte aussprechen wollen, erstarb ihm auf den Lippen, und mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf das junge Mädchen wie auf eine übernatürliche Erscheinung.

„Isa!“

Bei seinem Aufschrei erst hatte sie die gesenkten Lider erhoben, und heiße Röte überflammte ihr blasses

Gesichtchen. Sie wich ein wenig zurück und erhob in halb unwillkürlicher Bewegung die Hände, wie wenn sie etwas von sich abwehren wolle. „Herr v. Minckhof — Sie? O, warum ließen Sie mir nicht Ihren Namen nennen?“

Er zitterte am ganzen Leibe. Diese Überraschung war zu gewaltig, zu unfaßbar, als daß sie ihn nicht bis ins innerste Herz hinein hätte erschüttern sollen. „Aber ich wußte ja nicht — — mein Gott, so erklären Sie mir doch dies Unbegreifliche! Ich glaubte, daß Sie — Sie selbst, Isa — hier auf den Tod daniederlägen. Wer — um des Himmels willen, ist die Kunstreiterin, die Ihren Namen trägt?“

„Sie ist meine Schwester. Das war Ihnen nicht bekannt?“

Helmut griff sich an die Stirn. Wie sollte er Ordnung bringen in das Chaos von Vermutungen, Zweifeln, Hoffnungen, das in seinem Kopfe wirbelte. „Ihre Schwester?“ wiederholte er. „Nicht Sie selbst? — Aber freilich, ich sehe Sie ja hier vor mir. Und in diesem Kleide! Sie haben es angelegt, weil Sie Ihre Schwester pflegen wollen?“

Isa, die ihre Selbstbeherrschung viel schneller zurückgewonnen hatte als er, schüttelte den Kopf. „Ich trage es seit mehr als sechs Monaten, Herr v. Minckhof. Es ist das Kleid meines Berufs.“

Er wollte auf sie zu, wollte ihre Hände erfassen, aber mit einem ernsten, hoheitsvollen Blick wies sie ihn zurück.

„Verzeihung!“ stammelte er. „Ich bin so außer Fassung. Ihres Berufs — sagen Sie? Sie haben sich also von Ihrer Mutter getrennt?“

„Ja — schon lange. Aber Sie müssen mich entschuldigen. Mein Platz ist da drinnen am Leidens-

lager meiner armen Schwester. Sie wünschten eine Auskunft über ihr Befinden. Der Professor glaubte heute, mir wieder Hoffnung machen zu dürfen. Das ist alles, was ich zu sagen weiß."

„Der Himmel gebe Ihrem Hoffen Erfüllung, Isa! Aber gehen Sie noch nicht fort — ich flehe Sie an; bleiben Sie nur noch einen Augenblick! Denn wenn die Ungewißheit mich nicht um den Verstand bringen soll, müssen Sie mir noch Antwort geben auf eine Frage. Die Baronesse Cosadini, die mein Vetter Derenthall in Nizza kennen gelernt, war Ihre Schwester?"

„Ja."

„Und Sie — Sie hatten also keinen Anteil an seinem Geschick?"

„Ich war damals noch in einer Genfer Pension und habe den Herrn v. Derenthall nie gesehen."

„Aber der Ring, der Schlangenring, den Sie am Finger trugen, und den Sie mir mit dem meinigen geschickt haben —"

„Ich hatte ihn von meiner Mutter zum Geschenk erhalten, ohne etwas anderes zu wissen, als daß er aus dem Besitz meiner Schwester stammte. Erst nach dem Eintreffen Ihres Briefes erhielt ich Aufklärung über seine Herkunft."

„Warum haben Sie mir das verschwiegen? Warum haben Sie mich nicht mit einem einzigen Wort über meinen unglücklichen Irrtum aufgeklärt?"

„Über welchen Irrtum, Herr v. Minckhof? Meine Mutter mußte mir ja auf meine Fragen eingestehen, daß es Wahrheit sei, was Sie ihr geschrieben. Und daß Sie mit der Schwester eines Mädchens, die so an Ihrem besten Freunde gehandelt, keine Gemeinschaft mehr haben konnten, war doch nur natürlich."

„Wie falsch Sie mich beurteilen, Isa! Wie schwer

haben Sie sich durch Ihr stolzes Schweigen an mir versündigt und an sich selbst! Ich hielt ja Sie selbst für die Schuldige, nicht Ihre Schwester, von deren Existenz weder Sie noch Ihre Mutter mir jemals gesprochen hatten."

„Lola ließ sich damals eben zur Schulreiterin ausbilden, und meine Mutter, die darüber sehr empört war, hatte mir streng verboten, gegen irgend jemand ihrer Erwähnung zu tun."

Sie gab ihm alle diese Antworten so ruhig, als sei es das Schicksal einer wildfremden Person, von dem da die Rede war. Dabei hatte sie ihre Hand schon auf der Türklinke, so daß Helmut in der Furcht, sie könne ihm plötzlich entschwinden, nun doch ganz nahe an sie herantrat.

„Und dann — nachdem Sie meinen Brief gelesen, dann wählten Sie aus Verzweiflung diesen entsagungsvollen Beruf?"

„Er war der einzige, der mir ohne weiteres offen stand. Und ich habe keine Ursache, meinen Entschluß zu bereuen, denn ich habe in meinem Beruf den Frieden gefunden, den ich suchte, und fühle mich vollkommen glücklich. Nun aber darf ich nicht länger bleiben. Leben Sie wohl, Herr v. Minckhof!"

„Ja!" rief er noch einmal. Aber sie hatte die Tür schon hinter sich geschlossen, und als er sie, außer sich vor Erregung, wieder aufriß, sah er nur eben noch ihr schwarzes Gewand in der Tiefe des Ganges verschwinden. —

Wie ein Nachtwandler ging er durch die Straßen. Da plötzlich durchzuckte es ihn gleich einem elektrischen Schlage, denn in dem Schaufenster einer Kunsthandlung, an dem er eben vorüberging, hatte er den Namen des geliebten Mädchens gelesen.

„Letztes Porträt der verunglückten Schulreiterin Baroneſſe Lola Coſadini“ ſtand in Rundſchrift auf einem Zettel, und darüber war die Kabinettphotographie einer jungen Dame im knapp anſchließenden Reitkoſtüm befeſtigt. Sie war ohne Zweifel ſehr ſchön, dieſe arme Lola, aber ſie glich ihrer Schweſter Iſa nicht in einem einzigen Zuge. Ihr Haar war vom hellſten Blond; ihre Stirn, ihre Naſe, ihr Mund — nichts hatte auch nur die geringſte Ähnlichkeit mit den ungleich zarteren und feineren Geſichtsformen Iſas aufzuweiſen.

Helmut trat in den Laden, um eines der Bilder zu erſtehen. Dann lenkte er ſeine Schritte zu dem Penſionat, in das er vorhin ſeine Braut geleitet hatte.

Eine Gepäckdroſchke hielt vor dem Hauſe, und da oben ſowohl die Wohnungstür wie die Tür des von Herta bewohnten Zimmers weit offen ſtand, durfte Helmut ſich die Anmeldung erſparen. Er ſah Herta, die ihr graues Reiſekleid angelegt hatte, eben im Begriff, ihren Mantel umzulegen.

Mit über der Bruſt verſchränkten Armen ſtarrte ſie ihm ins Geſicht und ſagte: „Nun? Warum zögerſt du noch? — Biſt du denn nicht gekommen, um Gericht über mich zu halten?“

Er griff in die Bruſttaſche und hielt ihr das eben gekaufte Porträt der Kunſtreiterin entgegen. „Kennſt du dieſe Dame, Herta?“

„Wozu die Frage? Du weißt wohl, daß ich ſie kenne.“

„Und du wußteſt auch, daß ſie es war, die Edwin in den Tod getrieben hatte, nicht ihre Schweſter?“

„Ja, ich wußte es. Iſt das Verhör nun zu Ende?“

„Als du in dem Bilde meiner Braut die angebliche Mörderin deines Bruders erkennen wollteſt, haſt du mich alſo wiſſentlich belogen?“

„Ja — ja — ja! Soll ich dir nun vielleicht auch noch zu Füßen fallen und dich um Verzeihung bitten?"

„Nein. Aber warum — warum hast du das alles getan?"

„Ich tat es, weil ich dich liebte, weil ich halb wahnsinnig war vor Eifersucht auf jene andere, die dich besitzen sollte. Hätte ich sie leibhaftig vor mir gehabt, ich glaube, ich wäre im stande gewesen, sie zu ermorden."

„Und da du ihren Körper nicht morden konntest, so mordetest du mit vergifteten Waffen ihre Ehre und das Glück ihres Lebens. Nein, du brauchst mich nicht um Verzeihung zu bitten, denn nie könnte ich dir das vergeben."

„Du siehst ja, daß ich mir von vornherein keine Hoffnung darauf gemacht habe. Wärest du eine halbe Stunde später gekommen, hättest du mich nicht mehr gefunden."

„Wohin willst du gehen?"

„Was kümmert es dich. Nach Lindenrode kehre ich jedenfalls nicht zurück, das kann dir genug sein. Da — hier hast du deine goldene Freiheit zurück! — Nun magst du glücklich werden mit der — —"

Das beschimpfende Wort, das sie hatte aussprechen wollen, kam doch nicht über ihre Lippen. Der Blick, mit dem Helmut sie ansah, machte ihr Furcht, und mit einem kurzen Auflachen brach sie mitten in der Rede ab.

Er aber bückte sich nach dem Ringe, den sie ihm vor die Füße geworfen, und steckte ihn in die Tasche. „Ich nehme dein Geschenk an, Herta. Es ist wohl am besten für dich wie für mich. — Meiner Mutter aber wirst du gestatten, den Dank, den sie dir schuldet, abzutragen, indem sie für deine Zukunft sorgt. Du hast keine Ursache, sie den Groll entgelten zu lassen, den du jetzt gegen mich empfindest."

„Wir sind zu Ende, wie ich denke," warf sie, ohne sich nach ihm umzuwenden, in hochmütigem Tone über die Schulter zurück. „Man möge sich alle beleidigenden Anerbietungen sparen. Ich begehre keine Almosen — so wenig an Geld als an Liebe. Ich habe keinen anderen Wunsch als den, nun endlich allein und unbehelligt zu bleiben."

— — — — — — — — — — — —

Dreimal noch hatte Helmut während der nächsten Tage versucht, Isa wiederzusehen, aber jedesmal hatte sie ihm mitteilen lassen, daß sie ihn nicht empfangen könne. Nachdem auch der flehentliche Brief unbeantwortet geblieben war, den er ihr geschrieben, gab er das hoffnungslose Bemühen auf, zumal auch die Mutter immer dringender seine Heimkehr erbat.

Die arme Frau v. Minckhof war über einen Brief, den ihr Herta geschrieben, ganz außer sich, und gab sich noch immer der Hoffnung hin, den Zwist der Verlobten durch ihre Vermittlung beilegen zu können. Schon nach der ersten Unterredung mit ihrem Sohne freilich hatte sie die Gewißheit gewonnen, daß der Bruch unheilbar sei, und nach allem, was er ihr über seine Empfindungen gesagt, konnte sie nicht einmal mehr wünschen, daß das zerrissene Band neu geknüpft werde. Aber es währte lange, ehe sie den Schmerz über die Enttäuschung verwand, und dem trüben Winter folgte für die Bewohner des alten Herrenhauses von Lindenrode ein nicht minder freudloser Sommer.

Eines Tages aber, als schon die Laubkronen im Park sich herbstlich zu verfärben begannen, fühlte Helmut, der gedankenverloren und finster auf der Veranda saß, plötzlich eine sanfte, zärtliche Hand auf seiner Schulter und sah, als er überrascht aufblickte, in das

Gesicht seiner Mutter, die sich an ihrem Stocke mühsam genug bis hierher geschleppt haben mußte.

„Ich habe einen Brief geschrieben, mein Sohn," sagte sie mit einem wehmütigen Lächeln. „Möchtest du nicht den Versuch machen, ihn der Adressatin persönlich zu behändigen?"

„Einen Brief, Mutter? An wen? An Isa Cosadini?"

So hatte er es auf dem Umschlage, den sie ihm entgegenhielt, gelesen. Aber noch wußte er nicht, wie er sich diesen seltsamen Einfall der Matrone deuten solle.

Doch Frau v. Minckhof ließ ihn nicht lange im ungewissen. „Ich sehe ja doch, daß du nicht glücklich sein kannst ohne sie. Und was kann einer Mutter mehr am Herzen liegen als das Glück ihres Kindes! Ich habe an sie geschrieben und habe sie gefragt, ob sie mir eine liebende Tochter sein will. Mache dich auf, mein Sohn, sie zu suchen, und der Tag, an dem du sie mir zuführst, soll ein lichter Freudentag sein in meinem Leben."

„Aber hast du auch nicht vergessen, Mutter, wer sie ist? Nicht eher dürfte sie unter das Dach meines Hauses treten, als bis ich ihr mit gutem Gewissen schwören könnte, daß nie ein Wort, eine Miene, ein Blick des Vorwurfs oder der Geringschätzung sie betrüben sollen."

„Schwöre es ihr immerhin, Helmut! Wenn sie meinen Brief gelesen hat, wird es, wie ich glaube, solchen Schwures nicht einmal mehr bedürfen."

— — — — — — — — — — — —

Es wurde ihm nicht schwer, Isa zu finden. Von dem Chirurgen, in dessen Klinik ihre Schwester nach langem Krankenlager von ihren schweren Verletzungen

geheilt worden war, erfuhr er, daß sie in dem Kinderkrankenhause einer Provinzstadt als Pflegerin tätig sei.

„Auf meine Empfehlung," fügte der Professor hinzu, „hat man sie auf diesen schwierigen Posten berufen. Denn ich hatte ja Gelegenheit, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, was für ein seltenes, hochsinniges, aufopferndes Geschöpf diese tapfere kleine Baronesse ist. Tausendmal lieber hätte ich sie für mich selbst behalten; aber sie wollte nicht an demselben Orte mit ihrer Mutter und ihrer Schwester leben, und ich verstand ihre Beweggründe viel zu gut, als daß ich sie nicht hätte respektieren sollen."

„Fräulein Lola lebt also noch hier in der Hauptstadt? Und noch immer als Kunstreiterin?"

„Sie ist heute weder Fräulein Lola, noch Kunstreiterin, sondern die Gattin eines wohlhabenden Bankiers, der an ihrer etwas bewegten Vergangenheit keinen Anstoß nahm und auch der Schwiegermutter bereitwillig einen Platz in seinem Hause einräumte." — —

Vierundzwanzig Stunden später durchschritt Helmut v. Minckhof den Garten des Kinderkrankenhauses zu W., um den Spielplatz aufzusuchen, auf dem er, wie man ihm gesagt hatte, Schwester Isabella finden würde. Rascher klopfte sein Herz, als er ihrer ansichtig wurde, wie sie sich inmitten ihrer kleinen Pfleglinge bewegte, trotz ihres schlichten schwarzen Gewandes holder und lieblicher denn je. Die Kinder hatten ihre Hände gefaßt, sich in die Falten ihres Kleides geschmiegt, und ein kleines zweijähriges Bürschchen zappelte jauchzend an ihrem Halse.

Als Helmut grüßend auf sie zutrat, wurde sie wieder wie bei der Begegnung in der Klinik sehr rot, und ihr Blick flog ängstlich umher, als erspähe sie eine Gelegenheit zur Flucht. Aber sie bezwang sich doch

rasch und ging ihm, nachdem sie sich von ihrer jugendlichen Gefolgschaft losgemacht, in sicherer und unbefangener Haltung entgegen.

„Verzeihen Sie, daß ich mir die Freiheit genommen habe, Sie hier aufzusuchen," sagte er beklommen. „Ich bin der Überbringer eines an Sie gerichteten Briefes, und ich möchte Sie bitten, ihn gleich jetzt in meinem Beisein zu lesen."

Ohne eine Frage an ihn zu richten, nahm sie das Schreiben aus seiner Hand und bog mit ihm in einen der dicht verwachsenen Seitenwege ein. Helmut verwandte den Blick nicht von ihrem Gesicht, und er sah, wie unter ihrer durchsichtigen Haut in raschem Wechsel die Farbe kam und ging, während sie las. Aber als sie dann die Hand mit dem Blatt sinken ließ und sich mit tiefernster Miene anschickte, ihm zu antworten, kam er ihr zuvor.

„Du sollst nicht nein sagen, Isa, wie du es in diesem Augenblick zu tun gedachtest. Sieh, ich kann nicht leben ohne dich. Seit jenem Abend auf der Terrasse habe ich ja keinen anderen Gedanken mehr gehabt als die heiße, unbezwingliche Sehnsucht nach dir."

Da sie stumm und mit gesenktem Haupte neben ihm weiterging, tat er in schlichten und doch unwiderstehlich beredten Worten sein ganzes Herz vor ihr auf. Wieder wie bei jener ersten Liebeserklärung sah er ihre Schultern in verhaltenem Schluchzen erbeben, und wie ein Strom von Glück überkam ihn das beseligende Bewußtsein, daß auch sie noch nicht aufgehört habe, ihn zu lieben.

Als sie die kleine Bank erreicht hatten, die am Ende des verschwiegenen Laubenganges stand, zog er sie sanft neben sich nieder, bettete ihr glühendes Gesicht an seiner

Brust und küßte die schwarze, seidig schimmernde Haarsträhne, die sich unter dem weißen Schwesternhäubchen hervorgestohlen hatte.

„Nun wollen wir denken, es sei alles nur ein häßlicher Traum gewesen," flüsterte er ihr ins Ohr, „oder eine böse Fee habe uns verhext. Zuvor aber, meine süße, geliebte Isa, mußt auch du das erlösende Wort aussprechen, das die Macht des schlimmen Zaubers bricht. Kannst du erraten, wie es heißt?"

Da schlug sie, unter Tränen lächelnd, die tiefen, wundervollen Augen zu ihm auf und hauchte: „Ja, Helmut, ich weiß es — es heißt: ich habe dich lieb!"

Eine echte Weihnachtsspeise.

Küchenplauderei von M. Elsner.

Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

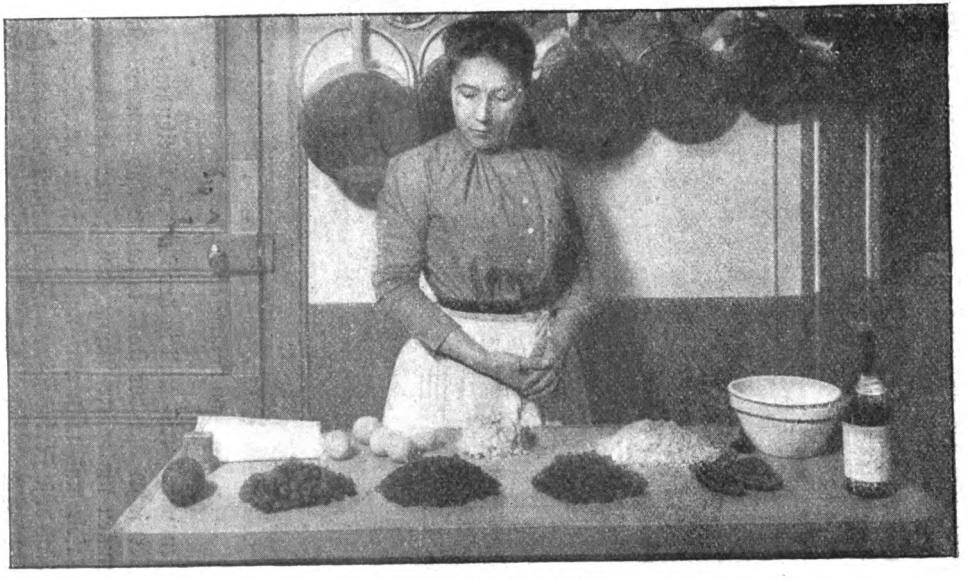
Charles Dickens bringt in einem seiner Romane die prächtige Schilderung des festtäglichen Mahles in der liebenswürdigen Londoner Familie Cratchit. Die Weihnachtsgans, die nach dem übereinstimmenden Urteil sämtlicher Familienmitglieder ihresgleichen nicht hatte unter dem ganzen weitverbreiteten Geschlecht der wohlschmeckenden Martinsvögel, ist mit innigem Behagen verzehrt worden, aber in allen Mienen spiegelt sich nun die Erwartung von etwas noch Köstlicherem, das diesem ersten lukullischen Genusse folgen soll. Eine feierliche Stimmung kommt über die kleine Tafelrunde, als Mrs. Cratchit das Gemach verläßt, denn jeder weiß, daß sie gegangen ist, um das eigentliche Festgericht zu holen, jene heiß ersehnte Götterspeise, die für ein englisches Gemüt die Krone aller Tafelfreuden bedeutet.

Durch die offene Tür dringt zunächst ein Duft wie an einem Waschtage. Man weiß, daß es die aus dem kochenden Wasserbade genommene Serviette ist, die ihn ausströmt. Dann aber verbreiten sich ungleich lieblichere Gerüche, die den Harrenden das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen, unbeschreiblich appetit-

reizende Düfte, die wiederum nur eine englische Nase in ihrem ganzen sinnbestrickenden Zauber zu würdigen weiß. Und endlich erscheint Mrs. Cratchit mit dunkelgerötetem, aber in der Seligkeit gerechten Stolzes strahlendem Antlitz. Feierlich, als wäre es die Krone, die einem Krönungszuge vorangetragen wird, hält sie die Platte in ihren Händen. Ein unbestimmtes dunkles Etwas, das ungefähr einer mit Fett eingeriebenen Kanonenkugel gleicht, liegt darauf. Aber es ist von hochauflodernden bläulichen Flammen umgeben, deren durchsichtiger Mantel die weihnachtlichen Stechpalmenzweige erkennen läßt, mit denen das wunderbare Gericht ausgeschmückt ist. Ein einstimmiges „Ah!" der höchsten und aus der Tiefe des Herzens kommenden Bewunderung empfängt die siegesfrohe Hausfrau, und nun findet jeder einen eigenen Ausdruck des Entzückens über das meisterlich gelungene Werk, das dem schönen Feste erst seinen wahren Charakter und seine rechte Weihe gibt.

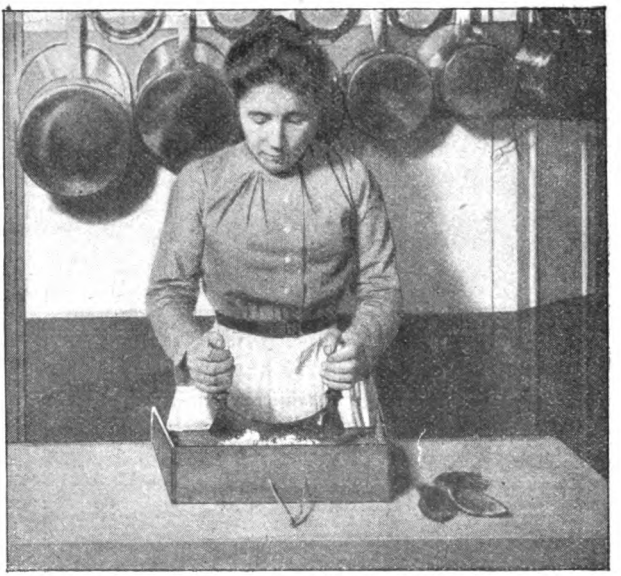
Ähnliche Familienszenen spielen sich am Weihnachts- und am Neujahrstage noch heute in vielen Tausenden englischer Haushaltungen ab. Denn der Plumpudding hat seit den Tagen des großen Humoristen Dickens noch nichts von seiner nationalen Beliebtheit eingebüßt, und er gilt nach wie vor für die Krone aller Puddings, einzig würdig, an den höchsten Festtagen des Jahres die Familientafel zu schmücken.

Wenn dieser Brauch sich nicht so schnell wie manche andere englische Sitte in das Ausland verpflanzt hat, so mag die Erklärung wohl vor allem darin zu suchen sein, daß der Plumpudding in seiner nationalen Zubereitung nicht gerade zu den leicht verdaulichen Gerichten gehört, und daß man nicht nur einen englischen Gaumen, sondern auch einen englischen Magen haben



Die Bestandteile eines Plumpuddings.

muß, um ihn ohne üble Nachwirkungen ſeinem ganzen Werte nach zu ſchätzen. Die Franzoſen waren die erſten, die ſich wenigſtens in den höheren Geſellſchaftskreiſen die Gewohnheit ihrer Nachbarn jenſeits des Kanals zu eigen gemacht haben. In den vornehmen Haushal-



Die Bereitung des Cut-Peel.

tungen von Paris fehlt in der Tat am Weihnachts- und am Neujahrstage der ſtark duftende und von zuckenden Flammen umloderte Plumpudding nur ſelten auf der Feſttafel, und man verlangt von jeder herrſchaftlichen Köchin, daß ſie im ſtande iſt, ihn nach echt engliſchem Rezept zuzubereiten.

Da ſich nun vielleicht auch unter unſeren freundlichen Leſerinnen manche ehrgeizige Hausfrau befindet,

die vor einer etwas ſtarken Zumutung an die Verdauungsorgane ihrer Angehörigen nicht zurückzuſchrecken braucht, wenn es ſich darum handelt, ihrem kochkünſtleriſchen Ruhmeskranze ein neues Blatt einzufügen, ſo

Milch, Brot und Eier werden zuſammengeſchlagen.

wollen wir nachſtehend ein unzweifelhaft echtes und oft bewährtes Rezept verraten, aus welchem die deutſche Hausfrau zugleich erſehen mag, daß es ſich bei der Bereitung eines tadelloſen Plumpuddings keineswegs um die Kenntnis beſonderer dunkler Geheimniſſe oder ſchwer zu erlernender Kunſtgriffe handelt, ſondern daß nur Sorgfalt und etwas Geduld die einzigen weſent-

lichen Vorausſetzungen für das Gelingen des großen Werkes ſind. Die beigegebenen Abbildungen, die jede Phaſe ſeines Entſtehens in unzweifelhafter Naturtreue zur Darſtellung bringen, bilden vielleicht eine weitere

Das fertige Gemiſch.

Anregung zur Anſtellung eines Verſuches, und es wird uns mit Stolz erfüllen, zu vernehmen, daß dieſer Verſuch in recht vielen Fällen mit glänzendem Erfolge gekrönt worden iſt.

Auf dem erſten Bilde ſehen wir die Köchin vor den in Reih und Glied aufmarſchierten Truppen, die ihr

zum Siege verhelfen ſollen. Eine richtige und ſorgliche Auswahl der Zutaten iſt natürlich von entſcheidender Wichtigkeit für das Gelingen. Dieſe Zutaten ſollen für

Das Kneten des Puddings in der Serviette.

einen großen Plumpudding im Gewichte von neun Pfund folgendermaßen zuſammengeſetzt ſein:

Erſtens: ein Pfund von den feinen Häuten befreiten, ſorgſam gehackten Nierentalgs; zweitens: ein Pfund große Roſinen, ein halbes Pfund Sultansroſinen und dieſelbe Menge Korinthen; drittens: ein halbes Pfund aromatiſcher Fruchtſchalen, zuſammengeſetzt aus

den duftigen und würzigen natürlichen Hüllen von Zitronen, Orangen, Ananas, denen einige getrocknete Aprikosen und zur Erhöhung des pikanten Wohlgeschmacks wie zur Förderung der Verdaulichkeit eine kleine Menge Engelwurz beigemischt sein können.

In England führt dieses Gemenge, dem die Reize des echten Plumpuddings in erster Linie zu verdanken sein sollen, den Namen „Cut-Peel", und es ist in den Spezereiläden fertig zu kaufen, während unsere Köchin auf unserer zweiten Abbildung die eigenhändige Herstellung vorzieht und, wie man sieht, mit dem nötigen Ernste daran geht, das wichtige Ingrediens mit dem Wiegemesser in die denkbar kleinsten Atome zu zerlegen.

Viertens: ein halbes Pfund Zucker; fünftens: zehn Eier; sechstens: ein halbes Glas Rum, Kognak oder Arrak, wobei auf gute Qualität nicht zu geringes Gewicht zu legen ist; siebtens: ein Pfund von der Rinde befreiter und in Milch eingeweichter Semmel; achtens: eine kleine Menge Gewürz; neuntens: der Saft von zwei Zitronen; zehntens: ein Pfund feinen Mehls und elftens: das nach dem Geschmack der Köchin zu bestimmende Salz.

Wenn das Fett wie die Fruchtschalen fein gehackt und so innig als möglich miteinander vermischt sind, werden Milch, Brot und Eier in einer Schüssel zusammengerührt (dritte Abbildung) und dann das Ganze mit dem Mehl, dem Zucker und den Rosinen zu einer einzigen, möglichst konsistenten Masse vereinigt, deren einzelne Bestandteile auch für das schärfste Auge nicht mehr erkennbar sein dürfen.

Nun wird eine kalt ausgerungene und selbstverständlich vollständig geruchlose Serviette auf dem Tische ausgebreitet, in der Mitte, und zwar im Umfang eines großen Tellers, dick mit Butter bestrichen und mit feinem

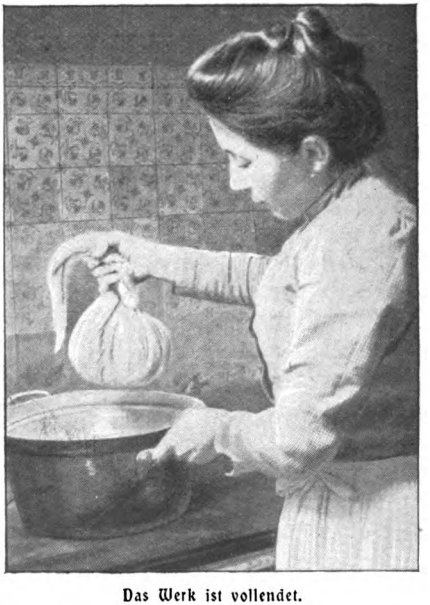
Mehl beſtreut. Auf dieſe Unterlage kommt das fertige Gemenge (vierte Abbildung), das nun, nachdem die Serviette darüber geſchlagen iſt, noch einmal tüchtig und unter Aufwendung aller verfügbaren Körperkraft durchgeknetet wird (fünftes Bild).

Manche Hausfrauen halten es für erſprießlich, die

Die Serviette wird verſchnürt.

zubereitete Puddingmaſſe über Nacht an einem kühlen Orte ſtehen zu laſſen. Schaden dürfte es kaum, aber den engliſchen Köchinnen erſcheint es zumeiſt nicht erforderlich. Sie ſchlagen vielmehr wie die Künſtlerin auf unſerem ſechſten Bilde die Serviette dergeſtalt um die appetitliche Teigkugel zuſammen, daß ſich ringsum nur ganz kleine Fältchen bilden, da ein nennenswertes „Aufgehen“ des Puddings nicht ſtattfindet, binden ſie

oben mit einem recht ſoliden Knoten zuſammen und bringen ſodann das hiermit fertig vorbereitete Meiſterwerk in ein Gefäß mit ſtark kochendem Waſſer. Die Flüſſigkeitsmenge muß unbedingt groß genug ſein, daß der Pudding darin ſchwimmt, und es iſt während des



Das Werk iſt vollendet.

Kochens ſorgfältig darauf zu achten, daß das in Dampf verwandelte Waſſer immer wieder durch neues erſetzt wird, ohne daß die Temperatur jemals unter den Siedepunkt ſinkt.

In den deutſchen Kochbüchern, die mir vorliegen, findet ſich durchweg die Angabe, daß der Plumpudding zwei bis vier Stunden kochen müſſe. Damit würde indeſſen keine engliſche Hausfrau einverſtanden ſein. Sie

erachtet vielmehr acht Stunden gerade als eine genügende Zeit, und nach meinen Erfahrungen glaube ich, daß sie im Recht ist. Es bedarf also zu guter Letzt noch einer ziemlich harten Geduldsprobe, ehe der auf unserem letzten Bilde dargestellte große Augenblick gekommen ist, wo die Kochkünstlerin die Schöpfung ihrer geschickten Hände aus dem heißen Wasserbade nehmen und zum Entzücken der sehnsüchtig harrenden Gäste anrichten kann.

Zu diesem Zweck wird der ausgehobene Pudding auf ein Drahtsieb gelegt, der Bindfaden aufgeschnitten und der Pudding, nachdem die Serviette von allen Seiten losgemacht ist, auf die Schüssel gestürzt. Ehe man ihn auf die Tafel gibt, übergießt man ihn mit feinem Rum oder füllt eine kleine, an der Spitze ausgehöhlte Vertiefung mit diesem herzstärkenden Naß, das man im Augenblick des Servierens anzündet.

So wenigstens hält man's bei unseren englischen Nachbarn. In Frankreich und hier zu Lande zieht man es vielfach vor, brennende Kerzen auf die Tafel zu setzen und Rum und Zucker besonders zu präsentieren, damit jeder sich seine Portion selbst anzünden kann. Auf den Wohlgeschmack eines gelungenen Plumpuddings hat es natürlich keinen Einfluß, ob man der einen oder der anderen Art den Vorzug gibt.

Uns aber sei es gestattet, diesen kleinen und für unsere freundlichen Leserinnen hoffentlich nutzbringenden Ausflug in das Reich der Küche mit dem Wunsch zu schließen: „Guten Appetit und wohl bekomm's!"

Die letzten Menschen.

Ein Phantasiestück aus fernster Zukunft. Von Th. Seuberlich.

(Nachdruck verboten.)

Es ging eine uralte Sage, daß Überschwemmungen, Erdbeben, noch nie dagewesene Meteoritenfälle und heftige Stürme, die in grauer Vorzeit fast das ganze organische Leben auf der Erde vernichteten, von der Zertrümmerung eines Begleiters derselben, einem Monde, herrühren sollten.

Die späteren Gelehrten hatten allerdings mit Einstimmigkeit nachzuweisen versucht, daß einst ein Trabant den Erdkreis umkreist haben müsse, ja sie berechneten sogar seine Größe, seine Entfernung, seine Bahn.

Hätte wirklich ein derartiger Mond existiert, so würde sich vor unberechenbaren Zeiten durch Zertrümmerung desselben den damaligen Erdbewohnern ein ähnliches Schauspiel — wenn auch, der viel größeren Entfernung wegen, ohne folgenschwere Einwirkung auf den Erdball — dargeboten haben, als jahrtausendelang vorher der zwischen Mars und Jupiter kreisende kleine Planet teils durch die Einwirkung der Sonnennähe, teils durch die Nachbarschaft des gewaltigen Jupiter, zerstört wurde und sich in den bekannten

Asteroidenschwarm auflöste. Andere Ursachen bewirkten den Verfall des Mondes.

Die Gelehrten nahmen an, daß die unausgesetzten Temperaturextreme — alle vierzehn Tage wechselten 150, ja bis 200 Grad Celsius unter Null mit der denkbar größten, durch keine Atmosphäre gemilderten Siedehitze ab — den durch sein geringes Volumen überdies raschlebigen Mond immer mehr zerklüften und zerbröckeln mußten, bis er nach einer letzten großen Katastrophe zerfiel und seine einzelnen Bestandteile in den unendlichen Weltraum hinausgeschleudert wurden.

In Sagen und Mythen lebte die Beschreibung eines derartigen schreckensvollen Ereignisses jahrtausendelang von Generation zu Generation fort, bis dieses seltene und gewaltige Naturereignis allmählich in Vergessenheit geriet, so daß es später niemand für möglich hielt, daß einst silbernes Mondlicht die Nächte erhellt, ja daß der Begleiter der Erde damals heller gestrahlt habe als jetzt die rötliche, mit zahlreichen dunklen Flecken übersäte Sonnenscheibe, die den winterlichen Nebel, der das ganze All einhüllt, nur noch matt zu durchdringen vermag. Würde der Mond jetzt die Erde noch umkreisen, so wäre er wohl schwerlich wahrzunehmen, denn das erborgte schwache Sonnenlicht könnte die irdische Nebelatmosphäre nicht mehr durchdringen. Noch weniger würde ein irdisches Auge einen Planeten entdecken. Nur die hellglänzenden Fixsterne senden ihr Licht noch herab. Doch nur in den seltensten Fällen vermag dieses die Nebelschicht zu durchdringen. Geschieht das als Folge einer günstigen Konstellation, so ist dieses himmlische Wunder für den Erdenbewohner ein Ereignis, das, wie das Auftauchen eines großen Kometen in ferner, ferner Vorzeit am sternbesäten Himmel, Interesse und Bewunderung, bei einem Teil

der Menschheit auch abergläubisches Staunen und Bestürzung erregte.

So weit das Auge reicht, alles nur eine einzige, große, in vollständiger Erstarrung begriffene Wüste. Innerhalb riesiger Zeiträume erlosch allmählich das innere Feuer der Erde. Sie kühlte sich ab. Die ebenfalls mehr und mehr erkaltende Sonne vermochte diesen Verlust nicht zu decken, und da der Erdball schließlich an den erschreckend kalten Weltraum mehr Wärme ausgab, als einnahm, so blieb die völlige Vereisung unabwendbar. Die Erstarrung begann an den Polen und rückte zwar langsam, doch unaufhaltsam dem Aquator zu.

Je weiter sich die kalte Zone ausbreitete, um so kleiner wurde der bewohnbare Erdenraum, immer erbitterter der Kampf ums Dasein, doch auch der Widerstand gegen die elementaren Gewalten schließlich geringer. So schmolz das einst so mächtige Menschengeschlecht immer mehr zusammen.

Es schien unmöglich, daß unter diesem starren, weißen Leichentuche von Schnee und Eis organisches Leben vorhanden war, ja daß in diesen furchtbaren Wüsten noch Menschen zu existieren vermochten. Und doch war noch nicht alles Leben völlig erloschen, sogar Menschen kämpften noch den letzten verzweifelten Kampf ums Dasein.

Der letzte kleinste Rest des Menschengeschlechtes, das einst gewähnt hatte, Herrscher des Weltalls zu sein, hatte sich auf den höchsten Bergesgipfeln der Erde, namentlich auf den Gebirgen des Loangogebietes in Westafrika und den Kordilleren Südamerikas, angesiedelt, denn hier waren die Schneeverwehungen geringer als in den tiefer gelegenen Ebenen. Hier führen sie seit langen Zeiten in ihren ärmlichen Eishütten ein

mühseligeres und entsagungsvolleres Leben als vor Jahrtausenden die Eskimos in den Polarländern, in Grönland und Labrador. Zu jener Zeit waren die Meere noch nicht absorbiert oder völlig ausgefroren, und es gab daher noch Fische und alle die für die Bewohner der arktischen Zone so wertvollen Tiere, die sich von Fischen nähren, wie Robben, Seehunde und Walfische.

Nur noch das Renntier und der Polarhund sind die letzten unzertrennlichen Begleiter der Menschen.

Doch wie ist im Laufe der Zeitenmillionen das einst so blühende Geschlecht zusammengeschrumpft — nicht allein an Zahl, sondern auch hinsichtlich der Gestalt! Zwerghaft klein erscheinen diese letzten Erdenbewohner, dabei mager, gelb und im schweren Daseinskampf früh gealtert. Eng zusammengepfercht sitzen sie meist in stummem Hinbrüten in ihren dunstigen Hütten, neben welchen sich in einem Verschlag oder Stall das für ihre Existenz unentbehrliche Renntier und die Hunde befinden.

Die immer unergiebiger werdende Jagd auf Renntiere, das mühselige Herbeischaffen von Moos und Flechten zur Nahrung derselben und die Freihaltung des Tunneleinganges der Hütte von Schnee sind die hauptsächlichsten Beschäftigungen der Männer, während die Frauen das primitive Mahl bereiten, aus Renntierfellen Kleider und Decken fertigen, mit altererbter Geschicklichkeit aus Renntierknochen und Geweihen Hausgeräte herstellen, vor allem aber für Licht und Wärme sorgen. Diese erzielen sie durch einen sinnreichen Apparat, mit welchem man das schmelzende Schneewasser in seine Grundstoffe auflöst, eine der wichtigsten Erfindungen der einstigen Gelehrten, ohne welche das Menschengeschlecht schon längst untergegangen wäre,

denn mit was sonst wollte es sich erwärmen, da alle tierischen Fette fehlten?

Wie furchtbar sind überhaupt Fauna und Flora zusammengeschmolzen! Die letzten Menschen kennen nichts weiter als Renntier und Hund, Flechten und Moose. Ein Vogel in der Luft, ein Fisch im Wasser, ein Schmetterling oder eine farbenglänzende, duftende Blume, ein Baum, ein wogendes Ährenfeld — wie würde dies ihr Erstaunen erregen, denn selbst die Überreste dieser vorweltlichen Tiere und Pflanzen können keine Kunde von dem Einstigen geben, da sie tief unter Schnee und Eis vergraben liegen. —

Die wenigen, weit zerstreuten Hütten unterscheiden sich durch nichts von ihrer Umgebung und sind daher nur von dem Terrainkundigen aufzufinden. Wehe dem fremden Wanderer, der sich in diesen grauenvollen Einöden verirrte! Er wäre unrettbar verloren.

Kein gastlicher Rauch aus einem Schornstein, keine Eingangstür, kein Lichtschein und kein Laut verraten eine menschliche Ansiedlung. Auch die Sonne vermag dem irrenden Wanderer die Richtung nicht anzugeben, denn nur selten dringen ihre matten Strahlen durch das graue Nebelmeer, das den ganzen Erdball einhüllt.

Alles öde und still. Nur zuweilen wühlt ein Sturmwind den lockeren Schnee hoch auf.

Da wird plötzlich im Dämmerschein des Tages ein dunkler Punkt auf der weiten Schneewüste sichtbar. Er bewegt sich, kommt näher. Nun kann man unterscheiden: es ist ein kleiner, in Renntierfelle gekleideter Mann mit seinem Hundeschlitten. Die beiden mageren, fahlgelben Tiere bedürfen keines Zurufes, keiner Leitung; ihr Spürsinn führt sie geradeswegs auf den Tunneleingang der Hütte zu.

In dieser erwartet mit angstvoller Spannung ein bleiches junges Weib den seit ein paar Tagen Abwesenden. Kehrt der Gatte, wie seit Wochen, auch heute ohne Jagdbeute heim, so ist das Fürchterliche, der Hungertod, unabwendbar!

Eine Frage auf Leben und Tod ist es daher, die die zitternden Lippen der Harrenden hervorstammeln, als der Mann unter dem mit Fellen verdeckten Hütteneingang emportaucht, Verzweiflung im Herzen und von den Strapazen aufs äußerste erschöpft.

„Nichts, abermals nichts!"

Mit einem verzweiflungsvollen Aufschrei preßt die junge Frau ihr abgezehrtes schlummerndes Kind an ihre Brust. Da fährt ihr ein neuer Schreck durch die Glieder. „Und wo, wo sind meine beiden Brüder?" ruft sie mit stockendem Atem, während sie mit der Hand hastig des Gatten Arm erfaßt.

Dieser wendet sich mit unterdrücktem Schluchzen ab.

Die Frau errät, sie weiß alles — nie mehr wird sie die geliebten Brüder wiedersehen! Einige Minuten ist sie wie betäubt von dem furchtbaren Schlage, dann sinkt sie, das Kind fast unbewußt noch immer an sich pressend, mit einem Jammerruf auf die Kniee nieder.

„Ist es denn noch nicht genug des Elends? Siehe dort deinen Vater!"

Sie weist bei diesen Worten nach einem Winkel der Hütte, wo auf einem Lager von gedörrtem Moos eine leblose Gestalt ruht. „Er opferte sich für uns; er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen, bis der Heldenhafte elend zusammenbrach. Hatte er doch schon seit vielen Wochen nie mehr ausreichend seinen Hunger gestillt. Welch ein schreckliches Schicksal für uns alle!"

Der Mann tritt angstvoll näher; tieferschüttert legt er die Hand auf das Herz des Vaters, den er so zärt-

lich geliebt. „Nur Leid hätte ihn noch erwartet, ihm ist wohl!“ flüsterte er dann dumpf.

„Ach, und er war so gut,“ versetzte das Weib mit neu hervorbrechenden Tränen, „und er liebte meine Brüder wie seine eigenen Söhne. Nun sind sie im Tode vereint. Aber erzähle,“ fuhr sie nach einem neuen heftigen Schmerzausbruch fort, „wie geschah das Furchtbare, gab es keine Rettung für sie?“

„Keine!“

„Sprich, sprich, wie und wo verlorst du sie?“

„Es ist wenig zu berichten, und dieses wenige ist entsetzlich. Noch kann ich selbst kaum alles fassen! — Du weißt, wie mich die Hoffnung neubelebte, als unsere Nachbarn die Kunde brachten, daß man nordwärts in der Tiefebene Renntiere gesehen zu haben glaube. Mit welchem Eifer rüsteten wir uns zur Jagd, welche Hoffnungsfreudigkeit erfüllte uns alle, denn nach der letzten Zeit schwerer Not schienen nun wieder bessere Tage zu kommen. Ein ganzes Rudel der Tiere durften wir nach den Aussagen erwarten, und so hoffte jedes von uns, mit mindestens zwei bis vier Tieren heimzukehren. Doch ach, trotz aller Mühe, die wir uns gaben, und trotz der weiten, beschwerlichen Wege — nirgends fanden wir auch nur die geringste Spur von Renntieren. Voll Verzweiflung über diesen gänzlichen Mißerfolg traten wir den Heimweg an. Schon hatten wir den gefährlichen Eddagletscher hinter uns, als plötzlich ein schrecklicher Orkan losbrach, der uns in wenigen Minuten fast bis über die Köpfe mit Schnee überschüttete. Zufällig war ich mit den Hunden der kleinen Schar der Schicksalsgenossen voraus und zwar bergauf. Mit dem letzten Rest meiner Kräfte riß ich die erstickenden Hunde empor und vermochte mit äußerster Anstrengung den schützenden Spalt eines Eisberges zu erreichen, der

eine höhlenartige Vertiefung bot. Hier harrte ich lange voll Angst und Qual, während der Schneesturm unablässig über mir hinwegfegte.

Welch ein schrecklicher Anblick, als ich endlich mein schützendes Versteck verlassen konnte! Die ganze Talmulde, aus der ich mich noch rechzeitig gerettet hatte, war ausgefüllt mit ungeheuren Schneemassen, unter denen meine treuen Gefährten mit ihren Tieren tief, tief verborgen waren. Neun Mann mit zweiunddreißig Hunden zogen aus, und ich kehre allein zurück mit den beiden letzten schwachen Hunden, die uns noch geblieben sind."

Eine furchtbare Stille entsteht. Die Frau ist wie versteinert in der Angst um die Zukunft, in Schmerz um die dahingeschiedenen Brüder. In trübes Sinnen verloren starrt sie vor sich nieder.

Da werden beide durch ein qualvolles Wimmern aufgeschreckt. Das älteste der beiden Kinder windet sich in Krämpfen, welche in kurzer Zeit, trotz der Bemühungen der besorgten Eltern, so zunehmen, daß das seit seiner Geburt an Skorbut leidende kleine Wesen aller irdischen Trübsal und Not entrückt wird.

Die Frau bleibt bei diesem erneuten Schicksalsschlag stumm und starr; dann sinkt sie plötzlich dem Gatten leblos in die Arme, während das jüngste, noch einzige Kind kläglich nach Nahrung verlangt. Der Vater läßt die treue Lebensgefährtin sanft auf eine Lagerstatt nieder. Er sieht voll Jammer die bleichen, abgezehrten Züge, fühlt den matten Pulsschlag. Der Mangel tötet sie, sein heißgeliebtes Weib stirbt an Entkräftung! Diese Befürchtung gibt ihm seine Energie zurück. Hier gilt schnelles Handeln!

In der nächsten Viertelstunde hat er die beiden mageren, von einer stattlichen Anzahl noch übrig ge-

bliebenen Hunde getötet. Was nützen sie ihm jetzt noch, und woher Futter für sie nehmen?

Die Frau kommt endlich unter den sorglichen Bemühungen des Gatten wieder zu sich. Voll Begierde atmet sie den Duft des kochenden Fleisches ein, der die Hütte erfüllt. Im Augenblick denkt sie nicht daran, wie folgenschwer der Verlust der unersetzlichen Hunde für sie ist — nur von dem einen ist sie erfüllt: es gibt wieder Nahrung. Die Natur verlangt ihr Recht! Wie lange die beiden Gatten nichts genossen haben, wissen sie selbst nicht mehr. Sie stürzen auf das halbrohe, zähe Fleisch und verschlingen es voll Begierde. Dann sinken die völlig Erschöpften in einen bleiernen Schlaf, der sie auf kurze Zeit ihrer entsetzlichen Lage entrückt.

Durch das Jammern des Kindes wird die junge Mutter geweckt. Erschreckt springt sie empor. Sie besinnt sich, daß sie vor dem todähnlichen Schlaf, der sie umfangen, vergessen hat, dem Kinde Nahrung zu geben. Nun eilt sie in den kleinen Verschlag, um von dem noch einzigen Renntierweibchen etwas Milch zu holen. Doch welch klägliches Resultat! Bei dem schwachen, schlechtgefütterten Tier ist dieser natürliche Quell gänzlich versiegt.

Abermals schleichen trübe und sorgenvoll einige Tage dahin. Die beiden Todgeweihten geben sich abwechselnd der Verzweiflung hin und bauen dann wieder Luftschlösser, wie sie sich retten könnten. Seit langer Zeit existiert eine Sage, daß es ein Land gäbe, wo es weniger kalt ist, die Luft klarer, der Schnee zuzeiten ganz verschwunden ist, und wo dann ganze Renntierherden auf grünen Flächen weiden und ohne Mühe in Massen gefangen werden können. Wenn man es nun doch versuchen wollte, dieses wunderbare Land aufzufinden, da es ja in der bisherigen Heimat gar keine Existenzmittel mehr gibt?

Der Mann redet der immer wieder Verzagenden Mut ein, obgleich er selbst nicht viel hat. Nicht eines allein könne dieses Wagnis bestehen, sondern man müsse bis zur entlegensten Hütte die Aufforderung zur gemeinsamen Auswanderung ergehen lassen, sagt er.

Wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm klammern sich die Unglücklichen an diese Hoffnung an. Durch Mangel und Sorgen und infolge des Dahinscheidens ihrer Lieben sind ihre frühere Umsicht, ihre Urteilskraft, ihr klares Denken und namentlich auch ihr Tätigkeitstrieb gelähmt. Vor der Fata Morgana, die ihr überreiztes Gehirn ihnen vorzaubert, vergessen sie schließlich die furchtbare Tragik ihrer Lage, zugleich aber auch die Pflichten der Selbsterhaltung. So haben sie seit mehreren Tagen versäumt, den Hütteneingang vom Schnee freizuhalten, dem Renntier, diesem einzigen Ernährer der Familie, die nötige Pflege angedeihen zu lassen. Erst jetzt, wo es viel zu spät ist, gewahren sie zu ihrem Entsetzen, daß der Schneesturm den Tunneleingang zur Hütte klafterhoch verweht hat, daß sie lebendig begraben sind! Die Angst verleiht ihnen neue Kräfte, den Schneewall zu durchbrechen, aber ach, es hätte dazu anstatt dieser vier abgezehrten kraftlosen Arme deren hundert bedurft, abgesehen davon, daß man nur von außen, nicht vom Innenraume der Hütte aus das Rettungswerk in Angriff nehmen konnte.

Ihre letzte Hoffnung klammert sich daran, daß die allerdings ziemlich entfernt wohnenden Nachbarn ihnen zu Hilfe kommen und sie befreien würden, sobald sie ihre schreckliche Lage gewahrten, wie ja eines dem anderen unter diesem kleinen Häuflein Menschen treu und tatkräftig zur Seite stand.

Noch ahnen die Armen die ganze Größe ihres Elendes nicht, denn keine der Hütten nah und fern

birgt mehr ein lebendes Wesen. Mangel und Entbehrungen haben die Entkräfteten, Widerstandslosen, dahingerafft. —

Die Hunde waren längst aufgezehrt, ja selbst das wenige noch vorhandene Futter des Renntieres hatte man schließlich genossen. Was aber sollte nun werden, da es ja nun auch keine Milch mehr für das Kind gab?

Voll Stumpfsinn blicken sie dem unentrinnbaren Schicksal entgegen. Doch trotz der Apathie und Hoffnungslosigkeit klingt eine Saite noch voll und rein in des Weibes Brust — die Mutterliebe. Mit verzweifelndem Ringen bemüht sie sich, das noch einzige ihr gebliebene Kind am Leben zu erhalten — zu welch einem Leben, fragt sie sich nicht.

Um des Kindes willen schüttelt sie ihre Betäubung ab. Das Kind hungert, man muß Nahrung schaffen. Das letzte Renntier muß getötet werden.

Mit ihrer alten Energie ergreift sie das Messer und rüttelt den Gatten aus seiner Lethargie empor, damit er das Renntier schlachte. „Unser Kind, rette unser Kind!"

Er nickt mechanisch. Er erhebt sich und geht wankenden Schrittes in den angrenzenden Raum. Ein matter Aufschrei des Tieres, ein dumpfer Fall, ein kurzes Röcheln — es ist geschehen.

Erst nachdem das Kind durch das warme Blut gesättigt ist, stillen die Eltern ihren Heißhunger. Dadurch beginnen sich allmählich neue Lebensgeister in ihnen zu regen, aber es ist dies nur wie das letzte Aufflackern eines verlöschenden Lichtes. — —

Wieder vergehen Tage, vielleicht auch Wochen, denn beide haben keine Zeitrechnung mehr. Immer kleiner werden die Fleischrationen, immer schwächer das Kind,

— —

dem diese Nahrung nicht zusagt, immer tiefer sinkt die Hoffnung auf Erlösung aus dieser Pein.

Endlich liegt das Kind tot vor ihnen mit dem kleinen, schmächtigen Körper und dem runzeligen, abgezehrten Greisengesicht.

Kein lauter Schmerzensausbruch erfolgt, keine Träne entquillt dem Auge des Elternpaares. In stummer Resignation haben sie das Unabänderliche kommen sehen. Warum auch sollen sie klagen, da sie ja sicher sind, bald wieder mit dem kleinen Liebling vereint zu sein?

Ruhig und gefaßt erwarten sie nunmehr das Ende. Still leben sie dahin. Seit Tagen haben sie die letzte Nahrung zu sich genommen — alles ist aufgezehrt. Fest halten sie sich umschlungen, den Tod im Auge.

Alles ist still, grabesstill. Eines hört den matten Herzschlag des anderen. Die mit Gas gefüllte Leuchtschale erlischt; das Weib ist zu schwach, um neuen Brennstoff zu bereiten, auch mag sie keine Sekunde von der Brust des treuen Gatten hinweg.

Tiefste Dunkelheit ringsum.

Ein traumartiger Zustand bemächtigt sich der beiden vom Leben Scheidenden, eine Art magnetischer Schlaf. Sie fühlen sich plötzlich leicht und frei, Sorgen und Bangigkeit sind verschwunden.

Welch ein hehres Wunder geschah da! Was sie nie im Leben gesehen, ja nicht einmal geahnt hatten, tat sich plötzlich ihrem inneren Auge auf.

Was einst, vor langer, langer Zeit, die damaligen Menschen erfreut und was ihr Leben freundlich und begehrenswert machte, erstand vor ihnen und entzückte sie. Sie sehen liebliche Täler voll bunter Blumen, durchschnitten von silbernen Bächen, grüne Wälder, einen klarblauen Himmel und die Sonne in ungeahntem Glanz. Sie fühlen sich umweht von weichen,

milden Lüften, die auf weiten Wasserflächen weiße Segel schwellen und in schattigen Hainen flüstern. Nun sinkt die Sonne in ein Meer von Gold und Purpur hinab, da erscheint plötzlich im Osten eine zweite, blassere Sonne, die ihr wunderbares Silberlicht auf die schlummernde Erde ausgießt — der Mond, dieser sagenhafte Himmelskörper. Nun funkelt es am ganzen Himmel von glänzenden Sternen.

Doch nicht das Auge allein ergötzt sich an den holden Wundern, sondern auch das Ohr nimmt teil daran. Köstliche, noch nie gehörte Klänge vernimmt es. Glockentöne schweben durch die düftereichen, milden, weichen Lüfte; mit ihnen vermischt sich der Gesang der Vögel, das Rieseln der Quellen.

Da geht plötzlich durch die ganze Natur ein süßseliges Klingen, aus dem sich ein einziger, großer, wundervoller Akkord bildet. Ein himmlisches Licht verbreitet sich über das ganze Weltall. Und nun ertönt es wie mit tausend Engelszungen weit über Land und Meer hinaus:

„Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!"

Im selben Augenblick schlummern die beiden letzten Menschen zu dem unbekannten Jenseits hinüber, wo es keine Klage, kein Geschrei, keinen Schmerz mehr gibt. Alles, was jahrtausendelang das Menschenherz bewegt hat, Schmerz und Freude — sie sind auf ewig verstummt. Haß und Liebe, Bosheit und Güte, wildes Zürnen über ein unverschuldetes widriges Schicksal und süße Lebensfreude — sie sind wie Spreu hinweggeweht. —

Alles ringsum stumm, starr, kalt, ein einziges großes Grab. Niemals mehr wird auf dem Erdenrund neues Leben entstehen. —

Dieses Eis, das wie mit einem eisernen Panzer die

Erde umgibt, wird vielleicht erst dann schmelzen, wenn in ungezählten Jahrtausenden der Erdball infolge seiner Erkaltung und der dadurch herbeigeführten Verkleinerung in eine spiralförmige Bahn gedrängt wird und immer mehr und mehr der noch schwach glühenden Sonne entgegenstürzt — ein Scheit Holz in ein verglimmendes Feuer.

Alle diese unzählbaren Millionen von Jahren, die vom Entstehen der Erde bis zu ihrem Sturz vergehen, betragen an der großen Weltenuhr nur eine Sekunde.

Was ist Zeit?

Das ganze Sonnensystem mit allen Planeten und deren Trabanten ist nur ein winziges Pünktchen im Weltenraum. Das Licht der Sonne, die von der Erde 149 Millionen Kilometer entfernt ist, legt diesen Weg in 8 Minuten und 18 Sekunden zurück. Das Licht des nächsten Fixsternes braucht drei Jahre, obgleich das Licht in einer Sekunde 41,000 Meilen durcheilt. Nun gibt es aber Sterne, die hundert, ja Tausende von Jahren brauchen, um uns ihr Licht zu senden, und in noch weiteren Tiefen des Himmelsraumes zeigen sich immer neue, entferntere Sternhaufen. Nirgends, nirgends eine Grenze.

Was ist Raum?

Und was ist, gegenüber der erschreckenden und nicht zu fassenden Unermeßlichkeit der Zeit und des Raumes — was ist der Mensch??

Aus dem Wetterwinkel Europas.

Ein Ausflug nach Mazedonien. Von H. Wolffram.

Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Über der Balkanhalbinsel, dem berüchtigten Wetterwinkel Europas, über dem der politische Himmel ohnedies gar selten in strahlender Heiterkeit blaut, hat sich während der Sommermonate des Jahres 1903 das Gewölk so finster und drohend zusammengeballt, daß man geraume Zeit allen Ernstes mit der Möglichkeit rechnen mußte, ein niederzuckender Blitzstrahl könnte den von allen Kulturmächten gleichmäßig gefürchteten Weltenbrand entzünden. Dürften doch einige der durch ihre Interessen an dem Schicksal der Türkei besonders beteiligten Großmächte, vor allem Rußland und Österreich-Ungarn, einer kriegerischen Verwicklung auf dem Balkan, durch welche der Bestand des ottomanischen Reiches gefährdet wäre, kaum untätig zusehen. Die Folgen aber einer bis zu offenen Feindseligkeiten gediehenen Fehde zwischen den einzelnen Balkanstaaten wären ganz unabsehbar.

Diesmal war es die türkische Provinz Mazedonien, in der das Feuer des Aufruhrs emporflammte. Das

geheimnisvolle mazedoniſche Komitee, das ſeit langem offen und im Verborgenen für die Wiederherſtellung der von den türkiſchen Behörden gewaltſam beſchränkten Rechte der mazedoniſchen Bulgaren tätig iſt, war von der bloßen Agitation zu revolutionären Taten übergegangen. Es hatte in den beiden Bandenführern Boris Sarafow und Damian, von denen nament-

Boris Sarafow,
der Führer der mazedoniſchen Aufſtändiſchen.

lich dem erſteren neben einer außerordentlichen Tatkraft und unbeugſamen Energie auch hervorragende ſtrategiſche Talente eigen zu ſein ſcheinen, die geeigneten Werkzeuge für die Durchführung einer offenen Rebellion gefunden. Von allen Seiten her ſtrömten dieſen Männern kampfesmutige und großenteils auch kampfgeübte Anhänger zu. Und die im Anfang des Monats Auguſt von ihnen erlaſſenen Proklamationen, in denen ſie zum Kampf nicht nur gegen die türkiſchen Soldaten, ſondern auch gegen die mohammedaniſche und griechiſche Be-

völkerung aufriefen, übten eine große Wirkung auf die mazedonischen Bulgaren.

Inwieweit das revolutionäre Komitee an der bulgarischen Regierung einen mächtigen Gönner und heimlichen Bundesgenossen hatte, wird erst eine spätere Geschichtschreibung mit Sicherheit feststellen können. Jedenfalls wurden von türkischer Seite schon beim Beginn der Unruhen nachdrückliche Klagen erhoben über die Ankunft von fünfzehn bulgarischen Offizieren im Bezirke von Resen, zwischen Ochrida und Monastir. Und es steht fest, daß in vielen Gefechten die Aufständischen, die sogenannten „Komitatschis", von Anführern in bulgarischen Offiziersuniformen geleitet wurden. Ebenso zweifellos ist es, daß sie aus den ostrumelischen Bezirken des

Ein mazedonischer Fi

ırer mit seiner Bande.

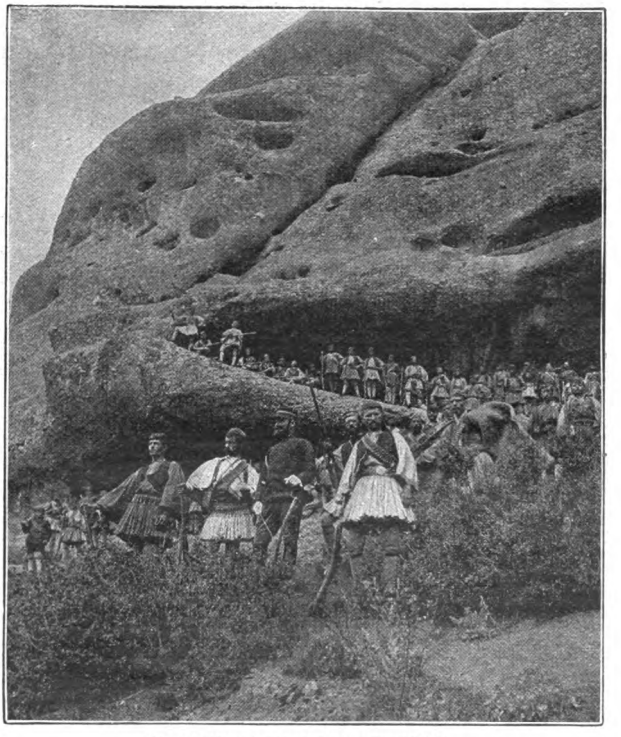
Fürſtentums Bulgarien Zuzug und Munition erhielten. Zwar beſtritt die bulgariſche Regierung auf das entſchiedenſte, ihre Hand im Spiele zu haben. Aber ſie nahm gleichzeitig in verſchiedenen, ſehr energiſch gehaltenen Noten eine ziemlich feindſelige Haltung gegen die Türkei an, ſo daß, da auf beiden Seiten erhebliche Mobilmachungen ſtattfanden, der Ausbruch eines Krieges nahe bevorzuſtehen ſchien.

Mitte Auguſt ſchon ſandte Boris Sarafow der Direktion der Orientaliſchen Bahnen einen Brief, in welchem er ſie namens des Revolutionskomitees von Mazedonien und Adrianopel verſtändigte, daß ein Aufſtand zur Befreiung der chriſtlichen Bevölkerung von der türkiſchen Herrſchaft beſchloſſen ſei. Bei der Durch-

führung desselben seien Attentate gegen die Eisenbahnen, Sprengungen von Brücken und dergleichen nicht zu vermeiden, und er müsse deshalb die Direktion aus Menschlichkeitsgründen bitten, den Personenverkehr auf den betreffenden Bahnlinien einzustellen. Man hatte die Drohung anfänglich nicht allzu ernst genommen. Aber bald genug folgten der Ankündigung die Taten. Die Schienenstränge wurden an verschiedenen Stellen zerstört; es kam zu Entgleisungen und allerlei anderen Unfällen, ohne daß die türkischen Soldaten im stande gewesen wären, den Bahnkörper wirksam gegen die mit ebensoviel Geschicklichkeit als Unerschrockenheit vorgehenden Rebellen zu schützen.

Natürlich sah die ottomanische Regierung solchen Vorgängen nicht untätig zu, und sie entsandte in rascher Folge beträchtliche Truppenmassen zur Unterdrücknug der Unruhen. Türkische Soldaten aber pflegen bei der Ausführung solcher Aufträge nicht eben glimpflich vorzugehen. Und so erhoben sich aus den heimgesuchten Gegenden bald die bittersten Klagen über zahlreiche von den Truppen verübte Ausschreitungen und Grausamkeiten. Bei der Einnahme einiger von den Insurgenten besetzt gewesenen Ortschaften sollen sich in der Tat Greuelszenen abgespielt haben, die an die schlimmsten Vorgänge aus früheren, übel berufenen Feldzügen erinnern. Daß die darüber in die europäische Presse gelangten Mitteilungen ungeachtet mancher Übertreibungen einer tatsächlichen Grundlage nicht entbehrten, beweist wohl am besten ein von dem Großherrn an die Zivil- und Militärbehörden der mazedonischen und Adrianopeler Wilajette erlassenes Irade, das auf das strengste die weitere Verwendung von Baschi-Bosuks zu militärischen Operationen verbot. Es sollte ihnen hinfort höchstens die Verteidigung ihrer eigenen Dörfer

gegen Angriffe aufrühreriſcher Banden geſtattet ſein. Die Pforte erklärte, daß ſie an allen Orten, wo Truppen und Baſchi-Boſuks Ausſchreitungen begangen haben



Insurgenten in einem Gebirgshinterhalte.
Nach Photographien von Underwood & Underwood in London.

ſollten, Kriegsgerichte zur Unterſuchung und Beſtrafung der Schuldigen einrichten würde.

Die Erbitterung der bulgariſchen Bevölkerung Mazedoniens aber war durch die Ereigniſſe bis zu glühendſtem Haß geſteigert worden, und die Kriegführung nahm

auf beiden Seiten einen immer leidenschaftlicheren, erbarmungsloseren Charakter an.

Täglich fanden zwischen kleineren und größeren Abteilungen blutige Kämpfe statt, die zwar nach den offiziellen türkischen Berichten zumeist mit einem Siege der regulären Truppen endeten, deren Erfolge für eine Unterdrückung des Aufstandes jedoch so wenig in die Erscheinung traten, daß man wohl eher den bulgarischen Behauptungen von zahlreichen schweren Niederlagen der Türken Glauben schenken darf.

Hatten doch auch die Rebellen trotz ihrer Minderzahl von vornherein gewisse Vorteile auf ihrer Seite, die für einen Guerillakrieg von unschätzbarem Werte waren.

Wer Gelegenheit hatte, ein Häuflein dieser mazedonischen Aufständischen, wie es auf unserem Bilde dargestellt ist, mit eigenen Augen zu sehen, der empfing sicherlich den Eindruck, daß jeder einzelne dieser finster und entschlossen dreinschauenden Krieger ein furchtbarer Gegner sein müsse. Ihre malerische Kleidung ist nur danach angetan, diesen Eindruck zu steigern. Denn was anderen vielleicht einen etwas operettenhaften Anstrich verleihen würde, gibt diesen kraftvollen, sehnigen, allen Mühseligkeiten und Strapazen gewachsenen Gestalten erst recht eigentlich ihren imponierenden kriegerischen Charakter. Das übliche Kostüm ähnelt dem der Montenegriner, aber es unterscheidet sich von ihm durch den „Festan", den kurzen, faltenreichen Rock, den ebenso die Albanesen und als „Fustanella" auch die Griechen tragen. Die Kopfbedeckung ist niedriger als bei den Söhnen der schwarzen Berge; die Füße aber stecken wie bei diesen in den weichen, schmiegsamen, für anstrengende Märsche und schwierige Kletterpartien vortrefflich geeigneten „Opanken". Der mit großen Knöpfen

reich verzierte Schuppenpanzer, den viele der mazedonischen Insurgenten auf der Brust tragen, die Toka, ist mehr ein kriegerischer Schmuck als ein wirksamer Schutz gegen feindliche Kugeln.

Diese Leute nun, deren Tapferkeit im Kampfe bis zur rücksichtslosesten Selbstaufopferung geht, haben vor den regulären türkischen Truppen nicht nur die größere Zähigkeit im Ertragen von Entbehrungen und Strapazen, sondern vor allem die genaueste Kenntnis des überaus schwierigen Terrains und die Fähigkeit voraus, alle Besonderheiten desselben zu ihren Gunsten auszunutzen. Unsere Abbildung, die nach photographischer Aufnahme einen Trupp mazedonischer Insurgenten in einem Gebirgshinterhalt zeigt, gewährt eine anschauliche Vorstellung von der Beschaffenheit des Schauplatzes, auf welchem sich die erbitterten Gefechte der Freiheitskämpfer gegen ihre Unterdrücker abspielten. Gar manche türkische Abteilung ist in einen solchen Hinterhalt gefallen und trotz hartnäckiger Gegenwehr aufgerieben worden. Die Rache der Überlebenden bestand dann gewöhnlich in dem Niederbrennen und der Plünderung irgend einer wehrlosen Ortschaft, die des Einverständnisses mit den Rebellen verdächtig schien, in schändlichen Gewalttaten gegen Frauen und Kinder und der Niedermetzlung von Gefangenen oder Verwundeten.

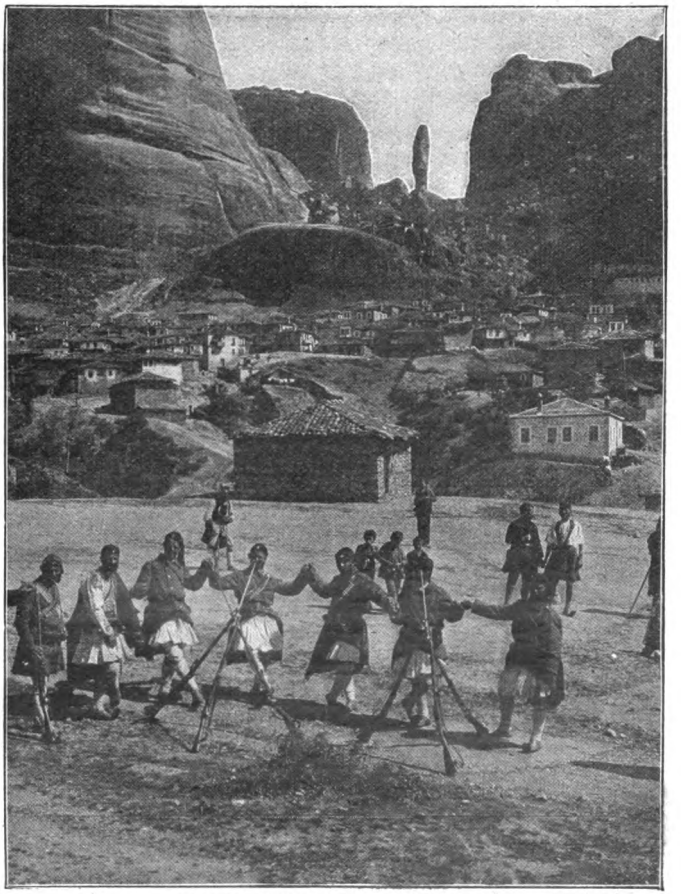
Gerade die mazedonischen Distrikte, in denen die meisten dieser Kämpfe und Plünderungsszenen vor sich gingen, bilden den ärmsten und rauhesten Teil der gebirgigen Provinz. Es ist schwer, sich etwas Unwirtlicheres und Trostloseres zu denken als das immerhin schon unter die wohlhabenderen Niederlassungen zählende Dorf auf unserem Bilde. Und man begreift leicht, daß Männer, die in solcher Umgebung aufgewachsen sind,

in Bezug auf die Notdurft und Bequemlichkeit des Leibes von einer weit über unsere Vorstellungen hinausgehenden Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit sein mögen.

Auch für die unter den Aufständischen herrschende zuversichtliche und siegesgewisse Stimmung legt diese Momentaufnahme ein hübsches Zeugnis ab. Denn Krieger, die sich gelaunt fühlen, einen nationalen Tanz um ihre zusammengestellten Gewehre aufzuführen, sind in Wahrheit sicherlich sehr weit von jener Entmutigung und Niedergeschlagenheit entfernt, die ihnen türkenfreundliche Berichte bald nach den ersten Zusammenstößen andichten wollten.

Was neben ihrer persönlichen Unerschrockenheit die aufständischen Mazedonier den Gegnern besonders furchtbar macht, ist ihre durch unausgesetzte Übung erworbene Geschicklichkeit im Schießen. Ein bulgarischer Scharfschütze, wie wir ihn auf unserem letzten Bilde sehen, dürfte nur selten sein Ziel verfehlen. Und da die Aufständischen dank der Unterstützung durch ihre namenlosen Freunde fast durchweg mit ausgezeichneten Gewehren versehen waren, konnte es mehr als einmal geschehen, daß sie aus sicheren Schlupfwinkeln von der Art jener Schlucht am Fuße des Felsenklosters zur heiligen Dreieinigkeit, die unsere Abbildung wiedergibt, heranziehende feindliche Truppenabteilungen beinahe bis auf den letzten Mann niedermachen konnten, noch ehe jene auch nur einen einzigen wirksamen Schuß anzubringen vermochten.

Als die Dinge auf dem Balkan so ein immer bedrohlicheres Aussehen gewannen, fanden sich die Monarchen Rußlands und Österreich-Ungarns veranlaßt, zur Wahrung des Weltfriedens endlich aus der



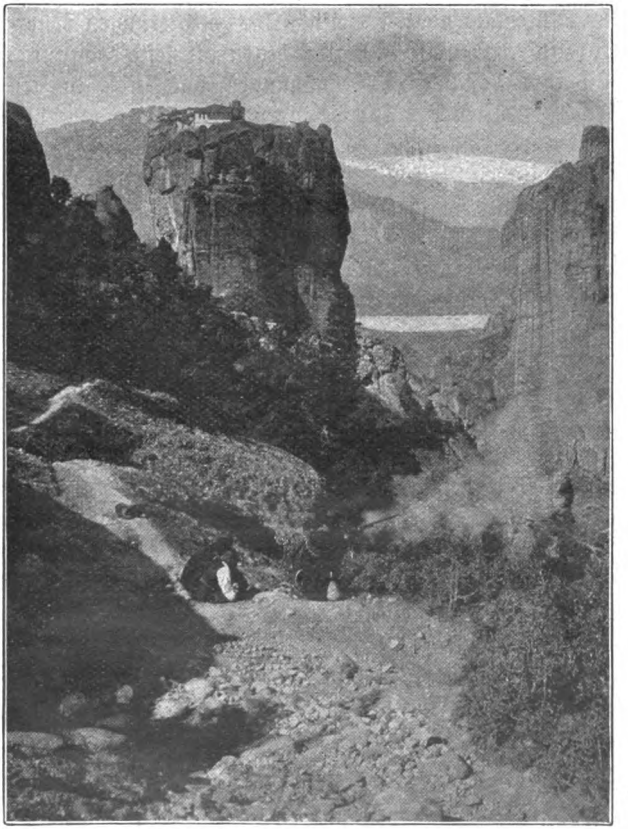
Aufständische führen den Nationaltanz auf.
Nach Photographien von Underwood & Underwood in London.

Zurückhaltung der untätigen Zuſchauer herauszutreten. In Mürzſteg, dem Jagdſchloſſe des Kaiſers Franz Joſeph, wo der greiſe Kaiſer den Zaren als Gaſt bei

sich sah, fanden wichtige Besprechungen zwischen den leitenden Staatsmännern, den Ministern Graf Goluchowski und Graf Lamsdorff, statt, als deren Ergebnis den Botschaftern der beiden Mächte in Konstantinopel folgende identische Telegramme zugingen:

„Sie sind vor kurzem beauftragt worden, zu erklären, daß Österreich-Ungarn und Rußland an dem Werke der Beruhigung, das sie unternommen haben, festhalten und auf ihrem zu Beginn des Jahres ausgearbeiteten Programm beharren, ungeachtet der Schwierigkeiten, die sich seiner Durchführung bisher entgegengestellt haben; denn in der Tat, während einerseits die revolutionären Komitees Unruhen hervorgerufen und die christliche Bevölkerung der drei Wilajette davon abgehalten haben, an der Durchführung der Reformen mitzuwirken, haben anderseits die Organe der Pforte, welche mit ihrer Anwendung betraut waren, es dabei allgemein an dem wünschenswerten Eifer fehlen lassen und sind von dem Geiste, der diese Maßregeln eingegeben hat, nicht durchdrungen gewesen. Um nun ihren festen Entschluß darzulegen, auf der vollständigen Durchführung jener Reformen zu bestehen, welche von der Pforte angenommen und bestimmt sind, die allgemeine Sicherheit zu gewährleisten, haben sich die beiden Regierungen über eine wirksamere Art der Kontrolle und Überwachung geeinigt. Sie werden in dieser Beziehung ohne Verzug eingehende Instruktionen erhalten. Wenn die beiden Mächte auch das Recht und die Pflicht der Pforte in vollem Umfang anerkennen, die durch die aufrührerische Agitation der Komitees genährten Unordnungen zu unterdrücken, so beklagen sie, daß diese Unterdrückung von Ausschreitungen und Grausamkeiten begleitet gewesen ist, unter denen die friedlichen Bewohner zu leiden gehabt haben. Es

ſcheint ihnen deshalb dringend geboten, den Opfern dieſer bedauerlichen Vorgänge zu Hilfe zu kommen, und



Mazedonischer Scharfschütze im Gefecht.
Nach Photographien von Underwood & Underwood in London.

die oben erwähnten Inſtruktionen werden Sie auch von den Einzelheiten der humanitären Aktion unterrichten, welche ſich zum Zwecke der Unterſtützung der

aller Existenzmittel beraubten Bevölkerung, zur Erleichterung ihrer Repatriierung und zur Wiederherstellung der durch Brand zerstörten Dörfer, Kirchen und Schulen als notwendig erweist. Die Regierungen Österreich-Ungarns und Rußlands hegen die feste Hoffnung, daß ihre beständigen Bemühungen das Ziel, in den schwergeprüften Provinzen dauernde Beruhigung herbeizuführen, erreichen werden, und sind überzeugt, daß ihre unparteiischen Ratschläge von allen jenen, an welche sie gerichtet sind, in ihrem eigenen Interesse werden gehört werden."

Ob diese wohlgemeinte und in ihrer Ausdrucksweise hinlänglich deutliche Mahnung an den Sultan von dauerndem Erfolge sein wird, muß freilich abgewartet werden. Heißt es doch, daß die mazedonischen Führer in zahlreichen Geheimversammlungen beschlossen hätten, während des Winters neue Kräfte anzuwerben, um im nächsten Frühjahr unter der Führung aktiver Offiziere den Aufstand aufs neue zu beginnen. Und so wird die Aufmerksamkeit der europäischen Diplomatie noch für eine geraume Zeit mit ernster Sorge dem bösen Wetterwinkel da unten auf der Balkanhalbinsel zugewendet bleiben.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der rechte Reſpekt. — Im Jahre 1826 machte Prinz Bernhard von Sachſen-Weimar eine Reiſe durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Flußdampfer gab es damals ſchon, aber noch keine Eiſenbahnen, in deren Ermanglung alſo Poſtkutſchen oder andere Wagen benutzt werden mußten.

In einer Ortſchaft des Staates Pennſylvanien mietete der Prinz eines Tages für die Weiterfahrt eine Kutſche unter der Bedingung, daß er mit ſeinen beiden Begleitern ſie allein benutzen wolle. Darauf ging der Poſtmeiſter ein und inſtruierte auch in dieſem Sinne den Kutſcher.

Als die Reiſenden eine längere Strecke zurückgelegt hatten, kehrten ſie zu kurzem Verweilen in einem Wirtshauſe an der Landſtraße ein, wo der Kutſcher Jack Blunt zufällig einen guten Freund antraf, nämlich den profeſſionsmäßigen Boxer Tom Bryant. Die beiden verſüßten ſich die unverhoffte Freude des Wiederſehens durch ziemlich reichlichen Genuß von Spirituoſen und gerieten dabei in eine recht vergnügte und angeregte Stimmung. Bryant erklärte zuletzt, er ſei geneigt, mitzufahren, wünſche aber nicht draußen auf dem Bock zu ſitzen, weil es kalt und windig ſei.

Unterdeſſen war der Prinz Bernhard hinausgegangen und beabſichtigte eben, mit ſeinen Begleitern wieder in die Kutſche zu ſteigen. Da kamen die beiden etwas angeheiterten Kumpane heran.

„Dieser wackere Gentleman, der mein guter Freund ist, will gern mitfahren," sagte der Kutscher.

„Das kann geschehen, aber er muß draußen bei Euch auf dem Bock sitzen," entgegnete der Prinz.

„Nein, er will drinnen sitzen."

„Das gestatte ich nicht. Ihr wißt doch, daß ich den Wagen für mich und diese zwei Herren gemietet und dafür bezahlt habe."

„Ich bekümmere mich den Kuckuck um den Kontrakt. Steige nur ein, Tom!"

Der Prinz protestierte und stellte sich abwehrend vor den Kutschenschlag.

„Was so ein deutscher Prinz, dessen Vaterländchen vielleicht keine fünf Acker groß ist, sich wohl einbildet!" schrie der Kutscher. „Welche Großnasigkeit! Ihr bildet Euch wohl ein, daß Ihr eine viel größere Nase habt als wir anderen Menschen, die wir keine Prinzen sind? Nein, Sir, wir sind hier im freien Amerika, wo alle Menschen gleichnasig sind. Jetzt soll's erst recht geschehen, was ich will! Ich schere mich den Teufel um alle deutschen Prinzen!"

„Ein unverschämter Bursch seid Ihr!" rief entrüstet Prinz Bernhard, indem er eine drohende Handbewegung machte.

„Was, Ihr bedroht mich?" schrie Jack Blunt. „Sehr gut! Mir sogar sehr angenehm! Kommt nur heran!"

Drohend streckte er seine geballten Fäuste vor und nahm Boxerstellung an.

Doch der Prinz war auf der Hut. Im rechten Augenblick versetzte er dem groben Menschen einen so gewaltigen Faustthieb, daß Jack der Länge nach hinstürzte und kläglich alle viere von sich streckte.

„Bravo!" rief anerkennend sein sachverständiger Freund. „Ganz famos! Ein prachtvoller Kunsthieb! Das hätte ich selber nicht besser machen können. Alle Hochachtung!"

„Ja," sagte der Kutscher, indem er ächzend aufstand, „ich glaube, es ist doch besser, ihm seinen Willen zu lassen. Vor seiner Prinzlichkeit habe ich wirklich gar keinen Respekt,

wohl aber jetzt vor seiner tüchtigen Faust. Alle Hagel noch einmal, solch guten Hieb hätte ich wahrhaftig einem deutschen Prinzen gar nicht zugetraut. Steige also zu mir auf den Bock, Tom!"

Das tat der Faustkämpfer, und die Fahrt wurde dann in aller Friedlichkeit fortgesetzt. J. O. H.

Die reichsten Leute der Welt. — Der vermögendste Mann der Welt ist der Kaiser von Rußland, außerdem das Haupt der reichsten Familie, von der die Weltgeschichte je zu berichten hatte. Sein staatliches Einkommen beläuft sich auf jährlich 30 Millionen Mark, wozu noch ein Zinsertrag von jährlich 20 Millionen Mark aus seinem Privatvermögen kommt. Der Landbesitz, welchen die Familie des russischen Zaren ihr eigen nennt, bildet eine Fläche von etwa zwei Dritteln der Größe ganz Englands und hat einen jährlichen Ertrag von 40 Millionen Mark. Das macht also ein Jahreseinkommen von 90 Millionen Mark. Wenn nun davon auch in jedem Jahre der größte Teil für die kaiserliche Hofhaltung ausgegeben werden muß, so bleibt doch fast stets ein beträchtlicher Überschuß, so daß also der Reichtum des Zaren noch immer wächst.

Dem Zaren von Rußland zunächst an Reichtum steht der amerikanische „Ölkönig" John D. Rockefeller, welcher Herr eines Vermögens von 800 Millionen Mark ist und davon an jedem Tage 109,000 Mark Zinsen einnimmt. Bei ihm ist es nicht ein in Jahrhunderten aufgespeicherter Familienbesitz, sondern ein durch großartige Spekulationen im Laufe eines Menschenalters zusammengebrachtes Vermögen, denn Rockefeller stammtaus einer geringbemittelten Farmerfamilie im Staate New York und war in seiner Jugend einfacher Arbeiter auf der Farm seines Vaters. Bei den eintönigen Verrichtungen des Landlebens trug er sich mit ehrgeizigen Träumen, die sich übrigens nie erfüllen sollten. Er wäre nämlich für sein Leben gern Trapezkünstler in einem Zirkus geworden! Als sich dieser Traum nicht verwirklichen wollte, legte er sich aufs Sparen und erreichte es durch Geduld und Ausdauer, daß er sich ein Stück Land kaufen konnte,

welches er später so gut verkaufte, daß er ein Jahreseinkommen von 2000 Mark erzielte. Heutzutage hat er in jeder halben Stunde seines Lebens mehr Einnahmen als damals im ganzen Jahr.

Ob nun gerade Mr. Rockefeller trotz seines unermeßlichen Reichtums ein sehr beneidenswerter Mann ist, steht dahin. Jedenfalls kann sich die Vergnügungen, an denen er Gefallen findet, auch der unbemitteltste Mann leisten. Seine einzigen glücklichen Stunden sind nämlich die, welche er mit einsamem Geigenspiel zubringt, oder unter den Kindern, die er in einer Sonntagsschulklasse um sich sammelt und unterrichtet.

Ein englischer Rechenenthusiast hat herausgetüftelt, daß, wenn Mr. Rockefeller seine Millionen mit denen des russischen Kaisers zusammenlegen würde, ihr Jahreseinkommen nicht weniger als vierunddreißig Tonnen soliden Goldes betragen würde, und daß, wenn es zu lauter Doppelkronen geprägt würde, ein Mann, der täglich sechs Stunden daran zählte und in der Minute durchschnittlich um hundert weiterkäme, volle sechs Jahre damit zu tun hätte. —

Mrs. Hetty Green erfreut sich einer Jahreseinnahme von 9,490,000 Mark, trotzdem ist diese Dame eine so eifrige Geschäftsfrau, daß sie zwölf Stunden des Tages angestrengt in ihrem Kontor arbeitet. Dabei entwickelt sie in ihrem vereinsamten Witwendasein eine erstaunliche Anspruchslosigkeit, läßt sich zum Beispiel an einer Wohnung von sechs Zimmern in einem gewöhnlichen Mietshause genügen. Ja, sie treibt die „solide Bürgerlichkeit" so weit, jeden Morgen auf den Markt zu gehen und in eigener Person die Einkäufe für ihren Haushalt zu besorgen. —

Eine andere amerikanische Witwe von schier unberechenbarem Vermögen führt ein von dem ihren wesentlich verschiedenes Leben, wenn sie ihr auch an Tätigkeit und Unternehmungslust nicht viel nachgibt. Die Dame heißt Mrs. Richard King, die „Viehkönigin". Ihre ungeheuren Viehweiden auf der „Santa Gertrudes Ranch" haben eine meilen-

weite Ausdehnung. Inmitten dieses gewaltigen Grundbesitzes erhebt sich ihr Herrenhaus, und um von ihm aus auf dem kürzesten Wege nach der Grenze ihres Gebietes zu gelangen, muß sie anderthalb Stunden in scharfem Trabe fahren. Ein Fußgänger, der täglich sieben Meilen wanderte, würde mehr als elf Tage brauchen, um die Grenze dieses „Ranch" zu umschreiten. Auf diesem Riesengute weiden Rinderherden von 200,000 Stück und Schafherden, die zahllos sein sollen „wie der Sand am Meer". Eine Schar von 300 Cowboys hat die Aufsicht über diese Herden, und an Unkosten für die Unterhaltung dieser Viehwirtschaft werden jährlich 400,000 Mark verbraucht. —

Das reichste Schulmädchen der Welt ist gleichfalls eine Amerikanerin, Miß May Goelet. Dieses reizende, überaus hübsche Mädchen könnte ein monatliches Taschengeld von 200,000 Mark erheben, denn sie ist die glückliche Besitzerin von 40 Millionen Mark. Zu welcher Höhe dies Vermögen anwachsen wird, bis sie volljährig ist, läßt sich nicht voraus-berechnen. Cl. D.

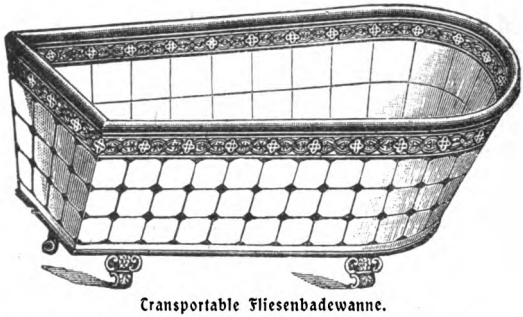
Neue Erfindungen: I. Transportable Fliesenbadewanne. — Eine ebenso eigenartige wie praktische Neuheit ist die transportable Fliesenbadewanne, welche neuerdings patentamtlich geschützt worden ist.

Bisher hatte man nur die Wahl zwischen Gußmetallwannen, welche schneller Abnutzung unterlagen und nach mehrmaligem Gebrauch ihr schmuckes Äußere verloren, und gemauerten Fliesenbadewannen, welche nicht transportabel waren.

Das neue Fabrikat stellt nun eine glückliche Kombination der Vorzüge beider Systeme dar: Eleganz verbindet sich mit Transportfähigkeit, zu dem Vorzuge des Freistehens gesellt sich der großer Haltbarkeit. Keine medizinische Substanz kann auf das Material zerstörend einwirken, Rost ist selbstverständlich durch die Beschaffenheit desselben von vornherein ausgeschlossen.

Die Wanne besteht aus einem äußeren, massiven, rostsicheren Metallmantel, welcher fliesenartig geprägt und innen

mit hartgebrannten Fayencefliesen ausgelegt ist. Die Außenfläche ist geschmackvoll lackiert, die Lackierung eingebrannt, und die Oberkante mit einem Holz- oder Eisenrahmen abgedeckt.

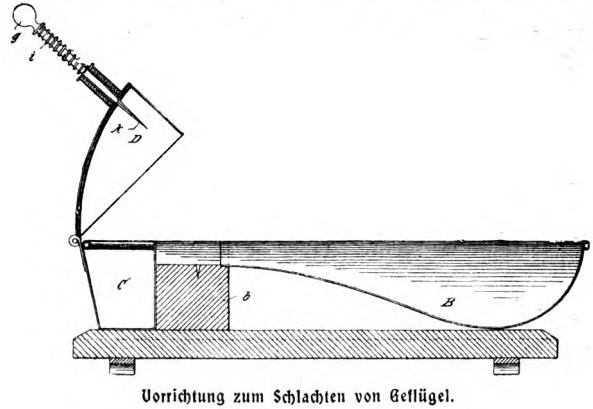


Transportable Fliesenbadewanne.

Die Verbindung der Fliesen mit dem Metallmantel ist derartig innig, daß der ganzen Wanne dadurch eine vollkommen feste, unzerstörbare Form und Haltbarkeit verliehen wird, wofür weitestgehende Garantie geleistet wird.

In geschmackvollen Mustern ausgeführt, wird sie ein Schmuckstück jeder Einrichtung bilden. P. R.

II. Vorrichtung zum Schlachten von Geflügel. — Diese Erfindung sucht der Hausfrau beim Schlachten von



Vorrichtung zum Schlachten von Geflügel.

Geflügel den Anblick von Blut zu ersparen. Die Vorrichtung besteht aus der Schale B, welche mit einem (auf der Zeichnung fehlenden) Deckel geschlossen wird, sobald das Huhn in die Schale gelegt ist. Das Tier befindet sich in einem Netz, das an seinem Hals zugeschnürt ist. Der Hals kommt auf den Block b zu liegen, vor welchem der herausschiebbare Behälter C sich befindet. Zum Schlachten wird die Kappe D über den Kopf des Huhns geklappt und mit einem kurzen Schlag auf den Knopf g das herzförmige Messer k nach unten bewegt, das schnell den Kopf des Tiers vom Rumpfe trennt. Das Blut fließt in den Behälter C, in den auch der Kopf hineinfällt. Das Messer wird durch die Feder i nach Aufhören des Druckes wieder in seine gewöhnliche Stellung gebracht. Das Tier bleibt in der Schale, bis es sich verblutet hat. B. H.

Wer ist ehrlich? — Unter den Hindus Ostindiens ist eine Fabel im Umlauf, die einen nicht nur lehrreichen, sondern auch humoristischen Kern hat. Diese Fabel erzählt folgendes:

In alten Zeiten war in einer der Hauptstädte Indiens, in welcher ein mächtiger Fürst herrschte, ein Dieb ergriffen und nach den strengen Gesetzen des Landes zum Tode verurteilt worden. Am Tage vor seiner Hinrichtung teilte er dem Gefangenwärter mit, daß ihn das Gewissen dränge, dem Fürsten eine wichtige Enthüllung zu machen. Er wolle gern sterben, nachdem er sein Gewissen erleichtert habe. Gefesselt wurde der Dieb vor den Thron des Fürsten gebracht und teilte ihm mit, er besitze das Geheimnis, Bäume zu pflanzen, welche goldene Früchte trügen. Als der Fürst erklärte, er glaube nicht an dieses Märchen, entgegnete der Dieb: „Mach einen Versuch. Auf einen solchen kann es dir doch nicht ankommen. Der Versuch ist leicht, und unmittelbar, nachdem er gemacht ist, wirst du sehen, ob ich die Wahrheit gesprochen habe oder nicht. Laß mich an die Stadtmauer führen. Dort werde ich meinen Zauberspruch sagen und dir das Experiment vormachen."

Der Heerführer, der Schatzmeister und der Oberpriester,

welche dabei waren, als der Dieb seinen Vorschlag machte, rieten dem Fürsten, auf die Absicht des Diebes einzugehen, da ja ein Versuch nichts schaden könne.

So wurde der Dieb, begleitet von dem Fürsten, den hohen Würdenträgern und Bewaffneten, nach der Stelle an der Stadtmauer gebracht, die er bezeichnete. Hier murmelte er einige Zaubersprüche, befahl dann, an einer Stelle nachzugraben, und zog einen Goldklumpen aus dem Versteck hervor, das er wahrscheinlich selbst, bevor er gefangen genommen wurde, hier angelegt hatte.

Diesen Goldklumpen überreichte er dem Fürsten und sagte: „Steck diesen Goldklumpen in die Erde, und binnen wenigen Tagen wird ein Baum herauswachsen, der goldene Früchte trägt. Aber merke wohl: die Hand, die den Goldklumpen in die Erde steckt und einpflanzt, muß einem Manne angehören, der niemals ein Unrecht getan, nie eine Handlung begangen hat, die nur im entferntesten unehrlich gewesen wäre. Ich bin ein Dieb und infolgedessen unwürdig, den Goldklumpen zu pflanzen. Du aber, o Fürst, wirst die Bedingungen, die der Zauber vorschreibt, erfüllen können."

Der Fürst wog den Goldklumpen in seiner Hand, dachte eine Zeitlang nach und sagte endlich: „Ich erinnere mich, daß ich in jungen Jahren meinem Vater, der mich sehr knapp hielt, einmal heimlich Geld aus dem Schatze genommen habe. Ich habe ihm das später selbst gestanden, habe meine Tat bereut, und heute ist sie verjährt. Aber ich fürchte, der Zauber wirkt nicht, wenn ich den Goldklumpen pflanze."

Er übergab den Goldklumpen dem Schatzmeister.

Auch dieser geriet in Verlegenheit und meinte: „Ich bin mir keiner besonderen Schuld bewußt; aber ich empfange die Steuern, Zölle und Sporteln. Ich bin vielen Versuchungen ausgesetzt. Ich bin mit Arbeiten überhäuft, und so kann es geschehen sein, daß ich mehr eingenommen habe, als ich sollte, nicht aus böser Absicht, sondern aus Zufall, und ich fürchte, dadurch könnte der Zauber wirkungslos werden."

Der Fürst übergab nunmehr den Goldklumpen dem Heerführer.

Aber auch dieser geriet in Verlegenheit und erklärte: „Ich empfange das Geld, um an die Soldaten den Sold auszuzahlen, um Kriegsbedürfnisse, Ausrüstungsgegenstände, Waffen und Nahrungsmittel für die Soldaten einzukaufen. Ich bin überhaupt mit einer Menge von Rechnungsarbeiten überhäuft, und es kann mir doch hie und da ein Fehler untergelaufen sein, durch den meine Hand nicht mehr so rein ist, wie sie sein muß, um mit Erfolg den Goldklumpen zu pflanzen."

Der Fürst warf einen Blick auf den Dieb, der stumm beiseite stand, einen Ausdruck des Triumphes im Antlitz. Dann wendete er sich an den Oberpriester: „Aber du, der Oberpriester des Landes, wirst als Geistlicher reine Hände haben?"

Aber auch der Oberpriester geriet in Verlegenheit und stotterte: „Ich habe den Zehnten für religiöse Bedürfnisse von den Leuten einzuziehen. Durch meine Hände gehen die Abrechnungen über die Bezahlungen, die von frommen Gläubigen für die Dienste der Religion gespendet werden. Ich muß mich bei der Abrechnung auf die Priester verlassen, und ich weiß nicht, ob nicht einer von ihnen etwa doch hie und da unehrlich gewesen ist. Durch seine Schuld, nicht durch die meine, habe ich vielleicht dann etwas begangen, was nicht ehrlich ist."

Der Fürst lächelte eigentümlich und wendete sich dann an den Dieb. „Nun," sagte er, „was hast du jetzt vorzubringen?"

„Erhabener Fürst," entgegnete der Dieb, „wenn es nach Recht und Gerechtigkeit zugeht, meine ich, müssen wir alle fünf gehängt werden; denn keiner von uns ist ehrlich. Du ersiehst daraus, erhabener Fürst, wie schwer es ist, ehrlich zu sein."

„Das sehe ich," sagte der Fürst, „aber auch, daß du ein Schelm bist, und ein kluger und weiser Schelm. — Deshalb bindet ihm die Fesseln los und laßt ihn laufen. — Mach,

daß du aus dem Lande kommst, und laß dich hier nicht wieder sehen."

Dann wendete sich der Fürst an seine Großwürdenträger und sagte zu ihnen: „Es scheint in der Tat nicht leicht zu sein, ehrlich zu bleiben, und wir wollen von jetzt ab milder die Vergehen beurteilen, die zu unserer Entscheidung gebracht werden." A. O. K.

Der zoologische Garten im Winter. — Die Ansicht ist noch weit verbreitet, daß die tropischen Tiere unserer Tiergärten den Winter in Trübsinn und Trauer verbringen müßten, weil sie nicht an Frost, Schnee und Eis gewöhnt seien, und daß ihre Behausungen bis zur vollen Sommerhitze erwärmt werden müßten. Diese Ansicht ist nicht ganz richtig. Die in unseren Tiergärten lebenden Vierfüßler und Vögel, welche früher in der heißen Sonne von Afrika, Asien oder Südamerika gelebt haben, zeigen bei uns im Winter keine Spur von Trauer, und die künstliche Erwärmung ihrer Behausungen erreicht kaum die halbe Temperaturhöhe unserer gewöhnlichen Stubenheizung.

Wenn sich der Teich vor dem Löwenkäfig im Winter mit einer Eisdecke überzieht, und die Schlittschuhläufer sich darauf tummeln, dann sieht der Löwe diesem Gewühle mit lebhaftem Interesse zu; die geringen Kältegrade treiben ihn nicht in die inneren geheizten Räume, erst bei bedeutendem Froste bedarf er einer sehr mäßigen künstlichen Erwärmung. Noch auffallender ist das Verhalten der Papageien im Winter. Sie, die daheim den glühenden Sonnenbrand der Tropen gewöhnt sind und ihre Jugend unter Palmen und Lianen verlebten, sind bei scharfer Kälte nicht nur nicht verstimmt, sondern legen unverkennbar ihre Freude an den Tag, wenn recht reine kalte Luft sie umgibt. Im Freien überwintern sie vortrefflich, dumpfe künstliche Wärme macht sie krank.

Frische Luft ist in viel höherem Maße eine Lebensbedingung für Tiergärten als künstliche Wärme, diese Erfahrung hat man, seit Tiergärten bei uns bestehen, gemacht. Die Fütterung aber muß im Winter gesteigert werden, denn

bei Kälte hat der Löwe wie der Dachs, der Elefant wie der Affe einen bedeutend erhöhten Appetit, und es werden daher den Tieren stark ernährende und erwärmende Stoffe verabreicht. Die pflanzenfressenden Säugetiere bekommen schweres Körnerfutter, die samenfressenden Vögel Hanfsamen u. s. w.

Um durch Bewegung die Körperwärme zu erhöhen, hat man den Tieren versuchsweise größere Räume angewiesen und mehrere zusammengesperrt, die sich gegenseitig zur Bewegung anreizen sollten. Dieser Versuch hatte jedoch nur bei den Sanftmütigen einigen Erfolg. Die Mehrzahl der Tiere wollte von Kollegialität nichts wissen; statt frohen Spiels gab es in den Käfigen bösen Streit. Die stärkeren drängten die schwächeren Tiere vom Futter ab. Diese versuchte Vereinigung der Tiere erreichte ihren Zweck nur bei den Affen.

Ein dickes Fell leistet den besten Widerstand. Der größte Dickhäuter unter den Tieren, der Elefant, fühlt sich im Winter behaglich, wenn man nur durch Vortüren dem scharfen Winde den Zugang versperrt. Fußkälte würde ihn plagen, denn seine Schuhe haben nur eine dünne Hornsohle, aber der Boden seines Stalles besteht aus Holz, bietet also Schutz dagegen. Er bekommt im Winter seine Nahrung, Reis und Weizenschale, lau angewärmt, nimmt aber sein Getränke am liebsten ganz kalt und beurteilt sehr genau, ob es ganz frisch vom Brunnen gekommen, denn abgestandenes Getränke liebt er nicht.

Die großen Wiederkäuer, die Kamele, verbringen die meisten Wintertagsstunden in ihrem Bretterhause. Aber auch das Kamel ergeht sich täglich vor seiner Tür. Noch mehr Bedürfnis nach frischer Luft haben seine kleinen Verwandten, die Lamas, denn sie leben in der Freiheit am liebsten auf den Höhen der Gebirge. Man läßt sie also bei mäßiger Kälte ganz im Freien. Antilopen und Giraffen sind weniger winterfähig; sie bleiben in der kalten Jahreszeit fast immer im Hause, aber höher als zehn Grad soll auch bei ihnen die Heizung nicht steigen.

Überhaupt keiner künstlichen Wärme bedürfen die großen Raubvögel. Alle bleiben im Freien und suchen nur bei heftigem Wind Schutz in der Hinterkammer ihres Quartiers. Unter allen Vogelarten aber sind die Schwimmvögel am meisten geeignet, im Winter auszuharren; ihr dichtes, von weichem Flaum verstärktes Gefieder befähigt sie dazu und mehr noch die meist sehr reichliche Fettablagerung im Unterhautbindegewebe. Interessant ist besonders die Art, wie die Pelikane sich gebärden; sie bleiben auch über Nacht im Freien, wählen aber ihre Schlafstelle stets an einem Ort, wo der Wind über sie wegstreicht. Wenn am Morgen der Himmel klar ist, suchen sie den Strahl der Sonne auf, aber stets so, daß der Ostwind sie nicht treffen kann. Sobald der Teich eine Eisdecke bekommt, ziehen sich alle Wasservögel auf eine geschützte Stelle und sorgen durch lebhafte Bewegung im Wasser dafür, daß sie nicht zufriert. E. T.

Der bewegliche Fels in Tandil. — Es gibt in mehreren Gegenden seltsam gestaltete Felsen, die mit ihrer unteren Seite nur teilweise am Boden haften, so daß sie leicht in schaukelnde Bewegung geraten, ohne doch je ins Rutschen zu kommen. Namentlich die Bretagne ist reich an solchen beweglichen Felsen. Alle diese übertrifft jedoch der nebenstehend abgebildete Felsblock in der argentinischen Provinz Buenos Aires. Die Abbildung gibt die merkwürdige Felsbildung naturgetreu nach einer Photographie wieder. Die auf dem Bild mit befindlichen Männer geben einen deutlichen Begriff von der gewaltigen Größe des Steinkolosses, dessen Form an den Hut eines Riesensteinpilzes erinnert. Wenn man den Klotz aus der Ferne derartig auf seiner Unterlage balancieren sieht, möchte man glauben, daß er nicht fünf Minuten in dieser Lage verharren könnte, ohne hinabzugleiten. Aber der Stein haftet fest und widersteht den stärksten Witterungseinflüssen und Stößen. Anderseits aber ist er so beweglich, daß schon die Berührung mit einem Finger ihn leise schaukeln macht — eine Erscheinung, die bei der Größe und dem ungeheuren Gewicht des Felsblocks wahrhaft unheimlich wirkt. J. P.

Der bewegliche Fels in Tandil.

Die vertriebene Schauspielerin. — Zu allen Zeiten hat man dem Publikum dem Darsteller auf dem Theater gegenüber Wankelmut vorgeworfen, ob mit Recht oder Unrecht mag dahingestellt bleiben. Von einem konsequenten Publikum aber, und noch dazu von einem Pariser, dem sonst wankelmütigsten der Welt, sei hier berichtet. Mademoiselle Laulaire war eine sehr schöne, aber gänzlich talentlose Schauspielerin. Am Théâtre Français hatte sie bis zu dem Tage, an dem König Ludwig XV. sie zum ersten Male sah, nur die unbedeutendsten Rollen gespielt. Aber sie gefiel Seiner Majestät, und nun fiel ihr auch von jedem Stück, das aufgeführt wurde, die Hauptrolle zu, sehr zur Unzufriedenheit des Publikums, das seinem Unwillen bald durch Zischen und Pfeifen Luft machte. Dadurch ließ sich aber die Laulaire nicht beeinflussen, sie lebte in der Sonne der königlichen Gnade und bekümmerte sich nicht im geringsten um das Publikum. Als aber das Zischen und Pfeifen mit jedem Tage ihres Auftretens zunahm, wurden auf Befehl des Königs Polizisten und Soldaten im Zuschauerraum verteilt, die jeden Zuhörer, der zu zischen oder zu pfeifen wagte, sofort festnahmen und einsperrten. Das half zwar an einem Abend, am nächsten aber wurde das ganze Publikum beim Auftreten der Laulaire von einer plötzlichen Erkältung ergriffen. Es begann nämlich, sobald sie die Bühne betrat, ein Husten und Niesen, daß man kein Wort der verhaßten Schauspielerin verstand. Die Polizei war machtlos, denn sie konnte doch die Leute wegen Niesens nicht einstecken. Da erschien jedoch der königliche Befehl, daß alle, die erkältet wären, das Theater nicht besuchen dürften, denn wer im Theater während der Vorstellung huste oder niese, würde sofort hinausgewiesen werden. Der Abend kam, und der Zuschauerraum war wie üblich bis auf den letzten Platz besetzt. Alles war ruhig bis zum Auftreten der Laulaire. Als diese aber die Bühne betrat, erhob sich plötzlich das durchdringende Geheul und Gebell mehrerer Hunde und Katzen, die eingeschmuggelt worden waren, und die man nun zum Vergnügen des Publikums in den Schwanz kniff. Dies

war das Signal zu einem unbeschreiblichen Auftritt. Von allen Seiten sprangen die Leute auf und schrieen zur Bühne gewendet und zur Hofloge hinauf: „Werft das Vieh hinaus! Werft das Vieh hinaus!“ Die Vorstellung mußte abgebrochen werden.

Aber am nächsten Abend erreichte der Skandal seinen Höhepunkt. Als nämlich die Laulaire erschien, zog ein junger Mensch einen Schuh aus und warf ihn auf die Bühne. Ein fürchterliches Gelächter und Gejohle folgte, so daß der Gouverneur von Paris in eigener Person die Vorstellung abzubrechen und den Saal zu räumen befahl Gleichzeitig stellten sich Polizisten und Soldaten am Ausgange auf, um den Missetäter, der den Schuh geworfen hatte, zu verhaften. Gleich der erste, der herauskam, hatte nur einen Schuh an und wurde prompt verhaftet. Aber auch der zweite, dritte und vierte — kurz alle Personen, die herauskamen, hatten einen Schuh im Theater ausgezogen, und so war es der Polizei unmöglich, den Missetäter zu entdecken. Dies war der letzte Abend, an dem Mademoiselle Laulaire auftrat; mit einer königlichen Pension zog sie sich ins Privatleben zurück. W. St.

Das nächtliche Aufschrecken der Kinder, welches die Eltern immer außerordentlich beunruhigt, pflegt meist plötzlich während des tiefsten Schlafes, mehrere Stunden nach dem Einschlafen, ohne alle Vorzeichen einzutreten. Die Art dieser Erkrankung wird man am besten aus der Schilderung eines typischen Krankheitsfalles erkennen. Emil N., ein siebenjähriger intelligenter Knabe, begab sich wie gewöhnlich um 8 Uhr ins Bett und schlief ruhig ein. Gegen 9½ Uhr hörten dessen Eltern einen durchdringenden Angstschrei, und als sie an das Bett des Knaben traten, fanden sie ihn in demselben aufrecht sitzen, zitternd, mit verstörten Zügen, die weit geöffneten Augen starr und unverwandt nach einer Zimmerecke gerichtet, jammervoll schreiend: „Fort, fort, um Gottes willen fort, fort!“ Den Vater, der ihn zu beruhigen suchte, erkannte er nicht, blickte ihn mit wild rollenden Augen an und schlug mit beiden Fäusten auf ihn los. Dieser

Zustand von Aufregung und Bewußtlosigkeit dauerte über eine Viertelstunde; allmählich wurde das Kind ruhiger, erkannte seine Umgebung wieder und verfiel unter schluchzendem Atem, die Stirn und Hände mit Schweiß bedeckt, in Schlaf, welcher bis zum Morgen ruhig andauerte. Als der Knabe erwachte, befand er sich vollkommen wohl und konnte wie sonst die Schule besuchen. Er hatte keine Erinnerung von dem Vorgefallenen, wußte nicht, daß seine Eltern an seinem Bett gestanden und um ihn beschäftigt gewesen waren, glaubte vielmehr, die Nacht hindurch ungestört geschlafen zu haben.

In mehr oder weniger ähnlicher Weise äußern sich alle Fälle dieser ziemlich häufigen Erkrankung und wiederholen sich oft mehrere Jahre hindurch immer wieder.

Wodurch werden nun solche Furcht und Schrecken einjagenden Träume hervorgerufen? Oft deutet schon die Art der Traumerscheinungen auf den Sitz des ursächlichen Übels hin. Zwei von Professor Henoch geschilderte Krankheitsfälle mögen dies erläutern. Ein Knabe träumte immer, daß ihm ein mächtiges Tier auf dem Rücken sitze und ihm denselben eindrücke: er litt an Entzündung der Rückenwirbel. Ein zwölfjähriger Knabe schrak Nachts oft aus dem Schlafe auf, ließ sich gar nicht beruhigen, lief in das Vorderzimmer und schrie fortwährend, daß immer in sein Zimmer geschossen würde: er litt an heftigem Ohrenkatarrh; also das kranke Gehörorgan erzeugte falsche, beunruhigende Gehörsempfindungen.

In vielen Fällen aber sind die Traumgespenster keineswegs gleichartig, sondern ändern sich fast jede Nacht, so daß man durchaus nicht auf ein bestimmtes Grundleiden schließen kann. Da ist man denn geneigt, das Leiden auf Nervosität zurückzuführen, die als „moderne Krankheit" so häufig den Sündenbock spielen muß. Dazu sei zunächst bemerkt, daß dies nächtliche Aufschrecken schon im Altertum geschildert worden ist, also keineswegs ein neues oder modernes Leiden bildet. Wohl mag eine nicht geringe Zahl der kranken Kinder schwächlich, blutarm und

bleichsüchtig sein oder aus „nervösen Familien“ stammen; aber trotzdem muß man eifrig nach einer Grundursache suchen, welche die Reizerscheinungen hervorbringt, zumal sie oft sehr einfach und leicht zu beseitigen ist. Die meisten befallenen Kinder leiden an Unregelmäßigkeit oder Trägheit der Verdauung, häufig auch an Würmern. Darauf möge man also zunächst fahnden. Die Abendkost soll leicht verdaulich, nicht zu reichlich sein und nicht später als zwei Stunden vor dem Schlafengehen eingenommen werden. Erregende Getränke, wie Tee, Kaffee und Alkohol, sind von der abendlichen Speisenliste unbedingt zu streichen. Man beschränke sich möglichst auf flüssige Speisen, wie Milch oder Kakao. Auch die Luft des Schlafzimmers ist für die Entstehung dieser Krankheit von sehr großer Bedeutung. So kann eine dumpfige, warme Zimmerluft den Ausbruch der Aufschreckungsanfälle leicht hervorrufen. Das Schlafzimmer soll möglichst geräumig und vom Lärm abgelegen sein, die Luft sei stets frisch, nie verdorben oder zu warm. Die Fenster halte man am Tage stets offen. Das Bett soll auch im Winter nicht zu dick und warm, namentlich die Bettdecke nicht zu schwer sein, weil sie sonst beängstigendes Druckgefühl und beunruhigende Träume hervorruft.

Große Aufmerksamkeit muß auch auf die psychische Behandlung verwendet werden. Man setze sich ein Weilchen an das Bett der Kinder und erzähle von freudigen Ereignissen, von einer Überraschung für den kommenden Tag. Sind sie eingeschlafen, soll im Zimmer die größte Ruhe herrschen, damit ihre Sinnesorgane durch äußere Reize nicht erregt werden. In den Abendstunden vor dem Schlafengehen dürfen solche leicht erregbaren Kinder sich nicht mit Dingen beschäftigen, welche Aufregung der Phantasie und psychische Überreizung hervorrufen. Man lasse sie zu dieser Zeit nur mit den gleichgültigsten Sachen sich abgeben. Hauptsächlich zu vermeiden ist das Erzählen von Märchen und Gespenstergeschichten und das „Graulen machen“. Solchen Kindern gegenüber ist auch alles Schelten, Strafen und Züchtigen fruchtlos und schädlich. Mit Ruhe, Besonnenheit, Schonung

und Nachsicht wird man mehr erreichen als mit Gewalt. Wir dürfen bei den Kindern keine Furcht erzeugen oder Furchtsamkeit großziehen. Wir müssen sie systematisch an Tapferkeit, an Mut gewöhnen; aber nicht durch Drohungen, sondern indem wir sie mit Geduld nach und nach von der Grundlosigkeit ihrer Furcht zu überzeugen trachten. Im übrigen suche man die Kinder zu kräftigen und zu stählen durch viel Bewegung in freier Luft, durch gehaltreiche Nahrung und durch milde Anwendung von kalten Waschungen. Dr. G. Th.

Humoristische Reklame. — Ein eigenartiger Vorfall erregte kürzlich in den Straßen Londons ungeheures Aufsehen. Aus einer Droschke sprang nämlich ein in Sträflingskleider gehüllter Mensch, verfolgt von einem Gefangenwärter. Es gelang dem Wärter, den Sträfling noch einen Augenblick festzuhalten, dann aber riß sich dieser los und rannte die Straße hinauf, gefolgt von dem Wärter und einer schreienden, johlenden Menschenmenge. Der Sträfling, ein großer, starker Mensch, hatte zuerst einen ziemlichen Vorsprung, aber durch Leute, die sich ihm von Zeit zu Zeit entgegenstellten, wurde er aufgehalten, und es gelang dem Wärter, ihm ein tüchtiges Stück näher zu kommen. Atemlos verfolgte die Menschenmenge das aufregende Schauspiel. Keuchend hasteten Verfolger und Verfolgter vorwärts, immer mehr schlossen sich der wilden Jagd an. Plötzlich rannte der Sträfling, als der Wärter nur noch wenige Schritte hinter ihm war, die Stufen eines Hauses hinauf, dessen Türen weit geöffnet waren, der Wärter hintendrein. Im nächsten Augenblick wurden die Türen zugeschlagen, und der ungeheuren Menschenmenge, die sich angesammelt hatte, zeigten sich auf den beiden Türflügeln Szenen aus einem Spektakelstück, das in diesem Hause Abend für Abend aufgeführt wurde. Gleich darauf traten Wärter und Sträfling Hand in Hand vor die Tür und verbeugten sich, dabei auf die Plakate deutend, vor dem ob der gelungenen Reklame lachenden Publikum. Sie hatten eine Szene aus dem Stück mit Erfolg auf offener Straße aufgeführt. —

An einer Eisenbahnstrecke, die nach einem vielbesuchten Badeort an der englischen Südküste führt, hatte der Verfertiger einer Patentmedizin die ganzen Zäune gemietet und mit Ankündigungen seiner Blutreinigungspillen versehen lassen. Die grellen Reklameschilder störten die Reisenden nicht weniger als die Bewohner des Badeortes. Aber der Medizinmann war nicht zu bewegen, die Ankündigungen entfernen zu lassen. Er hätte die Zäune gemietet, bezahle sie, und die Anzeigen würden bleiben, antwortete er auf vielfache Ersuchen um Entfernung derselben. Man beschloß, sich also selbst zu helfen und tat das auf eine sehr originelle Weise, die allen Reisenden ein vergnügtes Schmunzeln ablockte, den Medizinmann selbst vor Wut schäumen ließ. Ein Begräbnisunternehmer hatte nämlich den Platz vor den Plakaten des Pillenmannes gemietet und seine Ankündigungen da angeschlagen. Man las jetzt in großen Lettern: „Gebraucht Browns Blutreinigungspillen!“ und darunter geschickt angebracht, so daß es aussah, als ob es eine einzige Reklame war, stand: „Dann telegraphiert sofort an Miller und bestellt euer Begräbnis!“ Am nächsten Tage waren die Blutreinigungspillenplakate verschwunden. W. St.

Ein Wettrennen mit Schildkröten. — Was auch immer die Erfindungsgabe unserer sportfreudigen Zeit an eigenartigen Veranstaltungen auf diesem Gebiete bereits ersonnen haben mag, ein Wettrennen gleich dem, dessen „Start“ auf unserem nach einer Momentphotographie angefertigten Bilde dargestellt ist, dürfte doch zu den noch nicht dagewesenen Dingen gehören. Den Kindern der bekannten Tierhändlerfamilie Hagenbeck in Hamburg war es vorbehalten, die bisher bekannten Sportarten um diese neue zu bereichern, und ihre Veranstaltung hatte vor den sonst üblichen Wettrennen auf Pferden, Eseln oder anderen Vierfüßlern den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß es dabei ohne alle Tierquälerei abgehen konnte. Gegen Peitschenhiebe, Sporenstiche oder andere mehr oder weniger unangenehme Ermunterungen waren die Riesenschildkröten, die sich die Kinder als Reittiere ausersehen hatten, durch ihren dicken Panzer ja

hinlänglich geſchützt, und wenn man ſie veranlaſſen wollte, ihre angeborene Trägheit zu überwinden, ſo konnte es nur durch Mittel ſanfter Überredung geſchehen.

Dieſe Mittel kamen denn auch in Geſtalt ſaftiger Kohlblätter, die an Stöcken befeſtigt und vor den Köpfen der

Ein Wettrennen mit Schildkröten.

mächtigen Tiere verführeriſch hin und her bewegt wurden, zur Anwendung.

Trotzdem geſtaltete ſich das Rennen zu einem nicht gerade aufregenden Schauſpiel.

Es war ſchon ein Ereignis, wenn es einem der Reiter durch beſonders geſchickte Manöver gelungen war, ſeinen feurigen Renner um ein paar Zentimeter vorwärts zu bringen, und die auf ſolche ſportlichen Leiſtungen ſo wenig eingeübten Tiere zeigten überdies eine bedenkliche Neigung, ſich mehr im Kreiſe herum als in gerader Richtung zu bewegen. Aber es konnte ſchließlich doch einem der Konkurrenten, nachdem er ſich dreimal von dieſem oder jenem

Rivalen hatte überholen lassen, der Siegespreis zuerkannt werden.

Bemerkenswert war das drollige Schauspiel übrigens auch schon deshalb, weil man schwerlich auf einem anderen Fleck in Europa so viele prächtige Exemplare der aussterbenden Riesenschildkröte, die nur noch auf einigen wenigen Inseln vorkommt, hätte zusammenbringen können. Das Tier, das man in der Gefangenschaft nur schwer zur Annahme von Nahrung bewegen kann, und das deshalb trotz seiner außerordentlichen Zähigkeit gewöhnlich nach Verlauf einiger Monate zu Grunde geht, wird auch in unseren zoologischen Gärten immer seltener, und es verdient Anerkennung, daß die Firma Hagenbeck sich auf das eifrigste bemüht, möglichst viele Exemplare zu importieren, ehe die Gattung vollständig ausgerottet ist. R. O.

Friedrich der Große über seinen Vater. — In einer Unterhaltung mit Voltaire kam der große König auch auf seinen Vater, den König Friedrich Wilhelm I., zu sprechen. „Welch ein schrecklicher Mensch war er in seinem Zorn," sagte Friedrich, „aber auch wieder wie einsichtig und sorgsam! Sie glauben nicht, welche Ordnung er in alle Zweige der Regierung brachte. Nie war ein Fürst mehr fähig als er, in die Einzelheiten einzudringen. Seiner Sorge, seiner unermüdlichen Arbeit, seiner erstaunlichen Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit verdanke ich es, daß ich das habe ausführen können, was ich bisher ausgeführt habe. Er war sittenrein, aber auch von einer furchtbaren Strenge gegen andere, und wenn er schlechter Laune war, setzte es Hiebe und Fußtritte. Als ich noch ein Kind war und Latein lernte, deklinierte ich eben mensa, mensae mit meinem Lehrer, als plötzlich mein Vater ins Zimmer trat.

„Was macht ihr da?" fragte er.

„Papa, ich dekliniere mensa," sagte ich.

„Latein also treibst du mit meinem Sohne, du Schuft? Schere dich aus meinen Augen!"

Damit jagte er unter Stockschlägen und Fußtritten meinen Lehrer aus dem Zimmer. Ich kroch vor Angst unter den

Tisch und glaubte dort sicher zu sein. Aber nun stürzte er auf mich zu, zog mich an den Haaren in die Höhe, schlug auf mich los und rief: „Ich werde dich lehren, mir mit deinem mensa zu kommen!“

Als ich in Küstrin wegen meines Fluchtversuchs gefangen saß, forderte meine verehrungswürdige und zärtliche Mutter eines Tages meine Geschwister auf, sich dem Könige zu Füßen zu werfen und ihn um Gnade für mich anzuflehen. Sie erwarteten ihn in seinem Vorzimmer, und meine älteste Schwester ergriff niederknieend das Wort. Sofort schlug er auf sie los. Die übrigen Kinder krochen, wie damals ich in der lateinischen Stunde, unter den Tisch. Mein Vater wollte eben, den Rohrstock in der Hand, über sie herstürzen, da trat die Gouvernante, Gräfin v. Kameke, ins Zimmer und bat ihn um Schonung für seine Kinder.

„Fort mit Ihnen, Sie alte Hexe!“ rief der König.

Frau v. Kameke aber wich nicht. Sie sagte sehr entschlossen zu ihm: „Der Teufel holt Sie, wenn Sie die armen Kinder nicht in Ruhe lassen!“ Dann zog sie dieselben, den König fest im Auge behaltend, unter dem Tische hervor und führte sie aus dem Zimmer.

Am anderen Tage dankte er ihr dafür, daß sie ihn verhindert habe, eine Ungerechtigkeit zu begehen, und er erwies sich stets gütig gegen sie. Aber alle diese Szenen, von denen ich hörte oder die ich erlebte, blieben mir in trauriger Erinnerung. Träume ich von meinem Vater, so sehe ich ihn immer nur, wie er den Stock gegen mich aufhebt.“ E. T.

Diamantentransport. — Ein Geschäftsreisender, der häufig zwischen holländischen und englischen Häfen hin und her fährt, bemerkte wiederholt einen schäbig gekleideten Mann unter den Passagieren, der sich abseits von der Reisegesellschaft hielt und wie ein Mensch aussah, dem es recht schlecht geht. Es mußte dem Reisenden auffallen, daß dieser Mann so häufig die Schiffe benützte. Noch mehr erstaunte aber der Reisende, als er eines Tages zufälligerweise jenem Manne in London begegnete und er sein Äußeres sehr verändert fand. Der schäbig gekleidete Rei-

sende machte in London, als ihn der Beobachter dort wiedersah, den Eindruck eines wohlhabenden und feinen Herrn, er war auf das eleganteste gekleidet und verkehrte in einem Restaurant ersten Ranges. Alles dies machte ihm den Mann verdächtig. Er hielt ihn zuerst für einen Schmuggler; da der Mann aber niemals größeres Gepäck auf den Schiffen bei sich führte, sondern nur eine kleine Handtasche hatte, konnte er unmöglich schmuggeln, sondern mußte irgend eine andere geheime Absicht mit seiner schäbigen Kleidung verbinden.

Durch Zufall traf der Reisende mit einem englischen Polizeibeamten zusammen, den er auf den sonderbaren Mann aufmerksam machte. Der Polizeibeamte kannte aber schon den sonderbaren Reisenden, der bald schäbig, bald hochelegant gekleidet ging, und er klärte den Reisenden über die eigentümliche Erscheinung auf.

„Der Mann ist uns wohlbekannt," sagte er, „und Sie tun ihm unrecht, wenn Sie ihn für einen Gauner oder Schmuggler halten. Er ist im Gegenteil eine besondere Vertrauensperson und eine hochachtbare Persönlichkeit. Er ist nämlich einer von den Leuten, welche Diamanten von London nach Amsterdam oder Paris und von dort wieder umgekehrt nach London transportieren. Sämtliche in Südafrika gewonnenen Diamanten kommen nach London, werden hier sortiert und gehen dann in erster Linie nach Amsterdam, wo sich die berühmtesten Diamantschleifereien der ganzen Welt befinden. Die geschliffenen Diamanten müssen teilweise wieder nach London zurückgebracht werden, und nach langem Experimentieren hat man im Interesse der Sicherheit des Transportes und auch zur Ersparung der hohen Portokosten, die man der Post zahlen muß, wenn der Wert der Diamanten beim Hin- und Hersenden angegeben wird, sich entschlossen, den Transport durch besondere Vertrauenspersonen vornehmen zu lassen. Die Debeers-Kompanie in London hat drei solche Diamantentransporteure, die in regelmäßigen Zwischenräumen von London nach Holland und wieder zurückfahren. Die Leute sind absichtlich auf

ihren Reisen ärmlich gekleidet, weil bei solchen Persönlichkeiten niemand große Schätze voraussetzt. Und doch transportieren diese Leute in ihren Taschen sehr oft Diamanten im Werte von mehreren Millionen Mark. Man bezahlt diese Transporteure sehr gut, wendet aber außerdem noch eine Vorsichtsmaßregel an, von der zu hören Sie interessieren wird und durch welche die Transporteure, sollte wirklich einmal einer von ihnen sich als unzuverlässig erweisen, verhindert werden, eine Unterschlagung zu begehen. Die Debeers-Kompanie hat nämlich zu folgendem eigentümlichen Auskunftsmittel gegriffen. Ist eine Sendung von rohen Diamanten nach Amsterdam zu bringen, oder sollen von dort aus geschliffene Diamanten nach London zurücktransportiert werden, so sind an dem Transport alle drei Transporteure beteiligt; sie werden aber niemals zusammen auf die Reise geschickt, sondern an verschiedenen Tagen, und nehmen über verschiedene Routen ihren Weg. Nur einer von ihnen hat echte Diamanten; die anderen haben Nachahmungen, sogenannte Similidiamanten, bei sich. Die Päckchen mit den Diamanten sind versiegelt, der Transporteur ist also außer stande, die Steine zu untersuchen, er weiß nie, ob er Simili- oder echte Diamanten transportiert, und hat also zu riskieren, wenn er wirklich einen Fluchtversuch machen sollte, mit wertlosen Glassteinen durchgegangen zu sein.

Einem dieser Transporteure, und zwar dem ältesten und gewiegtesten, ist einmal ein eigentümliches Abenteuer passiert. Er benützte zwischen London und Dover die dritte Wagenklasse. Unterwegs stieg ein junges Mädchen in den Abteil, ein reines Kind noch, das kaum 16 Jahre alt sein mochte. Die Kleine war schüchtern und schien sehr ängstlich zu sein, der Transporteur erteilte ihr daher gern jeden gewünschten Bescheid. So kamen beide in ein lebhaftes Gespräch und wurden schließlich so vertraut miteinander, daß der Transporteur jede Vorsicht außer acht ließ und von seinen mitgenommenen Eßvorräten der harmlosen Mitreisenden etwas abgab. Das junge Mädchen nahm die

Eßwaren an, verzehrte sie mit Appetit und besann sich dann darauf, daß ihr ihre Tante ein Fläschchen mit Wein mitgegeben hatte. Sie bestand nun darauf, daß ihr Reisegefährte, der sein Frühstück mit ihr geteilt hatte, auch etwas von dem Wein mit ihr trinke. Der Transporteur trank ein kleines Gläschen Wein und schlief bald darauf ein. Als er erwachte — es war dies kurz vor Dover — war er im Abteil allein. Der erste Griff des Reisenden war nach dem Diamantenpaket, das er in seiner Tasche trug. Es war verschwunden. Die so unschuldig aussehende Reisegefährtin war eine abgefeimte Diebin, welche das Geheimnis des Diamantentransports kannte und den unglücklichen Transporteur um seinen Schatz gebracht hatte. Zum Glück transportierte diesmal der Vertrauensmann, ohne es zu wissen, Similisteine, und so kam er mit dem Schrecken, und die Gesellschaft ohne besonderen Schaden davon. A. O. K.

Putzsüchtige Hunde. — Daß Hunde durchaus nicht abgeneigt sind, sich herausstaffieren zu lassen, weiß jede Dame, die ihrem Schoßhündchen eine zierliche Schabracke oder dergleichen hat anfertigen lassen. Auch ein farbiges Halsband lassen sie sich mit Stolz umlegen.

Etwas anderes ist es, wenn Hunde im Zirkus, im Affentheater oder bei ähnlichen Schaustellungen mit buntem Flitterzeug behängt und in einer Weise herausgeputzt werden, die das Gelächter der Zuschauer erregt. Der Hund merkt es sehr genau, wenn sich ein Johlen erhebt, sobald er sich blicken läßt, und er ist scharfsinnig genug, das auf Rechnung seines hundeunwürdigen Aufputzes zu schreiben. Jeder Besitzer solcher Tierbuden und Zirkusse weiß aus Erfahrung, daß Hunde, die vom Publikum so aufgenommen werden, sich energisch dagegen sträuben, in das lachenerregende Kostüm zu schlüpfen. Sie sehen es eben nicht für eine Zierde, sondern für eine Entwürdigung an.

Wieder anders aber liegt die Sache, wenn es sich um Hundewettkämpfe oder Hundeausstellungen mit dem Endziel einer Preiskrönung handelt. Viele Bewerber führen

ihre Tiere in besonders dafür angefertigten Kostümen vor, und diese Art von Staatskleidern wird in der Regel von den klugen Vierfüßlern sehr gern angezogen.

Ein Hundezüchter machte in dieser Beziehung sehr bezeichnende Erfahrungen mit seinen Hunden, wobei nur zu bedauern ist, daß sie zu einem tragischen Ausgang führten.

Der Mann besaß zwei außerordentlich schöne, besser gesagt charakteristische Bulldoggen. In kurzer Aufeinanderfolge fanden in und bei seinem Wohnorte Hundeausstellungen statt, und der Hundebesitzer nahm sich vor, das eine seiner Prachttiere in der einen Ausstellung den Preisrichtern und dem Publikum vorzuführen, das andere in der zweiten Ausstellung. Er ließ zu diesem Zwecke einen Staatsanzug machen, der beiden Tieren paßte. Als die erste Ausstellung stattfand, bekam also der erste Hund ihn an, wurde viel darin bewundert und erzielte schließlich den ersten Preis. Acht Tage später paradierte auf der zweiten Ausstellung sein Kamerad in demselben Anzuge, erntete ebensoviel Bewunderung und gleichfalls den ersten Preis.

Sein Pfleger führte ihn in seinen Hundestall zurück, zog ihm die Livree aus, hängte sie an der Scheidewand zwischen beiden Zellen, die die preisgekrönten Tiere getrennt voneinander bewohnten, auf und entfernte sich.

Als er am nächsten Morgen wieder nach ihnen sah, fand er beide Hunde in einer Zelle und beide an zahllosen Bissen verendet. Zwischen ihnen lag der hübsche, olivengrüne, mit Goldtressen besetzte Anzug, zerrissen und blutbefleckt. Man wußte keine andere Erklärung für dies traurige Ende der schönen Hunde, als daß der erste Sieger den Rock, den er für seinen Ehrenanzug erkannte, zu sich hinüberziehen wollte, und daß der andere ihm das streitig machte. Darüber hatte der eine sich von der Kette losgerissen, hatte sich in die Zelle des zweiten gestürzt, und beide waren miteinander in einen Kampf geraten, der beider Untergang herbeiführte — um einen bunten Rock, aus wirklicher Putzsucht! C. D.

Die Zigeuner bei Hofe. — In früheren Zeiten pflegten die Zigeuner, wenn ein Fürst in Rumänien gestorben war, einige aus ihrer Mitte an den Hof zu senden, um dem Thronfolger Glück zu wünschen. Bei dieser Gelegenheit war es ihre Gewohnheit, irgend eine Gabe zu überreichen.

Bei der Thronbesteigung des Fürsten Cusa beschlossen sie nach vorhergegangener Beratung, daß der Häuptling mit drei der ersten Männer des Stammes an den Hof reisen und dem neuen Fürsten ihre Glückwünsche bringen sollte. Als Zeichen ihrer Ergebung sollte der Häuptling ein großes Stück frischer Butter mit den Worten überreichen: „Gott nehme Deine Hoheit in seine Obhut, mein Fürst!" Der zweite sollte hinzufügen: „Und Ihre Hoheit, die Fürstin!" Der dritte: „Und Seine Hoheit, den Erbprinzen!" Der vierte: „Und das ganze fürstliche Haus!"

Am festgesetzten Tage nahmen sie ihre Butter und zogen ab. Sie wurden als treue Untertanen höflich aufgenommen und sofort vor den Fürsten geführt. Als sie aber den Empfangssaal betreten wollten, in dem der Fürst sie erwartete, stolperte der Häuptling auf der Schwelle und fiel in das Gemach. Im Fallen verlor er die Butter aus den Händen, die dem Fürsten über den Teppich weg vor die Füße fiel.

Ärgerlich ob dieses Unheils rief der Häuptling im Aufstehen: „Hol dich der Henker, du dumme Schwelle!"

„Und Ihre Hoheit, die Fürstin!" rief der zweite, wie man ihm eingeprägt hatte.

„Und Seine Hoheit, den Erbprinzen!" schrie der dritte.

„Und das ganze fürstliche Haus!" brüllte der vierte aus allen Kräften.

Seit dieser Zeit wurden die Zigeuner nicht mehr bei Hofe empfangen. L. C.

Der erste Entdecker des elektrischen Glühlichts. — Als im Jahre 1780 Benjamin Franklin in der Eigenschaft eines Gesandten der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden amerikanischen Kolonien sich in Paris befand, wurde er dort befreundet mit dem Mechaniker und Instrumentenmacher

Regnier, einem geschickten und intelligenten Mann von großen Fähigkeiten. Franklin, der berühmte Erfinder des Blitzableiters, beschäftigte sich viel und gern mit dem Studium der Elektrizität, und auch der junge Franzose interessierte sich sehr dafür. Beide sprachen oft miteinander darüber und experimentierten auch manchmal gemeinschaftlich.

Als Franklin nach Amerika heimkehren mußte, schenkte er sein schön eingerahmtes Kupferstichporträt dem Freunde, und dieser verzierte den Rahmen, indem er darauf dreizehn stählerne Sternchen mit je neun Spitzen anbrachte, symmetrisch rund um das Bildnis herum geordnet und miteinander durch einen ganz dünnen Draht verbunden. Die dreizehn Sternchen sollten die dreizehn Staaten der neuen nordamerikanischen Union — mehr waren es nämlich anfangs nicht — bedeuten. Dann brachte er das Ende des Verbindungsdrahts mit dem Leitungsdraht einer kleinen Elektrisiermaschine zusammen, setzte letztere in Tätigkeit, worauf alsbald im dunklen Zimmer die dreizehn Sternchen in elektrischem Lichte zauberschön und dauernd erglühten. Zur Zeit der französischen Revolution und auch später zeigte Regnier oftmals seinen Freunden und Bekannten diese eigenartige elektrische Illumination zu Ehren des großen Franklin; er selbst aber und auch seine Freunde scheinen niemals darin etwas anderes als eine hübsche Spielerei gesehen zu haben; sie ahnten also nicht den ersten Keim einer wichtigen Erfindung darin.

Regniers Sohn, ebenfalls ein Mechaniker, besaß das Porträt mit den Glühsternchen noch im Jahre 1844. Damals befand sich Barnum mit seinem Zwerg Tom Thumb in Paris und besuchte ihn, um für sein Museum in New York einige Automaten und sonstige Merkwürdigkeiten von ihm zu kaufen. Auch er sah das Franklinporträt und das Leuchten der dreizehn Glühsternchen. Das berichtet Barnum ausführlich in seiner Selbstbiographie. F. L.

Guter Rat. — Der bekannte englische Dramatiker W. S. Gilbert hatte, wie alle aufstrebenden Talente, im Beginn seiner Laufbahn mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen

und erhielt von den Theaterdirektionen alle eingereichten Stücke zurück. Endlich gelang es ihm, den Schauspieler Robertson für sich zu interessieren. Dieser empfahl ihn einem Londoner Theaterdirektor namens Emden, und Gilbert reichte dem Direktor auf sein Ersuchen sein neuestes Stück ein.

Der Direktor las das Werk, ließ Gilbert zu sich kommen und sagte zu ihm: „Ihr Stück gefällt mir. Wieviel wollen Sie dafür haben?"

„Dreißig Pfund," versetzte der junge Dramatiker.

„Sagen wir die Hälfte, und ich werde es nehmen," erklärte Emden.

Gilbert ging, wenn auch schweren Herzens, auf diesen Vorschlag ein.

Emden setzte sich an seinen Schreibtisch, schrieb einen Scheck auf fünfzehn Pfund aus und sagte dann zu dem jungen Manne: „Hier, mein junger Freund, haben Sie das Geld. Gestatten Sie mir aber, daß ich Ihnen noch einen guten Rat gebe."

„Bitte!" versetzte Gilbert gespannt.

„Verkaufen Sie ein gutes Stück nie mehr so billig," erklärte der Direktor lächelnd. L—n.

Ein stolzer Doge. — Die ehedem so mächtige Republik Genua, welche vom 14. bis zu Ende des 18. Jahrhunderts durch Dogen mit herzoglichem Rang regiert wurde, hatte dem glänzendsten und einflußreichsten Regenten seiner Zeit, dem König Ludwig XIV. von Frankreich, Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben. Er bestand deshalb darauf, daß der Doge, als Oberhaupt des Staates Genua, mit vier Mitgliedern des Hohen Rates persönlich sich bei ihm entschuldigen müsse.

Der Doge kam, weil er nicht anders konnte, wie ein Fürst, mit aller Pracht die altberühmte Republik der Genuesen vertretend, und als in dem glänzenden, goldstrahlenden Schlosse von Versailles ihn jemand fragte, was ihm wohl hier am bewunderungswürdigsten erschiene, erwiderte er stolz: „Daß man mich hier sieht!" K. R.

Die Beamten des Schahs von Persien beziehen kein Gehalt, dafür ist es den betreffenden Personen gestattet, von allen Ankäufen eine Kommissionsgebühr zu nehmen, die oft recht hoch ist. So kaufte der Schah bei seiner letzten Anwesenheit in Paris Apparate für drahtlose Telegraphie, deren Preis 6000 Franken war; sie wurden aber mit 39,000 Franken gebucht. Der Schah bestellt seine Anzüge immer dutzendweise, denn er trägt jeden nur einigemal, dann läßt er den Anzug als Zeichen seiner Gunst einem seiner Hofleute überbringen, und dieser muß ihn mindestens einen Tag tragen, ob er ihm paßt oder nicht. Die Wirkung soll oft komisch sein, aber da der Brauch bis auf den König Darius im vierten Jahrhundert v. Chr. zurückgeht, so darf er nicht geändert werden. O. v. B.

Ein Zollscherz. — Eine Anzahl Kapitalisten in Boston hatten eine in Kanada gelegene Mineralquelle erworben und trafen Anstalten, das Wasser nach den Vereinigten Staaten einzuführen, als ein neuer Zolltarif plötzlich auf Mineralwasser einen Zoll von 24 Cents für die Gallone legte. Nun waren die Bostoner Kapitalisten in die Klemme geraten. Bei einem solchen Zoll war an eine Ausbeutung der Quelle nicht zu denken, und das Kaufgeld für die Quelle schien verloren. In dieser Not wandte man sich an einen Advokaten um Hilfe. Nach kurzem Nachdenken fragte dieser, ob es die heilkräftige Wirkung des Wassers beeinträchtigen würde, wenn man es in Eis umwandle. Ein Versuch wurde gemacht und bewiesen, daß der Gefrierprozeß keine nachteilige Wirkung hatte. Damit waren die Kapitalisten gerettet, da der Zolltarif das Eis auf die Freiliste gesetzt hatte. Die Quelle sprudelt weiter, und das Wasser kommt in Form von Eis über die Grenze. Die Kapitalisten jubeln, am meisten aber der findige Advokat, dem sein guter Einfall gut bezahlt wurde. C. T.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Schenken Sie Seiden-

stoffe zum Fest. Hochwillkommen für Blousen oder Kleid. Wundervolle Neuheiten. Porto- und zollfreier Versandt an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

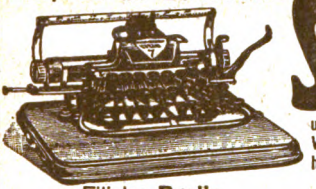
Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

— Alle diejenigen Leser dieses Buches, die Werth auf einen guten, naturreinen Tropfen Rothwein legen, möchte ich heute auf eine von der bekannten Firma **Ziegler & Gross in Konstanz 59** neu eingeführte Marke Pa. Rioja-Bordeaux, einen ganz ausgezeichneten naturreinen Tafelwein mit sehr angenehmem Bouquet, der an Qualität und Feinheit alle kleineren Bordeauxweine übertrifft und nur 85 Pfennig per Liter kostet, aufmerksam machen. Da genannte Firma Post-Probekisten mit 2 grossen Flaschen zu 2.70 Mark offeriert und noch kleine Postmuster den Hôtels, Apotheken, Offizier-Kasinos, Kantinen und Lazareth-Inspektionen etc. gratis zur Verfügung stellt, wird Jedermann Gelegenheit geboten, diesen wirklich sehr preiswerthen Wein ohne grosse Auslagen zu verkosten. Ich bin überzeugt, dass man mir für diese Notiz Dank wissen wird. Für kleine Weihnachtsgeschenke dürften sich diese Postprobekistchen, sowie Probekisten mit 10 und 20 Flaschen ganz besonders eignen. Preisliste erhält man gratis und franko zugesandt. Dr. B.

80,000 im Gebrauch!



Filiale: Berlin
Friedrichstr. 58 (Ecke Leipziger Str.)

Blickensderfer Schreibmaschine

Vollkommenstes, vielfach patentiertes und preisgekröntes System; vielseitigste Vorzüge und Neuerungen; größte Einfachheit und Dauerhaftigkeit. — Katalog franko.
Preis Mk. 175 u. Mk. 225.

Groyen & Richtmann, Köln.

Dr. Oetker's { Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Schatzkästlein des guten Rats.

Herausgegeben unter Mitwirkung von
Dr. Buschbaum, Philipp Brunner, Dr. jur. Dillon, Frau Dr. H. Engelken, Rektor Karl Erbe, Karl Gamer, Alban von Hahn, Prof. Dr. W. Heß, Max Hesdörffer, O. Hüttig, Frau Dr. Eliza Ichenhäuser, Justizrat Dr. L. Kielmeyer u. v. a.

Achte, vielfach vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit 54 Illustrationstafeln. In modernem Einband 5 Mark.

In sieben starken, schnell sich folgenden Auflagen ist das Schatzkästlein in zahlreiche Familien eingedrungen und hat sich überall als brauchbares Hausbuch bewährt. Da nun auch die siebente Auflage dem Ende zuging, fühlten wir die Pflicht, das Buch von Fachmännern von Grund aus neu bearbeiten zu lassen. Die achte Auflage steht somit in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit und hat zudem sehr erhebliche schätzenswerte Erweiterungen erfahren. Insbesondere hat das neue deutsche Bürgerliche Gesetzbuch die weitgehendste Berücksichtigung gefunden. Welcher Beruf paßt für dich? Wie hilft man dem Zucken der Gasflamme ab? Darf man den Gelüsten eines Fiebernden nachgeben? Wie wird ein Tisch gedeckt? Wie adressiert man einen Brief an den Rektor einer Universität? Wie heilt man einen kranken Hund? Welche Obstsorten gedeihen bei uns am besten? Wer grüßt zuerst? Wie legst du dein erspartes Geld an? Wie macht man ein Testament? Bei solchen und tausend ähnlichen Fragen des täglichen Lebens suche im „Schatzkästlein" eine Antwort und du wirst sie finden.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Kein Zerbrechen von Gläsern mehr!!

Preislisten gratis. „Serviteur." für 6, 8 u. 12 Gläser.

Kein Ärger, keine Kosten. Einfachst. Aufbewahren aller Gläser.
Schnellst. Serviren.

Verblüffend einfach! Verblüffend praktisch!

Wirklich neu! Wirklich neu!

D. R. P. a. ausl. Pat. D. R. G. M. ausländ. Pat.

Erhältlich in Hausstands-, Glas- und Luxusgeschäften.
An Private nur nach Orten, wo keine Vertretung.

Arthur Lange, Holzw.-Fabrik, Bahnhf. Grossharthau Sa.

Dr. Theinhardt's Kindernahrung.

Seit über 14 Jahren bei Ernährung gesunder Säuglinge glänzend bewährt und ebenso erfolgreich als diätetisches Therapeutikum angewandt bei:

Verdauungsstörungen, sommerlichen Diarrhoen, Brechdurchfall, Anaemie, Rhachitis, Skrophulose.

Einfache zuverlässige Zubereitung bei Verwendung von

Dr. Theinhardt's Dampfkocher.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

Hygiama.

Ein wohlschmeckendes, billiges Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten, Kranke und Leidende. — Das geeignetste Frühstück für die heranwachsende Jugend.

Von ersten Ärzten als eine Bereicherung der Krankenkost geschätzt und deshalb auch von denselben speziell empfohlen bei:

Bleichsucht, Blutarmut, Schwächezuständen, Unterernährung, Lungen- und Nierenleiden, fieberhaften Erkrankungen, Skrofeln, Magen- und Darmleiden, nervösen Verdauungsstörungen.

Unentbehrlich für werdende und stillende Mütter.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 863 K
WILSON
ANNEX